Weltgeschic... der Neuzeit

Dietrich Schäfer

Weltgeschichte der Neuzeit

Von

Dietrich Schäfer

Dritte Auflage

Erster Band

Von der Reformations- und Entdeckungszeit bis zum Siebenjährigen Kriege

Berlin 1908
Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Dem Freunde

Eduard Meyer

zugeeignet.

Inhaltsübersicht.

Berichtigungen.

S. 32, Absatz 2, Z. 6 lies: Lusiaden, statt: Lusiade.
S. 154, Absatz 2, Z. 3 lies: Wessel Gansfort, statt: Johann Wessel.
S. 205, Z. 2 von unten lies: 16. Jahrhundert, statt: 15. Jahrhundert.

Ein ausführliches Namen- und Sachverzeichnis befindet sich am Schluß des zweiten Bandes.

Einleitung.

Eine Weltgeschichte in zwei Bänden! Was kann das werden? Diese Frage wird wohl jeder aufwerfen, der von diesem Buche Notiz nimmt. Auch der Verfasser hat sie sich vorgelegt, und er glaubt Rechenschaft schuldig zu sein über die Antwort, die er gefunden hat.

Die Bezeichnung Weltgeschichte ist ein altes Besitztum unserer Sprache und unserer Vorstellungswelt. Das Mittelalter hat das Wort geprägt, dem Zeitgebrauch entsprechend zunächst in lateinischer Form. Es verdankt seine Entstehung der Verknüpfung der biblischen Geschichtsüberlieferung mit der griechisch-römischen. Unter chronicon universale, chronica mundi, Weltchronik verstand man eine chronologisch geordnete Sammlung geschichtlicher Daten von der Erschaffung der Welt bis zur jeweiligen Gegenwart, die für Deutschland durch die Verschmelzung von deutschem Königtum und römischer Kaiserwürde ihr besonderes Gepräge erhielt. Nach deutscher Vorstellung lief sie in die Geschichte des eigenen Reiches aus.

Die entwickeltere Schulbildung der Neuzeit hat den Begriff der Weltgeschichte in weitere Kreise getragen, ihren Stoff nach allen Seiten hin erweitert, seine wechselseitigen Beziehungen zu größerer Klarheit gebracht. Die Gesamtvorstellung vom Inhalt der Weltgeschichte hat gleichwohl im Laufe der Jahrhunderte eine wesentliche Veränderung nicht erfahren. Jedermann weiß, daß unter diesem Namen noch heute ganz allgemein eine Reihe von Geschehnissen zusammengefaßt wird, deren älteste dem ägyptischen Kulturkreise angehören, und die weiterhin dem Leben der orientalischen und der abendländischen Völker und ganz besonders den Geschicken der

kaukasischen Rasse entnommen sind. Einleitend wird in der Regel ein Blick auf Hindus und Chinesen geworfen.

Man kann dieser Zusammenstellung gewiß eine innere Berechtigung nicht absprechen. Es besteht unleugbar ein Zusammenhang zwischen den Ereignissen, die am Nil aus einer Vergangenheit von sechs Jahrtausenden ans Licht treten, und der unendlichen Fülle historischen Lebens, das sich zunächst ums Mittelmeer, dann besonders in Europa und zuletzt von Europa aus, getragen durch dessen Bewohner und Sprößlinge, auf dem ganzen Erdenrund verbreitete. Mit diesem Zusammenhang ist die Vorbedingung geschichtlicher Erkenntnis, eine Entwickelungsreihe, gegeben. Aber was sich in dieser Kette aneinandergliedert, ist keine Geschichte der Welt; es ist in der Hauptsache eine Geschichte der europäisch-orientalischen Kultur, wie wir diese Ausdrücke zu fassen gewöhnt sind, mit besonderer Beachtung ihrer abendländischen Vertreter. Nicht gerade mit demselben, aber doch mit ähnlichem Rechte könnte man die Darlegung einer beliebigen anderen Entwickelungsreihe, die von irgend einem gesetzten Ursprung an bis zur Gegenwart verläuft, etwa den Werdegang ostasiatischer Kultur, als Weltgeschichte bezeichnen. Unsere Zeit ist in der Lage und hat auch Anlaß, dem Begriff Weltgeschichte einen weiteren Inhalt zu geben.

In den beiden jüngsten Menschenaltern haben Art und Umfang menschlicher Beziehungen in ihrer äußeren Gestaltung einen mächtigen Wandel erfahren. Welche entscheidende Rolle die Fortschritte der Technik dabei gespielt haben, ist jedermann geläufig. Raum und Zeit haben ihre hemmende Kraft nicht völlig einbüßen können; ihr Wirkungsbereich ist aber in staunenswerter Weise beschränkt worden.

Die Völker sind einander unendlich viel näher gerückt, als noch vor hundert Jahren denkbar erschien. Ihre Beziehungen sind zugleich inniger und lebhafter geworden, die wechselseitigen Einwirkungen rascher und kräftiger. Dazu pulsiert ihr inneres Leben ungleich stärker. Die leitenden europäischen Völker scheinen verjüngt, von einer Triebkraft durchglüht, wie die Vorzeit sie nur auf den Höhe-

punkten der Entwickelung vereinzelt gekannt hat. Fast noch gewaltiger regen sich Selbstgefühl und Tatendrang in ihren amerikanischen Sprößlingen auf der andern Seite der nördlichen Halbkugel. Man sucht auch die entlegensten Gegenden des Erdballs in seinen Wirkungskreis zu ziehen. Unerforscht sind heute nur noch wenige Winkel der Länder und Meere; in die Berechnungen einbezogen wird jeder.

Die Geschicke der Völker sind fester ineinander geflochten, als das je zuvor der Fall war. Gerade das letzte Jahrzehnt, ganz besonders allerjüngste Ereignisse haben das dem allgemeinen Verständnis unwiderstehlich aufgedrängt. Es gibt heute, was es bislang nicht gegeben hat und nicht geben konnte, eine geschichtliche Gesamtentwickelung der Menschheit, eine wirkliche Weltgeschichte. Nirgends auf der Erde kann noch etwas von Belang geschehen, das nicht überall beachtet, überall, sei es als Förderung, sei es als Hemmnis, mitempfunden würde.

Die Wandlung vollzieht sich unaufhaltsam. Es muß mit ihr rechnen, wer mitten inne steht im Leben; es darf sie aber auch nicht übersehen, wer die Hergänge, ihr Werden und ihre Verknüpfung geschichtlich zu verstehen sucht. Vor allem werden geschichtliche Gesamtbetrachtung und Gesamtauffassung ihr Rechnung tragen müssen. Als Weltgeschichte kann nur noch gelten, was sich mit der Gesamtheit der Menschen beschäftigt und in ihrem Werdegange die treibenden Kräfte zu erkennen strebt.

Man kann nicht mit dem Reiz der Neuheit rechnen, wenn man das ausspricht. Die Ereignisse reden eine zu deutliche Sprache, als daß sie nicht hätten verstanden werden sollen. So ist denn auch neuerdings versucht worden, Weltgeschichte zu schreiben unter Berücksichtigung von Hergängen und Gebieten, die man bislang bei weltgeschichtlichen Darstellungen unbeachtet zu lassen pflegte.

Die bei großen Arbeiten seit langem beliebte, in neuerer Zeit besonders häufig und geschickt gehandhabte Verteilung des Stoffes unter zahlreiche Mitarbeiter ist auch hier zur Anwendung gekommen.

Sie ist aber sicher dem Herausarbeiten einer Gesamtauffassung wenig günstig. Und doch darf man eine solche als unerläßliches Erfordernis bezeichnen, wenn Weltgeschichte — und wie wäre sie ohne das denkbar? — etwas sein soll, was einen Zusammenhang in sich trägt. So muß, soll dieser Begriff zu seinem vollen Rechte kommen, ein einzelner sich an die Gesamtaufgabe wagen.

Die Bedenken, die solchem Beginnen entgegenstehen, sind offenkundig. Wenn es jemand als vermessen bezeichnen wollte, so könnte man nur zögernd und zagend Einspruch erheben. Die Fülle des Stoffes und der Überlieferung ist zu groß und zugleich zu vielgestaltig, als daß ein einzelner sie gleichmäßig durchdringen und beherrschen könnte. Aber die Unmöglichkeit, auf anderem Wege zu dem Ziele zu gelangen, das vorschwebt und das erreicht werden muß, wenn eine einheitliche Gesamtauffassung als nötig und möglich angesehen wird, steht nicht minder fest. Und es erscheint dem Verfasser doch nicht undenkbar, daß Einheitlichkeit die Vorzüge ausgleichen könnte, die Spezialisten einem Sammelwerke zu geben vermögen. Er weiß, daß er sich der Gefahr aussetzt, der Leichtfertigkeit geziehen zu werden. Aber dieser Gefahr sicher zu entgehen, würde die Vorbereitung eines Menschenlebens nicht ausreichen; sich von ihr abschrecken lassen, hieße die Lösung der Aufgabe für unmöglich erklären.

Eine Weltgeschichte, die als erstes Erfordernis einen unter den Völkern der Erde bestehenden Zusammenhang voraussetzt, kann erst einsetzen mit dem Zeitpunkte, da es Menschen gab, deren Blick die gesamte Erde zu umfassen anfing. Das ist vor den sogenannten Entdeckungen nicht der Fall gewesen. Damit ist also der Ausgangspunkt der Arbeit gegeben. Außerordentlich nahe liegt aber die Gefahr, daß aus diesem Gesichtspunkte, der sich der Gegenwart als ein beherrschender aufdrängt, die vergangenen Jahrhunderte, und besonders die früheren, in ein falsches Licht gerückt werden. Er könnte leicht dazu führen, den überseeischen Beziehungen, die sich im Entdeckungszeitalter neu knüpften, von vornherein einen

ähnlich weitreichenden Einfluß auf den Gang der Geschichte zuzuschreiben, wie sie ihn in der Gegenwart ausüben. Das hieße in einen der schlimmsten Fehler verfallen, die der Historiker begehen kann, die Vorzeit mit Maßen der Gegenwart messen.

Dieser Fehler soll hier nicht begangen werden. Der Verfasser glaubt das Verdienst beanspruchen zu können, der landläufigen Überschätzung des Entdeckungszeitalters als einer der ersten mit Nachdruck entgegengetreten zu sein. Die unbefangene Betrachtung lehrt, daß die neuen Beziehungen über See keineswegs so bald umwälzend auf den Gang der europäischen Dinge einwirkten. Wenn sie demnach hier auch den Ausgangspunkt bilden, an dem die Darstellung einsetzen wird, so soll doch die überragende Bedeutung, welche die Hergänge in Europa noch lange und in wesentlichen Teilen bis auf den heutigen Tag behaupteten, zu ihrem vollen Rechte kommen. Das Abweichende vom üblichen Brauche wird darin liegen, daß die Darstellung sich stets der Sachlage bewußt bleibt, die sich unserer gegenwärtigen Erkenntnis als Ergebnis der Entwickelung darstellt, der Sachlage, die gekennzeichnet wird durch den Wettbewerb der Völker und vor allem der leitenden Nationen um Weltgeltung, und daß sie in dieser Sachlage den Leitstern besonders für die Auswahl des Stoffes sieht.

Es kann gegen diese Auffassung nicht der Vorwurf mangelnder Objektivität erhoben werden. Wer Geschichte schreiben, nicht bloß Quellenmaterial bereit stellen will, kann gar nicht anders, als den Stoff nach irgend einem Gesichtspunkte auswählen und ordnen. Noch soll der Geschichtschreiber erstehen, der es anders gemacht hätte. Auch kann kein Gegensatz gefunden werden zwischen der Aufgabenstellung, welche erzählen will, „wie es gewesen“, und jener, die darlegen will, „wie es geworden ist“. Denn Ranke hat, als er den bekannten Satz niederschrieb, nichts anderes im Sinne gehabt, als zu zeigen, wie der Werdegang gewesen ist, und nur der Wunsch nach einem Schlagwort hat einer Formel das Leben gegeben, die, wenn sie überhaupt eine Berechtigung haben soll, nur als eine Wiederholung Rankescher Auffassung angesehen werden

kann. Die Vorzeit kann der Lebende nur sehen unter dem Gesichtswinkel, den sein Standpunkt zuläßt; versucht er, das zu vergessen, so bleibt sein Wissen tot. Er steht unter einem gewissen Zwange, wenn er an die Vergangenheit nicht nur die Fragen stellt, die in ihr beschlossen sind, sondern auch die, die unserem Entwickelungsstande nahe liegen. Mit diesem natürlichen Drange bleibt aber volle Unbefangenheit gegenüber den Tatsachen und Hergängen durchaus vereinbar. Man kann von ihm erfüllt sein und braucht doch keineswegs den Dingen Gewalt anzutun, kann doch ehrlich und mit Erfolg bemüht sein, sie aus sich heraus zu verstehen und sie allein zu bewerten nach Maßstäben, die mit ihnen gegeben sind. Damit aber übt man die wahre, die dem Darsteller allein mögliche Objektivität. Das Seiende ist ein Ergebnis der Vergangenheit, und diese Tatsache genügt, um jeden, der ernstlich zum Verständnis des Werdeganges durchzudringen sucht, zu zwingen, dem Erkenntnisbedürfnis des Lebenden Rechnung zu tragen.

Die Frage, ob die Geschichte eine Lehrmeisterin sein könne, ist eine viel umstrittene. Wer sie überlegen verneint, denkt doch nur an etwa vorliegende Einzelfragen oder übersieht eine der unwiderleglichsten Erfahrungen, die es geben kann. Denn unter den Strömungen, die menschliches Geistesleben beherrschen, sind nicht allzu viele von so unabweisbarer Tatsächlichkeit wie das *historische* Bedürfnis. In Einzelpersönlichkeiten wie in Gemeinschaften, in Familien und in Völkern, in Religionsgenossenschaften und sonstigen Verbänden, welcher Art sie auch immer sein mögen, erwacht es und gewinnt Kraft, sobald die ersten Anfänge höherer Kultur erreicht sind.

Welchen Einfluß auf die Geschicke der Völker historische Vorstellungen, die in ihnen lebendig waren, geübt haben, ist eine Frage, die man nur aufzuwerfen braucht, um sich der ganzen Tragweite solcher Vorstellungen bewußt zu werden. Nicht mit Unrecht ist behauptet worden, daß Neuerungen mit Vorliebe an die Vergangenheit anknüpfen, um ihre Daseinsberechtigung zu erweisen.

Und diese historischen Neigungen treten um so stärker auf, je höher eine Kultur entwickelt ist. Die Neuzeit ist völlig durchsetzt von diesen Gedankengängen. Die nationale Staatenbildung, die das 19. Jahrhundert beherrscht, hat vor allem aus ihnen Leben und Kraft gewonnen. Was das deutsche Volk der historischen Richtung seines Sehnens und Sinnens, der Erinnerung an seine Vorzeit, verdankt, ist ja geradezu überwältigend. „Die Vergangenheit ist unser geistiger Besitz, einer unserer wertvollsten."

Haben aber die Vorstellungen von der Vergangenheit, die in einem Volke lebendig sind, Wert und Bedeutung für seine Gegenwart und Zukunft, so kann es auch nicht gleichgültig sein, wie sie beschaffen sind. Im Gegenteil, sie zu bereichern, zu vertiefen und zu läutern ist und bleibt eine Aufgabe, für deren Lösung die Besten höchstens noch gut genug sind. Ob geschichtliche Erfahrung in Einzelfragen fördern kann, ist dabei nebensächlich. „Wir wollen," sagt Jakob Burckhardt, „durch Erfahrung nicht sowohl klug — für ein andermal —, als weise — für immer — werden."

Klare, in sich gefestigte Geschichtsauffassung scheint mir aber gerade für unser deutsches Volk ein Erfordernis von besonderer Wichtigkeit zu sein. Wir haben ja, soweit Erforschung der Geschichte in Frage kommt, im verflossenen Jahrhundert die Führung übernommen und bis heute behauptet. In bezug auf Entwickelung geschichtlichen Sinnes, geschichtlicher Betrachtungs- und Urteilsweise können wir den gleichen Ruhm nicht in Anspruch nehmen. Wir müßten Schönfärberei treiben, wollten wir uns der Überzeugung hingeben, daß diese Erfordernisse eines starken nationalen Lebens in den letzten Jahrzehnten in Deutschland steigende Bedeutung gewonnen hätten und in erhöhtem Maße ein hervorstechender Zug unserer Bildung geworden wären. Eine Steigerung des antiquarischen Interesses, der verschiedenartigsten Sammel- und Museentätigkeit ist unverkennbar; sie ist gleichsam ein Teil der höheren Lebenshaltung, in die unser Volk hineingewachsen ist. Aber hat die Vertiefung des historischen Verständnisses damit Schritt gehalten? An den Universitäten ist die Geschichte ein Fach-

studium geworden, dessen Frequenz sich regelt nach seiner Verwendbarkeit im Berufsleben und demgemäß z. B. jener der sprachlichen Schuldisziplinen nachsteht. Eine größere Hörerzahl kann der Geschichtslehrer höchstens noch in öffentlichen Vorlesungen um sich vereinigen. Trotz des zunehmenden Fachdrills hat sich ja der deutsche Student, dank seiner akademischen Freiheit, noch immer eine erfreuliche Wertschätzung universeller Bildung bewahrt. Dieser Zug, mit dem deutsches Geistesleben stehen und fallen wird, ist der Philosophie einigermaßen treu geblieben, hat aber an die Stelle der Geschichte vielfach die Volkswirtschaft gesetzt, verständlich genug in einem Zeitalter, dessen Hauptaufgabe es zu sein scheint, die soziale Schichtung neu zu gestalten und mit ihr Besitzfragen neu zu regeln. Daß die volkswirtschaftlichen Studien vielfach eine historische Richtung nehmen, ist für diese Verschiebung von untergeordnetem Belange. Denn die Kernfrage alles geschichtlichen Lebens liegt in der Erkenntnis der Entwickelungsbedingungen staatlicher Gebilde, und die ist und bleibt die eigenste Aufgabe historischer Wissenschaft, deren Lösung zwar von den verschiedensten Seiten her gefördert, die aber von keiner geschichtlichen Nebendisziplin in die Hand genommen werden kann.

An den Entschließungen, die über Stellung und Bestand unseres Volkes entscheiden, historischer Denk- und Urteilsweise in jeder Instanz ihren berechtigten Anteil zu wahren, ist ein Ziel, das im Auge zu behalten geschichtlicher Wissenschaft als eine unerläßliche Pflicht erscheinen muß, um so unerläßlicher, je mehr die Kreise sich erweitern, die auf diese Entschließungen Einfluß gewinnen.

Es ist noch ein anderer Gesichtspunkt, der uns Deutschen die Notwendigkeit einer geschlossenen Geschichtsauffassung besonders nahelegt. Seit den napoleonischen Tagen hat sich unsere Entwickelung fast ununterbrochen in aufsteigender Linie bewegt. Die Aufrichtung des nationalen Reiches mit all dem glänzenden Heldentum, dessen unser Volk sich erfreuen durfte, war ein so überschwengliches Glück, daß die Empfindung der befriedigten Ruhe natürlich und berechtigt war. Seitdem hat ein wirtschaftliches Emporblühen sondergleichen

den Wert des Errungenen erst recht ins Licht gestellt, ist aber auch Ausgangspunkt geworden für eine Fülle von Wünschen und Bedürfnissen, von Forderungen und Begehren, die die weitesten Kreise der Nation in steter, trotz anhaltenden Fortschrittes mehr wachsender als nachlassender Spannung erhalten. Dazu müssen wir es fortgesetzt empfinden, daß die Geburtszeit der neuen Welt unserem Volke die konfessionelle Spaltung als unverlierbares Angebinde in die Wiege legte. Dieser Sachlage gegenüber kann kaum oft und laut genug daran erinnert werden, daß neue Aufgaben zu lösen sind, daß auch das geeinigte Deutschland seiner gesamten Kraft bedarf, um sich und sein Volkstum im Wettbewerb der Nationen auf der ihnen gebührenden Stelle zu erhalten. Es darf nicht anders sein, als daß diese Notwendigkeit auch in der geschichtlichen Gesamtauffassung ihren Ausdruck findet.

Die Generation von 1870/71 sah im neubegründeten Kaiserreich den Abschluß einer mehr als tausendjährigen Entwickelung, und sie war im Recht, da nach jahrhundertelangen schweren Heimsuchungen das Ziel alles vaterländischen Sehnens und Strebens erreicht, dem deutschen Volke ein nationaler Staat erstanden war. Heute kann niemand mehr zweifeln, daß die reichen Errungenschaften der Väter nur die Grundlage sein können, auf der die Söhne weiterzubauen haben, und nicht nur das, sondern auch, daß diese Grundlage nur durch unausgesetzte Wachsamkeit und opferwilligste Anstrengungen erhalten werden kann. In Europa wie in der Welt hat Deutschland eine Stellung gewonnen, die es behaupten und ausbauen muß, wenn es Schritt halten will mit anderen führenden Mächten. Hier liegt jetzt die Aufgabe, die richtig zu erfassen und anzugreifen, auch geschichtliches Verständnis mithelfen kann.

Vor unserer, der jüngsten, haben andere große Nationen einen weiten Vorsprung in der Fähigkeit, politisches Wollen zu betätigen. Durchweg als Folge einer langen und einheitlichen Geschichte ist ihr Nationalgefühl geschlossener, kräftiger und sicherer. Unleugbar haben wir in dieser Richtung im letzten Menschenalter Fortschritte gemacht. Aber wir würden uns in Selbsttäuschung

wiegen, wollten wir wähnen, wir könnten es unseren älteren, großen und kleinen Mitbewerbern in dieser Beziehung gleichtun. Sind doch in unserem Volke selbst starke Richtungen lebendig, die bemüht sind, nationales Empfinden abzuschwächen. So wird auch geschichtliche Betrachtung nicht müde werden dürfen, nachzuweisen, wo für unser Volk die Bedingungen dauernder Wohlfahrt liegen, welche Voraussetzungen für sie unerläßlich sind. Hier soll dieser Pflicht genügt werden, indem versucht wird, die Jahrhunderte, in denen sich der Zusammenhang geschichtlichen Lebens zu einem den ganzen Erdball umspannenden entwickelte, im Hinblick auf die Ergebnisse zu erfassen, die am Anfange des zwanzigsten vor jedermanns Augen liegen.

Wenn das dem Verfasser für unser deutsches Leben besonders fruchtbar erscheint, so möchte er doch Verwahrung einlegen gegen die Folgerung, als müßte nun das deutsche Volk überall im Mittelpunkt dieser Betrachtung stehen. Er glaubt, daß das, was hier erreicht werden soll, nur erreicht werden kann, wenn jedes Volk und jede Bewegung an die Stelle gerückt wird und die Beleuchtung erfährt, die nach dem Maße historischer Betätigung und Wirkung als die richtige erscheint. Es wird dem Verfasser nicht gelingen, überall diesem Ideal nahezukommen; aber der Grund ist dann nicht in mangelndem Wollen, sondern in der Schwierigkeit der Aufgabe zu suchen.

Es ist kein Abweichen von dieser Richtlinie, wenn den deutschen Dingen eine etwas eingehendere Behandlung zuteil wird; wer zunächst für Deutsche schreibt, kann nicht anders verfahren. Vor übertriebenem Nationalismus oder gar Chauvinismus fühlt sich der Verfasser sicher, obgleich er in vaterländischer Gesinnung niemandem nachzustehen glaubt. Er meint seinem Volke am besten zu nützen durch geschichtliche Wahrheit und nur durch diese.

Zwischen den Tagen des Augustus und der Eroberung Konstantinopels liegen fast anderthalb Jahrtausende. Wer diesen Zeit-

raum überblickt, dem wird als eine der merkwürdigsten Tatsachen auffallen, daß in dieser langen Folge von Jahrhunderten der Schauplatz geschichtlichen Lebens sich wohl verschob, nicht aber erweiterte. Zieht man das voraufgehende Jahrtausend oder die kurze Spanne Neuzeit zum Vergleiche heran, so hebt sich diese Eigentümlichkeit noch deutlicher ab.

Die römische Republik hatte das Mittelmeer zu einem Binnengewässer ihres Staatswesens gemacht. Der Zusammenbruch des weströmischen Reiches und das Aufkommen des Islam zersprengten diese einheitliche Kulturwelt. Die gesamte Nordküste Afrikas und Roms vorderasiatische Lande lösten sich vom Schicksal Italiens und der abendländischen Teile des Römerreichs und gingen ihre gesonderten Wege. Über die Straße von Gibraltar und die Gewässer der Propontis hinweg vermochten arabische und osmanische Träger des Mohammedanismus im Westen und Osten europäischen Boden zu gewinnen, einerseits bis über die Pyrenäen vorzustoßen, andererseits die Balkan-Halbinsel zu erobern. Christliche und abendländische Kultur sah sich in der Zeit ihrer äußersten Einengung, als die Schlacht bei Poitiers geschlagen wurde, auf die schmale Basis der Lande von der Loire bis zum Rheine gestellt.

Aber von da an wuchs ihr Geltungsbereich wieder. Sie fand nicht nur die Kraft, die europäischen Teile des weströmischen Reiches unter ihre Herrschaft zusammenzufassen, sie vermochte auch neue Gebiete zu gewinnen, vor allem die Sitze der Germanen in Mitteleuropa, dann angrenzende, von Slawen, Magyaren und Völkern lettischen und finnisch-estnischen Stammes bewohnte Länder. Doch blieben das östliche Küstenland des baltischen Meeres und die Karpathen mit einer beide verbindenden, unter Schwankungen verlaufenden Linie die äußersten Grenzen, bis zu denen abendländisches Geschichtsleben im Mittelalter seine Kreise zog. Die russische Welt stand ihm fern. Es war ein Gebiet, das an räumlichem Umfang dem römischen Weltreiche nicht unwesentlich nachstand. Die regellosen Versuche der Kreuzfahrerzeit, im Orient wieder Fuß zu fassen, haben dauernden Erfolg nicht gehabt.

Einen ähnlichen Eindruck einer in ihrem Gesamtergebnis rückläufigen Bewegung kann man empfangen, wenn man den Blick auf die staatliche Ausgestaltung der mittelalterlichen Kulturwelt richtet. Der geschlossenen Einheit des Römerreichs steht die vollendete Zersplitterung gegenüber. Das nationale Staatsleben der antiken Mittelmeervölker war im Römertum untergegangen. Erst die germanischen Völker haben den Gedanken nationaler Staatengliederung wieder in die abendländische Geschichte eingeführt, ihn dann zum vollen Siege gebracht, allerdings nicht ohne Schwankungen. Die Monarchie Karls des Großen vereinte alle germanischen Staatsbildungen des Festlandes zu einem fränkischen Gesamtreiche. Das Interesse der Kirche und ihres römischen Leiters an einer starken, die ganze Christenheit umfassenden weltlichen Gewalt kam ihr entgegen. Durch die Wiederbelebung des römischen Kaisertitels ward der neuen Weltmacht der Glanz der wohl niedergeworfenen, aber noch immer vom Nimbus der Geschichte umstrahlten und durch tausend Erinnerungen redenden Vorgängerin verliehen. So hatte der germanische Sondertrieb mit dem Gedanken des imperium Romanum zu ringen. Sein vornehmster Träger blieb die Kirche mit ihrem Oberhaupte. Aber widerspruchsvoll, wie sich geschichtliche Entwickelung zu vollziehen pflegt, wurde das römische Kaisertum gerade durch den deutschen König Otto I. eine Art dauernder Institution und trat in engste Verbindung gerade mit dem reinsten germanischen Staatswesen des Abendlandes. Seine Geltung war doch nur ein Schatten dessen, was ursprünglich vorgeschwebt hatte.

Die staatliche Gliederung, die sich nach unendlichen Wirren in bunter Mischung dem mittelalterlichen Leben entrang, stand auf nationaler und dynastischer Grundlage. Von einer politischen Einheit gegenüber der außerchristlichen Welt konnte nicht die Rede sein. In doppelter Beziehung stand man ungünstiger als einst das römische Reich; man war an Besitztum geschmälert, und was an Kräften vorhanden war, entbehrte jeder Zusammenfassung. Daß die Kirche eine war, konnte dafür keinen Ersatz bieten. Die oft wiederholten Versuche der Päpste, die Christenheit zum Kampfe

gegen die Ungläubigen zu sammeln, haben einen Erfolg nicht gehabt und konnten ihn nicht haben, wären sie auch ernstlicher gemeint gewesen, als es vielfach der Fall war.

Trotzdem ist die gewaltige römische Welt in Trümmer gegangen; aus dem engen, zerfahrenen Mittelalter aber erwuchs die Neuzeit, die europäischem Wesen den Erdkreis öffnete. Wie konnte das geschehen? Die Antwort kann nicht gegeben werden, ohne daß man sich die Art mittelalterlichen Geistes und mittelalterlicher Lebensformen vergegenwärtigt.

Seit Jakob Burckhardt seine glänzende „Kultur der Renaissance“ schrieb, ist es ein Gemeinplatz geworden, daß die von Italien ausgehende Geistesbewegung mit dem ins Französische übersetzten Namen die Geburtsstunde der Individualität bedeute. Die Auffassung wird dauernden Wert behaupten, soweit künstlerisches Gestalten in Frage kommt. Über dieses Gebiet hinaus kann sie berechtigte Geltung nicht beanspruchen. Wer sie vertritt, urteilt nach dem, was das Mittelalter schriftlich und bildlich über seine Menschen zu sagen wußte, nicht aber nach dem, was sie taten.

Wenn es irgend eine Zeit gegeben hat, in der die Einzelpersönlichkeit entwickelt war, so war es das Mittelalter, und gerade von der Renaissance kann man sagen, daß sie einen starken Anstoß gab, der Individualität der Tat Schranken zu ziehen. Nur dem oberflächlichen Blick, der Zeit und Ort nicht scheidet, erscheinen Ritter und Mönch, Bürger und Bauer, Kaufmann und Zunftgenosse des Mittelalters als feste, unveränderliche Typen. Wer näher hinsieht, erkennt alsbald die unendliche Mannigfaltigkeit der Hergänge und Verhältnisse und die Fülle starker Persönlichkeiten, die ihre Umgebung zu formen vermochten.

Es gab kaum ein Gesetz, das nicht Ausnahmen hätte dulden müssen, kaum eine Ordnung, die nicht durchbrochen worden wäre. Selbst die Kirche, die an Einheitlichkeit jede andere Institution weit übertraf, konnte sich diesem Geist der Zeit nicht entziehen. In Ordens- und Weltgeistlichkeit, in kirchlicher Übung und religiösem

Leben, in Gliederung und Verwaltung, im Dienen und Herrschen zeigt sie von Island bis Sizilien eine Vielgestaltigkeit, von der die Gegenwart in ihrer den ganzen Erdball umspannenden Organisation kaum noch die Spuren bewahrt hat.

Erst das Zeitalter der Aufklärung, das vom Mittelalter nur noch die ihres Inhalts beraubten Formen kannte und selbst nicht zur Entfaltung gelangen konnte, ohne diese zertrümmert und hinweggeräumt zu haben, hat der media aetas, den mittleren Jahrhunderten, die vom Licht klassischer Bildung nicht umstrahlt schienen, wie den Namen, so den Charakter des Starren, Rückständigen, Verknöcherten beigelegt und dem heute noch kursfähigen Schlagworte „mittelalterliche Zustände" die Entstehung gegeben. Wollte man das Wort in gerade entgegengesetztem Sinne kräftigen Wachsens und Werdens, nie ermüdender, schaffensfroher Tätigkeit verstehen, man würde der Wahrheit sehr viel näher kommen. Denn wenn es irgend eine Zeit gegeben hat, die reich war an Neubildungen auf fast allen Gebieten, in Staat und Kirche, in Recht und Wirtschaft, in ständischer Gliederung und geistigem Leben, so war es das Mittelalter, und zwar an Neubildungen, die auf lange hinaus bestimmend wurden für den Gang der Geschichte. Renaissance, Humanismus, Reformation, die weiten Pforten, durch welche die Neuzeit ihren Einzug hielt, haben ihre Wurzeln tief im Mittelalter, sind ohne dieses gar nicht denkbar, sind *seine* Frucht.

Daß die Renaissance ihren Namen, so weit er belegen soll, daß ihr Inhalt in der Wiederbelebung des klassischen Altertums zu suchen sei, zu Unrecht erhalten hat, darüber kann heute kein Zweifel mehr bestehen. Sie ruht auf mittelalterlichem Boden, in jener Kultur, die in Dante ihren höchsten dichterischen Ausdruck gefunden hat, und mit der Hinwendung zur Antike betritt sie ein weiteres — wenn man will, das furchtbarste — jener Gebiete, die noch die mittelalterliche Welt in ihrem Bildungsdrange dem menschlichen Geiste eroberte.

Kennzeichnend aber für mittelalterliche Geistesrichtung ist das echt germanische Prinzip der Einzelgeltung, des Sonder- und

Minderheitsrechts gegen Gesamtheit und Mehrheit. Das mittelalterliche Leben scheidet den Begriff des Gehorsams gleichsam aus; Unbotmäßigkeit ist nicht mit dem sittlichen Makel behaftet, den ihr römische und moderne Auffassung beigelegt haben.

Wenn dieser Geist Quelle einer schier unerschöpflichen Tatkraft wurde, so ist andererseits verständlich, daß er die Bildung größerer, leistungsfähiger Staatswesen, wie überhaupt jede umfassendere und festere Organisation außerordentlich erschwerte. Die Stammesreiche, die zunächst die politischen Nachfolger der Römer wurden, sahen sich alsbald den heftigsten inneren Zerwürfnissen ausgesetzt. Nur ganz besonders kräftige Naturen, wie sie in Karl Martell, Pipin und Karl dem Großen das karolingische Haus in beispielloser Aufeinanderfolge durch drei Generationen hervorgebracht hat, vermochten dem Einheitsgedanken gegenüber den Sondergelüsten zeitweilig zum Siege zu verhelfen. Im 9. Jahrhundert setzte sich dann die Staatengliederung durch, die in ihren Hauptzügen eine dauernde bleiben sollte.

Aber nur das deutsche (ostfränkische) Reich überstand rasch die Gefahr weiteren Zerfalles. Die beiden ersten sächsischen Könige wurden die Begründer seiner Einheit und werden mit Recht als solche gepriesen; Frankreich hatte noch Jahrhunderte um seinen Bestand als Einheitsstaat zu kämpfen. Otto I. vermochte die italienische Krone zu gewinnen und das römische Kaisertum zu beleben. Als Konrad II. noch Burgund erworben hatte, war der Herrscher der Deutschen Herr von Mitteleuropa, von der Rhone bis zur Oder und von den Rheinmündungen bis in die Berge der Abruzzen.

Der Gedanke des römischen Reiches schien wieder reale Macht zu gewinnen, wie einst in den Tagen Karls des Großen. Aber aus dem hilfesuchenden Oberhaupt der Kirche, das dem Frankenkönige die Kaiserkrone aufs Haupt gesetzt hatte, war, wesentlich unter dem Schutze dieser Krone, ein starker Mitbewerber geworden. Kirchlicher Geist hatte sich so tief in die Gemüter gesenkt, daß nichts

anderes der Zeit dauerndes Heil zu sichern schien als die Leitung der Welt durch die Kirche.

So trat der Papst an die Stelle des Kaisers; in ihm verkörperte sich die Einheit der Christenheit, nicht mehr in einem weltlichen Herrn. Es war die letzte Konsequenz der theokratischen Auffassung, die seit dem 8. und 9. Jahrhundert zu immer größerer Geltung gelangt war. Sie mußte besonders das deutsche Königtum treffen, das seine überragende Machtstellung vor allem der Verbindung mit der Kirche und dem Episkopat verdankte. So wurde der Investiturstreit für Deutschland verderblich wie für kein anderes Land. Er entfesselte den politischen Ehrgeiz, die Hab- und Herrschsucht zahlloser Sonderkräfte, die hier wie überall im Abendlande sich regten und auch von den mächtigen deutschen Königen nur mühsam niedergehalten worden waren. Gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts schien sich Europa in eine endlose Zahl politischer Einzelgebilde auflösen zu sollen, über die alle die Kurie eine Obergewalt beanspruchte, ohne eine solche doch irgendwie tatsächlich durchführen zu können.

Deutschland und Italien haben sich im Mittelalter aus dieser Lage nicht wieder befreien können. Im Investiturstreit hatte der deutsche Fürstenstand eine Stellung gewonnen, die in direktem Angriffe nicht mehr zu nehmen war. Selbst ein Friedrich Barbarossa sah keinen anderen Weg, als durch Paktieren mit der neuen Gewalt sie seiner italienischen Politik dienstbar zu machen, um so jenseit der Alpen eine neue Königsmacht zu begründen. Er stieß auf den Widerstand des Papstes und der wunderbar rasch und kräftig emporgeblühten lombardischen Städte. Die Erwerbung des normannischen Königreichs für seinen Sohn und der frühe Tod dieses seines Nachfolgers wurden dann Anlaß, daß das deutsche Königtum seinen Schwerpunkt völlig nach Unter-Italien verlegte und in neue erbitterte Kämpfe mit dem Papste verwickelt wurde.

Beide Länder, Deutschland und Italien, sind so in politische Einzelgebilde zerfallen, die in Italien überhaupt durch kein Band, in Deutschland nur noch lose durch den Namen des Reiches zu einer

Einheit zusammengefaßt wurden. Des Papstes Macht hatte ausgereicht, das Kaisertum zu Fall zu bringen; es auch nur in Italien zu ersetzen, genügte sie nicht. Die Kurie geriet bald in unwürdige Abhängigkeit gerade von der Gewalt, die sie gegen den verhaßten Gegner zu Hilfe gerufen hatte, der französischen. Das deutsche Königtum verlor seine europäische Stellung. Auf die Leitung der Reichsangelegenheiten, soweit von solchen noch die Rede sein konnte, gewann das Fürstentum einen maßgebenden Einfluß. Die Königskrone war nur noch begehrenswert als ein Mittel, mit besserer Aussicht auf Erfolg Hausmachtspolitik zu treiben.

Es würde unrichtig sein, wollte man sagen, daß der Sondertrieb, der so in Deutschland und Italien völlig die Oberhand gewann, einen Niedergang der beiden Länder zur Folge gehabt hätte. Lebenskräftig festigten sich die lokalen Gewalten und wuchsen in der Vertretung ihrer eigensten Interessen zu modernen Staaten heraus. Italien erlebte die Hochkultur des 14. und 15. Jahrhunderts. Die Städte beider Länder wurden die ersten Träger eines weitergreifenden und höher organisierten See- und Landhandels. Die Italiener förderten die Kunst der Navigation; ein deutscher Bürger schenkte der Welt die Buchdruckerkunst. Aber so rege der Schaffenstrieb war und so vielseitig und tiefgreifend die Begabung, die Enge der Staatenbildungen ließ eine weite Machtsphäre, eine starke Wirkung in die Ferne nicht zu.

Was an Wissen und Können gewonnen, an Tatkraft aufgespeichert war, bedurfte eines umfassenderen Bodens und größerer Machtmittel, um zu voller Entfaltung zu gelangen. Der Schwerpunkt der europäischen Geschichte verlegte sich aus der Mitte, die als Sitz der zentralen Gewalten so lange in leitender Stellung gewesen, durch eben diese Gewalten aber in Auflösung geraten war, in den Westen des Erdteils, der durch eine glücklichere politische Entwickelung über die Mitte hinaus wuchs.

Die Regierungszeit Philipps II. August bedeutet für Frankreichs mittelalterliche Geschichte eine entscheidende Wendung. Der

Zeitgenosse des Richard Löwenherz, des Johann ohne Land und des deutschen Doppelkönigtums nach Heinrichs VI. Tode hat Frankreich wieder eine europäische Stellung und seinem Königtum wieder eine festbegründete Macht gegeben. Seine Nachfolger konnten in Italien den deutschen Einfluß durch den französischen ersetzen, die deutsche Stellung im Königreich Burgund völlig untergraben und das Papsttum von Frankreich so abhängig machen, wie es vom römisch-deutschen Kaiser nie gewesen war.

Der Thronfolgestreit der Valois mit dem englischen Königshause stellte diese Errungenschaften wieder in Frage. Schwerer innerer Hader, dann die Untreue des mächtigsten, dem regierenden königlichen Hause selbst entsprossenen Vasallen, des burgundischen Herzogs, brachten Land und Königtum in die schwierigsten Lagen. Der Papst konnte der „babylonischen Gefangenschaft" ein Ende machen und von Avignon nach Rom zurückkehren. Aber die drohende Fremdherrschaft entflammte auch den früh und stark entwickelten nationalen Stolz der Franzosen. In der Gestalt der Jungfrau von Orleans fand ihre heiße, hingebende Vaterlandsliebe eine so wunderbare wie glänzende Verkörperung. Die Fremden mußten vom Boden Frankreichs weichen; das Königtum trug aus der patriotischen Erhebung in einer festeren Ausgestaltung des Finanz- und Heerwesens wertvolle Vorbedingungen dauernder Machtstellung davon.

Ludwig XI., der Machiavellist vor Machiavell, dessen Staatskunst doch nicht zum ersten Male auf Frankreichs Thron geübt wurde, errichtete auf diesem Grunde das Gebäude, in dem zugleich Frankreichs Einheit und seine Leitung durch eine starke Königsgewalt gesichert wurden. Frankreich gewann einen weiten Vorsprung vor seinem östlichen Nachbarn, hinter dem es in der ersten Hälfte des Mittelalters zurückgestanden hatte. Hoher und niederer Adel waren bereit, Ehrgeiz und Kriegslust, in allen Ländern am Mittelmeer schon so oft und so glänzend betätigt, in den Dienst der Krone zu stellen. Ein kräftig entwickeltes Bürgertum sah in ihr seine Hauptstütze, ohne daß doch der Gang der Ereignisse ihm jemals gestattet

hätte, ein politisches Selbstbestimmungsrecht zu erstreben, wie es italienische und deutsche Städte besaßen.

Zu einem ähnlichen Ergebnis, wenn auch unter abweichenden Formen, entwickelten sich die Dinge in England und auf der pyrenäischen Halbinsel. Die Mißerfolge auf französischem Boden wurden für England zu Erfolgen in der Heimat. Es behielt ein nationales Königtum, anstatt sein regierendes Haus zu teilen mit dem Lande, dem die Dynastie entstammte. Die normannische Eroberung hatte das Königtum fester in den Sattel gesetzt als irgendwo sonst in Europa, Unter-Italien ausgenommen, wo ebenfalls Normannen den Staat begründeten. Andererseits standen in bezug auf Veranlagung für Entwickelung eines zugleich freien und kräftigen Staatswesens, die man den germanischen Stämmen mit Recht nachrühmt, die Angelsachsen in vorderster Reihe, und die Betätigung dieser Veranlagung wurde befördert, ja eigentlich erst möglich gemacht, durch ihr enges Zusammenwohnen auf einem Gebiete, das den Umfang eines deutschen Stammesherzogtums nicht überstieg.

So hielten sich Königtum und ständische Gewalt in England mehr das Gleichgewicht als in irgend einem anderen Lande des mittelalterlichen Europa. Die schweren dynastischen Kämpfe, die besonders nach dem letzten erfolglosen Ringen um den französischen Festlandsbesitz das Land heimsuchten, fanden 1485 in der Thronfolge der Tudors ihren Abschluß. Die Befestigung des Herrscherhauses bedeutete zugleich eine Stärkung der Königsgewalt gegenüber dem geschwächten höheren Adel. Auch das Parlament wurde zeitweise durch die Krone in Schatten gestellt; doch war es in dreihundertjährigen Kämpfen zu fest gewurzelt, als daß es aus dem Leben dieses Staates hätte ausgeschieden werden können. Es teilte sich mit der Krone in die Vertretung englischer Einheit und Macht, die vor allem dadurch und durch die Gunst der insularen Lage eine stetigere und nachhaltigere geworden ist als irgendwo sonst.

Anders haben sich die Dinge in Spanien gestaltet. Doch war das Königtum auch hier auf dem Wege, die Kräfte des Volkes

zu fester Einheit zusammenzufassen. Die Verbindung Ferdinands mit Isabella schuf eine Art Personalunion der beiden Reiche, die sich so oft in erbitterter Feindschaft gegenüber gestanden hatten. Zwar blieb Portugal abseits, aber Kastilianer und Aragonesen räumten gemeinsam den letzten Rest maurischer Herrschaft vom Boden der Halbinsel hinweg. In den ersten Tagen des Jahres, das Kolumbus nach Amerika führte, zogen König und Königin gemeinsam in Granada ein. Die Macht ihres stolzen Adels zu beugen, hatten sie beide längst begonnen und blieben sie auch ferner beflissen; sie haben in diesem Streben beim bürgerlichen Elemente Unterstützung gefunden. Hier wie in anderen Ländern erwies es sich als ein treffliches Mittel, ihn unschädlich zu machen und zugleich der Krone zu gewinnen, wenn man seinen Ehrgeiz und seinen Tatendrang nach außen lenkte. In Portugal haben gleichzeitig Johann II. und Manuel die Stellung des Königtums fast noch erfolgreicher kräftigen können. So standen beide Staaten der pyrenäischen Halbinsel bereit zu Taten, die den alten Rahmen sprengen sollten.

Als man von der starren Rückständigkeit des Mittelalters zu sprechen begann, stützte man sich nicht zuletzt auf Argumente, die dem Leben der Kirche entnommen waren. Das Mittelalter kannte nur die eine römische. Es ist aber gar keine Frage, daß deren Geschichte, soweit sie sich vor dem Tridentinum abspielt, unendlich viel reicher und lebendiger verläuft als nach diesem zentralisierenden Reorganisationsversuch. Die Kirche faßt es selbst nicht anders auf. Wenn sie von ihren großen Päpsten spricht, so denkt sie an mittelalterliche, nicht an neuzeitliche. Die mittelalterliche Geschichte der Kirche ist voll der verschiedenartigsten Versuche, Richtungen, Bestrebungen, die durch-, mit- und gegeneinander wirken, auftauchen, verschwinden oder sich Geltung erringen. Nicht einmal von der Kurie selbst kann man sagen, daß sie mit der Beständigkeit, wie es seit dem Tridentinum der Fall gewesen ist, immer das gleiche Ziel im Auge gehabt habe.

Und das Ergebnis ist dementsprechend gewesen. Es hat im

Mittelalter kaum eine Zeit gegeben, in der nicht die Lehre der Kirche umstritten worden wäre, und die grundsätzlichen oder gelegentlichen Auflehnungen gegen ihr Regiment drängten sich förmlich in geistlichen und in Laienkreisen. Die Frage über den Vorrang von Papst oder Konzil war keineswegs entschieden, als die großen Reformkonzilien an ihrer Lösung gescheitert waren. Die von Gregor VII. beanspruchte, von Thomas von Aquino systematisierte irdische Gottstatthalterschaft blieb eine Doktrin. Bonifacius VIII., der ihr den verwegensten Ausdruck gab, mußte sich in seinem eigenen Palaste von Dienern des französischen Königs gefangennehmen lassen.

Wohin man blickt, ist im mittelalterlichen Leben der Kirche Kampf und Bewegung. Und in diesem Kampfe gewann die Laienschaft eine immer steigende Bedeutung, zerrte immer heftiger an dem Gängelbande, an dem die Geistlichkeit sie durch die Tage der Kindheit geleitet hatte. Die Laienbildung, nie völlig verschwunden, wuchs zusehends im 12. und 13. Jahrhundert, übernahm im 14. und 15. im Geistesleben des Abendlandes die Führung. Sie rüttelte an den Fesseln der Scholastik, die das Wissen zu fetten suchte durch den Glauben. Auch auf diesem Gebiete erntete die Neuzeit, was das Mittelalter säete.

Man spricht von der Nacht der Barbarei, die der Einbruch der Germanen in das römische Reich über Europa verbreitete. Man kann genug anführen, um dieses Urteil zu rechtfertigen. Aber die Hauptfrage ist doch: Trugen die Zerstörer genügend Licht in sich, um die von ihnen geschaffene Nacht wieder zu erhellen? Und darauf ist nur ein volltönendes Ja die richtige Antwort. Sie haben in Trümmer gelegt, was morsch und verbraucht war. Der Neubau bedurfte Zeit, und ehe erkennbar wurde, was erstehen sollte, vergingen Jahrhunderte. Aber was dann erwuchs, war fester gefügt und vermochte einen mächtigeren Bau zu tragen als selbst das gewaltige römische Reich.

Das teilweise Aufgehen der Germanen in dem an Zahl so unendlich überlegenen und in so viel feineren Formen lebenden

Römertum hat zu einem neuen romanischen Wesen neben dem festgehaltenen germanischen geführt. Aber eine Einheit der Kultur blieb doch gewahrt dank der Tatsache, daß die politischen und rechtlichen Institutionen und die ständische Gliederung durch die Germanen neu geschaffen wurden, und dank der zusammenfassenden, ausgleichenden Tätigkeit der Kirche. Es ist ja unmöglich, einen Vergleich zu ziehen zwischen der römischen Kaiserzeit und dem 15. Jahrhundert. Aber wenn man die Dinge an ihren Früchten erkennen soll, so gebührt letzterem der Preis. Das Mittelalter barg eine Zukunft in sich, die römische Welt nicht.

Auf die Frage, ob etwa Europa am Ende des Mittelalters über eine stärkere Bevölkerung verfügte als das Römerreich, müssen wir die Antwort schuldig bleiben. Wollte man doch eine geben, so müßte es wohl eher eine verneinende als eine bejahende sein. Eine Stadt wie das alte Rom hatte das Mittelalter nicht aufzuweisen. Das päpstliche Rom, Venedig, auch Paris und London, die schon damals durch Bevölkerungszahl hervorragten, blieben jedenfalls weit hinter der alten Tiberstadt zurück. Aber in der wahrscheinlich geringeren Menschenzahl und auf dem engeren Schauplatz regte sich das kräftigste Sonder- und Eigenleben, das in den verschiedensten Richtungen nach Betätigung drängte. Und dieses Sonder- und Eigenleben war doch an mehr als einer Stelle auch genügend zu größeren Gebilden zusammengefaßt und fest genug organisiert, um solche Betätigung zu versuchen. So ward die „Nacht der Barbarei“ Quelle eines Lichtes, das die Vorzeit weit überstrahlte.

Während des ganzen Mittelalters hat das Abendland Beziehungen zur Außenwelt unterhalten. Sie sind aber durch Jahrhunderte weniger umfassend und minder lebhaft gewesen als einst die des Römerreiches. Das Emporkommen der arabischen Welt, die vom 8. bis zum 10. Jahrhundert auch das westliche Becken des Mittelmeeres völlig in ihre Kreise zog, setzte dem Verkehr auf seinem alten Hauptschauplatz enge Schranken. In eben

dieser Zeit aber ist es geschehen, daß die Normannen mit ihren leichten, offenen Schiffen fast zu gleicher Zeit (866 bzw. 861) von Osten kommend über das Schwarze Meer vor Konstantinopel erschienen und von Westen her durch die Straße von Gibraltar Luna und Pisa erreichten und verwüsteten.

Das war mehr, als je ein Römer oder Grieche geleistet hatte. Der Ruhm, die verwegensten Seefahrer des Mittelalters, ja aller Zeiten gewesen zu sein, kann den Normannen kaum streitig gemacht werden. Ihnen wurden im Jahre 1000 und in den nächsten Jahren auch die nordöstlichen Küsten des amerikanischen Kontinents bekannt, ohne daß doch die Kunde erhalten blieb oder Wert erlangt hätte. Im Mittelmeer wurden bald die langsam emporblühenden italienischen Städte Amalfi und Venedig, dann Pisa und Genua die vornehmsten Träger der Beziehungen zum byzantinischen Osten und zu den muselmännischen Küsten. Das Auftreten der Normannen als Begründer einer staatlichen Selbständigkeit Unter-Italiens gab auch hier neuen Anstoß und festeren Rückhalt. Sie entrissen den Sarazenen Sizilien und machten es zur Grundlage ihres neuen Königreichs; schon vorher hatten Pisaner und Genuesen auf Korsika und Sardinien Fuß gefaßt.

Unter-Italien hängt historisch und geographisch kaum weniger mit der Balkan- als der Apenninen-Halbinsel zusammen. Auch die normannischen Herrscher haben bald ihren Blick nach Osten gewandt und jenseit der Straße von Otranto Erweiterung ihres Besitzes erstrebt. Im Zeitalter der Kreuzzüge gewinnt ihr Staat eine überragende Bedeutung, nicht nur als wichtigste Stütze des Papsttums in seinem Kampfe mit dem Kaisertum, sondern auch als Ausfallstor der Christenheit gegen den Islam. Die deutsche, die englische, die französische Politik, dann auch durch Aragonien die spanische, haben das Königreich beider Sizilien, die beste Mittelmeerstellung, als erstrebenswerten Besitz ins Auge gefaßt.

Das Abendland hat das heilige Grab nicht zu behaupten, nicht einmal einen Posten an der syrisch-phönizischen Küste festzuhalten vermocht. Es verdankte aber den Kreuzzügen doch die end-

gültige Überlegenheit im westlichen Mittelmeer und wertvolle Stützpunkte im Osten bis Cypern hin. Die zeitweise Verdrängung der Paläologen durch das lateinische Kaisertum führte die Abendländer sogar ins Schwarze Meer zu Handelsbeziehungen in Trapezunt und am kimmerischen Bosporus.

Der gewaltige Vorstoß, den die innerasiatische Welt, die einst die Hunnen entsandt hatte, im 13. Jahrhundert zum zweiten Male gegen Europa unternahm, kam schon zum Stehen, ehe er Deutschlands Grenzen erreichte. Er hat auch die Beziehungen zum Osten mehr gefördert als gehemmt, da die mongolischen Herrscher friedlichem Verkehr keine grundsätzliche Feindschaft entgegensetzten. Abgesandte des Abendlandes erreichten im 13. und 14. Jahrhundert wiederholt das goldene Kaiserzelt bei Karakorum, und Vertreter von Florentiner und venetianischen Handelshäusern sowie Missionare gelangten sogar nach China, das ebenfalls von den Mongolen unterworfen war. Erst als die Chinesen 1346 unter Führung der heimischen Ming-Dynastie das Joch abschüttelten, wurden diese Verbindungen des Westens mit dem fernsten Osten wieder durchschnitten.

Die Kenntnis jener Länder aber, die sich vor allem an den Namen Marco Polo knüpft, blieb unverloren, auch als das Vordringen der Osmanen dem Handel der Italiener wieder engere Grenzen setzte. Die Eroberung Konstantinopels hat ihrem Verkehr mit dem Schwarzen Meere den Todesstoß gegeben. Welche Interessen hier auf dem Spiele standen, zeigt die Tatsache, daß die Genuesen die einzigen Abendländer waren, die dem bedrängten griechischen Kaisertum Hilfe leisteten. Die mameluckische Herrschaft, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts in Ägypten aufgerichtet wurde, machte jedem direkten Verkehr über dieses Land hinaus ein Ende. Aber Alexandrien blieb doch einer der wichtigsten Handelsplätze der Venetianer, die dort von den Mameluken die indischen Waren bezogen. So schloß das Mittelalter ab, ohne gegen Osten und Süden das Handelsgebiet der Römer dauernd wiedergewonnen zu haben. Aber seine Kenntnis der asiatischen Welt stand schwer-

lich hinter der römischen zurück, übertraf sie wahrscheinlich nicht unwesentlich.

Und noch mehr gilt das von Afrika. Die Kunde vom Christentum Abessyniens und der mittleren Nilgebiete war dauernd lebendig geblieben; das dorthin verlegte Reich des Priesters Johannes spielt bei den Unternehmungen Heinrichs des Seefahrers eine Rolle. Schon im 14. Jahrhundert war nicht nur Madeira, sondern auch die weit draußen liegende Gruppe der Azoren bekannt, und man wußte von der Existenz von Karawanenstraßen durch die Sahara. Den Portugiesen ist dann auch jene Erweiterung unserer Erdkenntnis zu verdanken, die bis 1486, dem Jahre der Umsegelung Südafrikas durch Bartolomäus Diaz, die Westkonturen des ganzen Erdteils der bekannten Welt eingefügt hat.

Nimmt man noch die erweiterte Kunde des Nordens hinzu, die westwärts bis Island und Grönland, ostwärts über das Nordkap hinausreichte, so kann kein Zweifel sein, daß das ausgehende Mittelalter über eine Erdkenntnis verfügte, die trotz der vorübergehenden Umnachtung des Wissens die der Alten nicht unwesentlich überstieg. Daß es nautisch durch seine hochbordigen, segeltüchtigen Schiffe, durch Kompaß, Jakobsstab und verbesserte Zeitmessung dem Altertum überlegen und vor allem den Schwierigkeiten einer Fahrt auf hoher See ungleich besser gewachsen war, bedarf keiner näheren Darlegung. Was es aber in dieser Richtung Neues errungen hat, das hat es ganz überwiegend aus sich selbst geschöpft.

Man kann darüber streiten, welche Völkergruppen um die Zeit des Überganges vom Mittelalter zur Neuzeit höher entwickelt waren, die abendländisch-christlichen oder die morgenländisch-mohammedanischen, indischen und asiatischen. Es fehlt an sicheren und ergiebigen Vergleichspunkten. Das aber unterliegt keinem Zweifel, daß die Folgezeit bis zur Gegenwart hin eine unendlich überlegene Leistungsfähigkeit der christlich-abendländischen Kultur erwiesen hat. Die asiatische Welt hat sich in den letzten vier Jahrhunderten unfähig gezeigt, stark über ihren Kreis hinauszugreifen. Der Islam

hat gegen Ende des Mittelalters in den indischen Gebieten an Boden gewonnen, wahrscheinlich auch in Mittelafrika; gegen das Abendland haben die Türken nur vorübergehende und in ihrer Gesamtwirkung nebensächliche Erfolge zu erringen vermocht. Ostasien hat völlig geruht, abgeschlossen in sich selbst. Keins der östlichen Kulturvölker hat sich auch nur bemüht, die westliche Welt aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Der Zeit der arabischen Reisen ist eine völlige Teilnahmlosigkeit gefolgt. Der Kriegerstamm der Osmanen hat nicht gelernt, daß Wissen eine Macht ist. Ausschließlich die Europäer sind es gewesen, welche die jetzt bestehenden Verbindungen über die Erde begründet und entwickelt haben, an fast allen Ecken und Enden der Welt sich festsetzend, handelnd oder herrschend.

Zurzeit gibt es nur noch wenige Länder und Völker der Erde, die nicht unter ihrer oder ihrer Abkömmlinge Gewalt oder Einfluß sind. Ob das so bleiben wird? Noch vor einem Jahrzehnt hätte diese Frage kaum ernstlich aufgeworfen werden können; heute drängt sie sich auf. Wir gehen wichtigen Entscheidungen entgegen, und es ist nicht unmöglich, daß die europäischen Völker dem Höhepunkt ihrer weltgeschichtlichen Geltung nahe stehen oder ihn gar erreicht haben. So liegt es heute näher als noch vor wenigen Jahren, die Hergänge seit dem Ausgange des Mittelalters, wo zuerst der Blick des Abendländers die Erde zu umspannen begann, einer einheitlichen Betrachtung zu unterziehen.

Erstes Buch.

Bis zum Auftreten der Engländer und Niederländer in Ostindien.

Erstes Kapitel.

Die Entdeckungen.

Am 12. Oktober 1492 erblickte Christoph Kolumbus die Dünenseite einer der Koralleninseln, die wir unter dem Namen der Bahama zusammenfassen. Er war Genuese, und unter den Persönlichkeiten, welche die Entwickelung seines kühnen Planes beeinflußten, findet sich der Florentiner Physiker Toscanelli. Nach einem Italiener erhielt der neue Erdteil seinen Namen. Das sind deutliche Fingerzeige, welche Kultur Pate stand bei der Einführung der neuen Welt in das geschichtliche Leben.

Nur mit schwerer Mühe hat der Mann, der „Kastilien und Leon die neue Welt schenkte", die spanischen Herrscher bestimmt, ihm die unentbehrliche Hilfe zu gewähren. Die Männer von Palos und Huelva, die mit ihm die Fahrt wagten, auch ihr Eigenes daran setzten, waren kühne Seeleute, als Schiffer dem Fremden völlig gewachsen, vielleicht überlegen. Auch fehlte es Spanien sonst an seinen katalonischen, baskisch-kastilischen und galizischen Küsten nicht an tüchtigen Seefahrern. Aber sie suchten ihr Brot in herkömmlichem Erwerbe, der über die Küsten des südwestlichen Europa von Brügge bis Messina nicht hinausführte. Als Entdecker waren sie nie hervorgetreten. Der Italiener mußte kommen, ihnen diese Bahn zu zeigen.

Schon auf der ersten Fahrt gelangte Kolumbus hinaus über die ärmlichen Bahama-Inseln an die in tropischer Vegetation prangenden Gestade Kubas und an ihnen entlang nach dem reichgesegneten Haiti, das seinen Namen alsbald in Española und weiter in San Domingo verwandelte. Eine zweite Fahrt führte 1493 in die Mitte

der Kleinen Antillen, nach Dominika, weiter nach Portoriko und über Española zur Südküste Kubas und nach Jamaika.

1498 erreichte der Entdecker in der Nähe von Trinidad das Festland selbst. Die Süßwasserfluten des Orinoko haben ihn aber nicht veranlaßt, ihrem Ursprunge nachzugehen. Auch auf der vierten und letzten Reise löste er das geographische Problem, das in Frage stand, eine Durchfahrt nach Indien zu finden, nicht, stellte aber auch seine Unlösbarkeit für Mittelamerika nicht fest. Er folgte 1502/3 der Küste vom Kap Honduras bis in den Chiriqui-Golf, wo die Landenge kaum breiter ist als in der Gegend von Panama, erhielt die Nachricht, daß nur zehn Tagereisen westlich ein neuer großer Ozean liege, ließ sie aber unbeachtet und blieb, über den Golf von Darien zurückkehrend, bei der Vorstellung, daß Honduras die Halbinsel Malakka sei, er sich nur zehn Märsche von der Mündung des Ganges entfernt befunden habe. Sein und seiner Zeitgenossen Entdeckersinn war vor allem auf Gewinn gerichtet, auf Gold und die Schätze Indiens. In der Vorstellung, dieses Land erreicht zu haben, ist Kolumbus am 21. Mai 1506 in Valladolid gestorben, trotz weltgeschichtlicher Erfolge in schmerzlicher Enttäuschung.

Die Nachwelt hat bei ihrem Urteil das Erreichte, nicht das Erstrebte in den Vordergrund gestellt, über die Beweggründe, die den Entdecker leiteten und die ihm die Enttäuschung bereiteten, hinweggesehen.

Anlaß zu Kolumbus letzter Fahrt hatte die inzwischen erfolgte Auffindung des Seeweges nach Ostindien durch die Portugiesen gegeben.

Vasco da Gama durfte den Versuch erneuern, von dem Bartholomäus Diaz 1486 voll tiefen Schmerzes hatte abstehen müssen. Am 20. Mai 1498 erreichte er nach mehr als zehnmonatlicher Reise Kalikut an der Küste von Malabar. Auf der nächsten Fahrt fand dann Cabral, durch den Äquatorialstrom zu weit nach Westen versetzt, am 21. April 1500 die Insel des heiligen Kreuzes, Brasilien.

Auf Grund seines apostolischen Anspruchs auf Herrschaft über die Länder und Inseln des Ozeans hatte Papst Alexander VI. am 4. Mai 1493 auf Spaniens Antrag die erste Abgrenzung von Interessensphären europäischer Mächte auf dem Erdenrund vorgenommen. Eine Nordsüdlinie hundert spanische Meilen westlich von den Azoren und den Kapverdischen Inseln sollte die spanischen und die portugiesischen Rechte scheiden. Durch Vertrag vom 7. Juni 1494 waren beide Mächte übereingekommen, die Linie 270 Meilen weiter nach Westen zu verlegen. So erhielten die Portugiesen Anspruch auf Brasilien und wurden Mitbesitzer Amerikas, zugleich aber auch alleinige Herren der afrikanischen und indischen Gewässer.

Es ist nur einmal zu einem ernsteren Zwist zwischen den beiden Rivalen gekommen, als die Expedition Magellans über den Stillen Ozean die Molukken erreichte und es zweifelhaft war, wohin diese Inseln gehörten. Da ein Schiedsgericht von spanischen und portugiesischen Gelehrten sich über die Frage nicht einigen konnte, ward 1529 zu Saragossa zwischen Karl V. und Johann III. ein Vertrag geschlossen, der gegen Zahlung von 350000 Dukaten die Molukken Portugal zugestand. Das Geld sollte zurückgezahlt werden, sobald ein Schiedsspruch gefällt werde. Das ist nie geschehen. Unsere bessere geographische Kenntnis bestätigt das vereinbarte Besitzrecht.

Es besteht kein Zweifel, daß bei dieser Teilung der Erde das zunächst bessere Los in die Hand der Portugiesen fiel. Sie traten in unmittelbare Verbindung mit einer hochentwickelten Kulturwelt, deren Erzeugnisse das Abendland kannte und so sehr schätzte, daß es auch um höchste Preise bereit war, sie zu erwerben. Sie erlangten, was gesucht worden, was zu finden Kolumbus ausgezogen war. Andererseits aber trafen die Ankömmlinge auf eine im allgemeinen nicht unebenbürtige Zivilisation, auf volkreiche Staaten, die kriegerische Gegenwehr leisten konnten.

Durch die Eröffnung des Seeweges um das Kap wurden die Interessen der arabischen Handelswelt und mit ihnen die der

ägyptischen Mameluken, die dem indischen Handel reiche Zolleinnahmen verdankten, schwer getroffen. Ihr Sultan soll auf die erste Nachricht von dem Auftreten der Portugiesen gedroht haben, Christi Grab zu zerstören. Es war im Geiste der Zeit, wenn König Manuel, dem der Beiname des Großen und der des Glücklichen geworden ist, die Antwort gab, daß er noch einmal das Haus Mohammeds zu Mekka zu erobern gedenke. Es wurde nicht nur um Macht und Gewinn, es wurde auch um den Glauben gestritten.

Die Portugiesen hatten schwere Kämpfe zu bestehen, in die nach der Unterwerfung der Mameluken auch ihre Besieger, die Türken, eingriffen. Sie zeigten sich ihnen gewachsen. Es ist ihre Glanz- und Heldenzeit, in der zwei Jahrhunderte seemännischer Entdecker-, Händler- und Eroberertätigkeit gipfelten. Camões' Lusiade und die Erzählungen des Barros haben sie unsterblich gemacht. „Sie erreichten, was die Götter nicht Rom, nicht Mazedonien gönnten."

Als Almeida am 2. Februar 1509 die vereinigten Flotten der Mameluken und der Herrscher von Gudscherat und Kalikut im Hafen von Diu vernichtet hatte, war Portugals Sieg entschieden. Schon 1507 hatte Albuquerque Ormuz unterworfen und damit den Hauptsitz des Handels im Persischen Golf. 1511 gewann er Malakka, das eine ähnliche Bedeutung für Hinterindien und die Inseln hatte. 1517 gelangte man auch nach China, während andererseits in Aden und Sokotra die Eingänge zum Roten Meer bewacht wurden.

Europa hatte jetzt seine indischen Bedürfnisse von den Portugiesen zu beziehen, anstatt wie bisher von den Venetianern. Vergebens haben diese die Gegenwehr der Mameluken zu stärken gesucht; sie konnten nicht verhindern, daß ihre Rivalen „Herren des Handels von Indien und Äthiopien" wurden. Was das zu bedeuten hatte, belegt der Handelserfolg der Weltumsegelung Magellans. Ein Quantum Gewürze, das auf den Molukken um zwei Dukaten erstanden war, hatte auf dem Markte von London einen Wert

von 180 Dukaten, und das eine Schiff der Expedition, auf dem Elcano mit zwölf Gefährten heimkehrte, brachte eine Ladung, welche die Kosten der Ausrüstung des ganzen Geschwaders um das Vierfache überstieg. „5-, 20-, 30-, 40-, ja 50fältig war der Gewinn," sagt Barros.

Lissabon wurde, was Venedig gewesen war, Europas Stapelplatz für indische Waren. Portugals goldenes Zeitalter war gekommen. Es ist von kurzer Dauer gewesen; aber mit der Erweiterung der Geschichte Europas zur Weltgeschichte ist Portugals Name auf immer verknüpft.

Amerika war nicht in der Lage, den Spaniern ebenso rasch reiche Erträge in den Schoß zu schütten. Die Hoffnung, zu Indiens Schätzen vorzudringen, erregte auch im Hauptlande der pyrenäischen Halbinsel die Gemüter mächtig. Kriegsmut und Abenteuerlust waren auf dem klassischen Boden der Ritterorden nicht weniger kräftig entwickelt als im Nachbarlande und wurden bald auch heimisch zur See. Das Konquistadorentum hat Namen und Wesen aus Spanien geschöpft. Noch zu Lebzeiten des Kolumbus und gar nach seinem Tode ergossen sich Scharen spanischer Entdecker und Eroberer in die „neue Welt". Wunder von Kühnheit und Tapferkeit, von heldenhafter Ausdauer und übermenschlicher Anstrengung wurden verrichtet. Mag manches von den Nachrichten hier wie bei den Portugiesen auf die landesübliche Neigung zu übertreibender Ausschmückung und starkem Selbstlob zu schreiben sein, es bleibt genug, Staunen und Bewunderung der Nachwelt zu rechtfertigen.

Die Kenntnis des neuen Erdteils erweiterte sich rasch nach allen Richtungen. Am 29. September 1513 erreichte Vasco Nuñez de Balboa am Golf von San Miguel den Stillen Ozean. Vier Jahre früher waren schon Pinzon, der tüchtigste Gefährte des Kolumbus, und Juan Diaz de Solis an der Küste Südamerikas bis zum La Plata vorgedrungen. De Solis wurde 1515 beauftragt, das Land zu umfahren bis dahin, wo Balboa das Stille Meer entdeckt hatte. Er fand im La Plata seinen Tod. Aber im Oktober und

November 1520 durchsegelte der Portugiese Magellan, „der kühnste aller Seefahrer", mit einem spanischen Geschwader die nach ihm benannte Straße und erreichte durch die Wasserwüste des Stillen Ozeans die Inseln Ostasiens.

Um diese Zeit waren die Küsten der mittelamerikanischen Binnenmeere völlig bekannt und ebenso nordwärts das atlantische Gestade Floridas. Ferdinand Cortez kämpfte in eben diesen Monaten um die Hauptstadt der Azteken. Als dann 1526 ein spanisches Schiff durch die Magellan-Straße, den offenen Ozean durchsegelnd, Tehuantepec erreichte und Franz Pizarro und Diego Almagro über die Landenge von Panama hinweg 1532—35 Peru und Chile bis zu den Grenzen Araukaniens eroberten, waren die Umrisse derjenigen Teile Amerikas, welche für Spanien Bedeutung gewinnen sollten, in ihren Hauptlinien festgelegt.

Erst Cortez' und Pizarros Unternehmungen haben unmittelbaren reichen Gewinn gebracht. Durch drei Jahrzehnte war das eifrige Suchen der Spanier, das sich nicht auf Seefahrten beschränkte und unendlich weitere Erdstrecken umfaßte, als je in Asien in den Gesichtskreis der Portugiesen getreten sind, ohne nennenswerten Ertrag geblieben.

Die neue Welt, die heute die alte mit ihren Erzeugnissen überschwemmt und europäische Produktion zu erwürgen droht, hatte ihren Entdeckern nichts zu bieten. Sie hat die nutzbaren Tiere, die heute einen großen Teil ihres Reichtums ausmachen, erst von Europa bekommen. Von Getreidesorten war nur der Mais einheimisch. Dieser und die Kartoffel sind die einzigen Nahrungspflanzen, welche die alte Welt der neuen verdankt. Daß beide, besonders die Kartoffel, sich erst in Jahrhunderten genügend einbürgerten, um für die Volksernährung wichtig zu werden, ist bekannt. Auch die tropischen und subtropischen Produkte, die Amerika heute in so großen Mengen auf den Markt bringt, daß es ihn in mehr als einem Artikel beherrscht, fehlten im ersten Jahrhundert nach der Entdeckung vollständig oder wurden in so geringem Umfange ausgeführt, daß sie erheblichen Gewinn nicht abwerfen konnten. Man

hat früh, zuerst auf Haiti, angefangen, das von Europa herübergebrachte Zuckerrohr zu kultivieren. Aber die Erträge haben, soweit der Kolonialboden spanisch blieb, durch drei Jahrhunderte nie größeren Umfang gewonnen. Den Tabak haben, wie bekannt, die Europäer in Amerika kennen gelernt, an seinen Gebrauch sich aber nur langsam gewöhnt. So gab es zunächst schlechterdings nichts, was Gegenstand eines umfassenderen und reichen Gewinn abwerfenden Handels hätte werden können.

Das wurde auch durch die Eroberung von Mexiko und Peru nicht anders. Aber man war hier zu Ländern gelangt, die als Fundstätten von Edelmetallen alles übertrafen, was Europa, ja die Welt bis dahin gekannt hatten. Und die Völker, die sie besetzt hielten, waren wohl im Besitz einer älteren, in mancher Beziehung der spanischen nicht unebenbürtigen Kultur, zu nachhaltigem kriegerischen Widerstande aber weit weniger befähigt als die Bewohner Indiens und ihre Herrscher. So begannen Gold und Silber in einer Menge nach Spanien zu strömen, wie sie keinem anderen Lande des damaligen Europa auch nur entfernt zugänglich war. Der Betrag der eingeführten Edelmetalle läßt sich nicht mit moderner Genauigkeit angeben. Aber die Berechnung und Schätzung von nahezu 22 Milliarden Mark, die während der ganzen Zeit der spanischen Herrschaft, und von reichlich 4 Milliarden, die allein im 16. Jahrhundert gewonnen worden sein sollen, kann nicht allzu weit von der Wahrheit entfernt sein, auch nicht die weitere, daß die im spanischen Amerika gewonnenen Edelmetalle ungefähr das Sechsfache der gesamten europäischen Erträge in den drei Jahrhunderten darstellen.

In der ganzen Zeit, während welcher den Spaniern diese Quellen des Reichtums geflossen sind, ist kein europäisches Volk in der Lage gewesen, sich ähnliche zu eröffnen. Hingen Wohlfahrt und Macht der Völker in erster Linie, wie die Gegenwart nicht selten lehrt, von ihrem Besitz an Barmitteln ab, Spanien hätte das glücklichste und für lange Zeit das herrschende Land werden müssen.

Aber der fast mühe- und opferlose Gewinn, den man unter rücksichtsloser Ausnutzung der Arbeitskraft der Eingeborenen aus den Bergwerken zog, hat den Mangel einträglicher Bodenkultur, die zu entwickeln die Spanier sich unfähig zeigten, nicht ersetzen können.

Die Sucht nach dem Golde, der Traum vom Dorado, hat auch nach der Eroberung von Mexiko und Peru die weitere Kenntnis des Erdteils und besonders die seines Innern noch eine Zeitlang gefördert. Als die hochgespannten Hoffnungen sich nicht erfüllten, erschlaffte der Entdeckertrieb. So ist der Stand der spanischen Kenntnisse in Jahrhunderten nicht wesentlich hinausgekommen über das, was bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts erreicht war.

Ein Geschwader, von dem nur ein Schiff, dessen Mast zum Andenken auf dem Markt von Lima aufgerichtet wurde, in Callao ankam, hat 1539/40 die Küste von der Magellan-Straße bis zum Eroberungsbereich des Almagro aufgedeckt. Nach Norden ist man nur sehr langsam über den Bereich der aztekischen Kultur hinaus vorgeschritten. Erst 1543 wurde Kap Mendocino (40° n. Br.) erreicht, 1603, nach einer Pause von sechzig Jahren, Kap Blanco, drei Grad nördlicher. Es ist durch Jahrhunderte die Grenze spanischer Entdeckertätigkeit an den heute so blühenden Westküsten Nordamerikas geblieben.

Nach seiner viermonatlichen Fahrt über den Großen Ozean hatte Magellan die Ladronen (Marianen) und Philippinen erreicht und dadurch diese ozeanisch-asiatischen Inselgruppen, obgleich die Philippinen nach der vereinbarten Teilungslinie den Portugiesen hätten zufallen müssen, für Spanien gewonnen. Dieser Besitz gab Anlaß zu einem gewissen Verkehr über den Stillen Ozean, der aber erst seit 1565 auch in östlicher Richtung, und zwar nördlich von den Sandwich-Inseln, sich vollzog, weil auf der südlichen, für die Fahrt nach Westen benutzten Route die Ostpassate die Rückkehr hinderten. Seit 1571, wo Manila gegründet wurde, ist dann alljährlich ein Schiff von dort nach Acapulco gegangen; die Sandwich-Inseln sind den Spaniern stets unbekannt geblieben.

Um die Wende des Jahrhunderts wurden auch einige Versuche in den australischen Gewässern gemacht. Sie gipfelten 1606 in der zweimonatlichen Fahrt des Torres durch die nach ihm benannte, so gefahrvolle Straße. Sein Bericht blieb aber in den Archiven Manilas vergraben, bis die Engländer 1762 diese Stadt einnahmen. Auch die Portugiesen können sich in den indischen und ostasiatischen Gewässern große Entdeckerverdienste nicht zuschreiben; sie folgten auf ihren Fahrten den Spuren arabischer und malayischer Seeleute.

So ist bei beiden Nationen die Entdeckertätigkeit rasch und zu einer Zeit, wo noch zahlreiche und wichtige Aufgaben der Lösung harrten, ins Stocken geraten. Es findet das seine Erklärung in der Tatsache, daß ihre Anstrengungen so gut wie ausschließlich auf unmittelbarsten Gewinn gerichtet waren. Als weiteres Bemühen reichen Zuwachs des Ertrages nicht zu versprechen schien, fehlte der Anreiz zu fortgesetzter Anspannung. Eine Auswanderung, die jenseit der Meere in bäuerlichen oder bürgerlichen Betrieben eine neue Heimat gesucht hätte, war nach Indien unmöglich; nach Amerika hat sie sich, vom Mutterlande bald mehr gehemmt als gefördert, stets in bescheidenen Grenzen gehalten.

Den beiden Mächten des europäischen Südwestens waren neue Herrschaftsgebiete zugewachsen, die ihnen, in verschiedener Form, reiche Barmittel in den Schoß schütteten. Sie verdankten diese Erfolge ihrer maritimen und kriegerischen Leistungsfähigkeit. Von einer Überlegenheit in dieser Beziehung dem gleichzeitigen Europa gegenüber kann nicht die Rede sein. Aber in der Ferne bestand sie unbestritten, nicht nur gegen die neuen Völker des Westens, sondern auch, wiewohl nicht in gleichem Maße, gegen die alten des Ostens, trotzdem man vor ihnen eine bessere Bewaffnung kaum voraus hatte. Mit etlichen tausend Mann und etlichen Dutzend Schiffen haben die Portugiesen die See- und Handelsherrschaft im Indischen Ozean an sich zu reißen und zu behaupten vermocht, und mit nicht so viel größerem Kraftaufwand konnte Spanien Länder, deren Umfang den Europas ums Doppelte übertraf, und die vielleicht so viel

Millionen Bewohner zählten, wie ihre Eroberer Tausende waren, seinem Machtgebot unterwerfen.

Als auf den westindischen Inseln die Arbeitskraft der schwachen, durch eingeschleppte Seuchen und unmenschliche Mißhandlung dahingerafften Eingeborenen versagte, zog man den dritten Erdteil, Afrika, heran und begann mit der Überführung der schwarzen Rasse nach der neuen Welt. Der Assiento, das an Fremde verliehene Recht, Negersklaven einzuführen, ward eine stehende spanische Einrichtung. Damit wurde den Geschicken Amerikas ein Faden eingeflochten, der sich nie wieder verloren hat.

Fernwirkungen wie die der Entdeckungszeit hatte die Geschichte bis dahin nicht gesehen. Ihre Träger aber waren Kinder jenes Mittelalters, das aus eigenem Geist und durch eigene Kraft auf den Trümmern der römischen Welt neue, jugendkräftige Staaten und Reiche errichtet und das Abendland fertig gemacht hat zum Siegeslaufe um den Erdball. Wie war die Lage Europas, als Spanier und Portugiesen den Weg über die Meere wiesen?

Zweites Kapitel.

Die staatliche Neugestaltung Europas.

Es waren noch nicht zwei Jahre verflossen, seitdem Kolumbus amerikanisches Land gesehen hatte, als Karl VIII. von Frankreich an der Spitze eines starken Heeres die Alpen überschritt, um nach dem Tode Ferdinands I. seine angiovinischen Ansprüche auf das Königreich Neapel geltend zu machen. Am 22. Februar 1495 rückte er in die Hauptstadt ein. Es ist der Beginn einer neuen Gestaltung des europäischen Staatensystems. Er fällt zeitlich mit dem Beginn erweiterter Erdkenntnis zusammen.

Nach den glanzvollen großgriechischen Zeiten war Unter-Italien niemals wieder Herr seiner Geschicke gewesen. Römer und Karthager, Goten und Byzantiner, Deutsche und Sarazenen, endlich Normannen, Staufer, Anjous und Aragonesen hatten um die Gebiete gestritten, von denen gesagt worden ist, Gott würde das Land der Verheißung nicht so gepriesen haben, wenn er an Unter-Italien gedacht hätte. Zu dem Reichtum des Bodens und der Gunst des Klimas kam die beherrschende Lage im Mittelmeere. Apulien und Sizilien (so der mittelalterliche Sprachgebrauch) schienen wie berufen, Ausgangs- und Stützpunkte einer Macht zu werden, die zugleich im Osten und Westen gebieten konnte.

Wenn dieses Ziel mehrfach angestrebt, aber nie erreicht worden ist, so liegt der Grund vor allem in den Bewohnern dieser Länder, die unter dem Drucke einer durch anderthalb Jahrtausende dauernden Fremdherrschaft unfähig geworden waren, sich zu einem einheitlichen Volkstum zu gestalten und einen nationalen Willen zu haben. Sie

sind in dieser Zeit nie mehr gewesen als ein Werkzeug in der Hand ihrer Herrscher.

Die sizilianische Vesper riß den Spalt wieder auf, der von den Normannen geschlossen worden war. Das aragonesische Insel- und das angiovinische Festlandsreich sind nur auf kurze Zeit unter Alfons V. wieder vereinigt worden. Als er 1458 ohne legitime Erben starb, folgte ihm in Neapel sein natürlicher Sohn Ferdinand I., in Sizilien und der Heimat Aragonien sein Bruder Johann II., der Vater Ferdinands des Katholischen. Spaniens Ansprüche waren zu gut begründet, seine Interessen als Inhaber Siziliens zu nahe berührt, als daß sie gegenüber dem Vorgehen Karls VIII. hätten zurückgestellt werden können. Im Hinblick auf das geplante Unternehmen hatte Karl im Januar 1493 die zwischen Frankreich und Aragonien von altersher streitige Grafschaft Roussillon preisgegeben und ein Bündnis mit Ferdinand dem Katholischen geschlossen. Als er zwei Jahre später aus den Toren Roms zog, Neapel anzugreifen, zerriß der spanische Gesandte im Auftrage seines Königs den Vertrag vor seinen Augen.

Es hat ein Jahrzehnt gedauert, ehe in dem Streit die Entscheidung fiel. Ludwig XII., der Nachfolger Karls, und Ferdinand haben sich 1500 über eine Teilung Neapels geeinigt und dann gemeinsam die Nachkommen Ferdinands I. bekämpft und beseitigt. Als das vollbracht war, erhob man alsbald wieder die Waffen gegeneinander. Sie entschieden für Spanien trotz der Tapferkeit der französischen Ritterschaft, die hier einen Bayard in ihren Reihen zählte. Gonsalvo de Cordova und das spanische Fußvolk begründeten ihren Kriegsruhm auch außerhalb ihrer abgelegenen Halbinsel. Neapel und Sizilien mußten länger als zweihundert Jahre den Spaniern dienen; es hat ihrem Volkstum den letzten Stoß gegeben.

Der Wechsel in der Herrschaft über Unter-Italien konnte sich nicht vollziehen ohne weitergreifende Folgen. Die deutschen Könige, die im 14. und 15. Jahrhundert in Italien aufgetreten waren, die Kaiserkrone zu erwerben, hatten die Selbständigkeit der italie-

nischen staatlichen Bildungen nicht mehr ernstlich in Frage stellen können. Frankreich war in dieser Zeit durch seine Kämpfe mit den Engländern zu einer kräftigen italienischen Politik unfähig geworden. So hatte Italien ein in sich geschlossenes, auf sich selbst beruhendes Staatensystem herausbilden können, das über die Halbinsel hinaus wesentlichen Einfluß nicht zu üben, fremder Einmischung aber enge Grenzen zu setzen vermochte. Venedig und Mailand im Norden, Florenz und der Kirchenstaat in der Mitte, daneben Neapel und zahlreiche kleinere Herrschaften hielten sich gegenseitig in einem gewissen Gleichgewicht. Sie sicherten einen verhältnismäßigen Friedensstand, wie ihn die anderen großen europäischen Länder im 15. Jahrhundert nicht gekannt haben. Es ist die Zeit der höchsten wirtschaftlichen und kulturellen Blüte, die Italien nach dem Niedergange des Römertums erlebt hat. Jetzt erschienen wieder die Fremden auf seinem Boden und machten ihn abermals zur Beute des Siegers.

Denn das vielgepriesene Cinquecento versagte vollständig gegenüber nationalen Aufgaben. Ludovico Moro, der Regent von Mailand, hatte die Franzosen ins Land gerufen. Sie sollten ihn decken gegen die Forderung Ferdinands von Neapel, dem erbberechtigten Neffen Johann Galeazzo zu weichen, der Gemahl der älteren Enkelin Ferdinands war, während Ludovico selbst die jüngere geehelicht hatte. Er glaubte sich der Fremden entledigen zu können, wenn er sie benutzt haben würde. Als Ferdinand von Spanien sich gegen Karl VIII. wandte, schloß der Mohr sich ihm an und zog auch Venedig, Maximilian und den Papst in die Verbindung. Karl mußte weichen. Aber als ihm 1498 Ludwig von Orleans folgte, wandte sich Frankreichs Macht gegen Mailand, auf das Ludwig aus seiner Abkunft von den Visconti Ansprüche herleitete. Er wurde gerufen und unterstützt von den Venetianern, die inzwischen Ludovicos Feinde geworden waren. So ward Mailand 1499 von den Franzosen besetzt. Als Moro in den ersten Monaten des nächsten Jahres mit Schweizer Hilfe das Herzogtum wiederzugewinnen suchte, geriet er vor Novara in Gefangenschaft. Er ist in Frankreich gestorben. Seinen Neffen hatte schon 1494 der Tod

ereilt. Auch in dem von den Sforza abhängigen Genua hat französischer Einfluß die Herrschaft gewonnen. Das erste Erscheinen der Fremden auf der Halbinsel hatte alte Gegensätze zu neuem Leben erweckt und neue Zwistigkeiten wachgerufen.

Gleich Ludovico Moro hatte auch Papst Alexander VI., als Spanier Roderich Borgia, den Einmarsch der Franzosen gefördert, sie dann aber in gleicher Weise befehdet. Sein Sohn Cäsar häufte Greuel auf Greuel, um den Kirchenstaat zu einem Familiengut zu machen. Daraus erwuchsen Spaniern und Franzosen neue Gelegenheiten, sich einzumischen und ihren Einfluß auszubreiten. Als Julius II. (seit 1503) die Eroberungspolitik Cäsars fortsetzte, um der Kurie einen starken Staat zu schaffen, stieß er in der Romagna auf die Venetianer. Er war ein leidenschaftlicher Italiener und voll glühenden Hasses gegen die Franzosen. Doch gewann er es über sich, 1508 der Liga von Cambrai beizutreten, um im Bunde mit Frankreich, Spanien und dem Kaiser Venedig zu vernichten. Über die Lagunenstadt kamen schwere Zeiten. Ihr wertvoller festländischer Besitz, die terra firma, drohte verloren zu gehen. Der fürstliche Haß gegen die blühenden bürgerlichen Gemeinwesen spielte eine Rolle; man „müsse diese Fischer wieder zurückjagen in ihre Sümpfe". Nur die Uneinigkeit der übermächtigen Gegner rettete die Republik. Aber die Folge der verblendeten Territorialpolitik der italienischen Kleinmächte war die Steigerung fremder Macht und fremden Einflusses, die Untergrabung der eigenen Unabhängigkeit.

Der Krieg gegen Venedig brachte die Spanier auch nach Nord- und Mittel-Italien. 1512 besetzten sie das den Venetianern entrissene Brescia. Drei Jahre früher hatte Florenz, unterstützt von Frankreich, das so lange bekämpfte Pisa endlich unter seine Gewalt gebracht, und die unterworfene Stadt war 1511 Sitz des von Ludwig XII. gegen seinen Feind Julius II. zusammengebrachten Konzils geworden. Im nächsten Jahre griffen die papstfreundlichen Spanier ein, unterstützten die Gegner der von den Franzosen zur Herrschaft gebrachten Popolaren und führten die Söhne Lorenzos des Prächtigen, Johann und Julian Medici, nach Florenz zurück.

Als Johann 1513 unter spanischem Einfluß Papst Leo X. geworden war — „Numa Pompilius nach Romulus“ —, konnte sich südlich des Po keine Stimme mehr erheben, die vermocht hätte, neben der spanischen zu Gehör zu kommen.

Ehe der gleiche Umschwung im Norden Platz griff, sollte sich hier noch eine Episode abspielen, die bezeichnend ist für den Gang der Zeit und die Kräfte, die in ihr lebendig waren.

Seit ihren Siegen über Karl den Kühnen galten die Schweizer als die besten Fußstreiter Europas. Es war die junge Mannschaft der Alpentäler und der Landgemeinden der städtischen Orte, die in fremdem Dienst zugleich Sold erwarb und ihrer Kriegs- und Abenteuerlust nachging, ausschließlich deutscher Art, denn welsche Eidgenossen kannte die Zeit nicht. Sie fesselte den Sieg an ihre Fahnen weniger durch Kriegskunst als durch unbeugsamen Mut, unerschütterliche Tapferkeit und naturwüchsige Leibeskraft. Ludwig XI. hatte diese kriegerischen Machtmittel der französischen Politik dienstbar gemacht; Julius II. war der erste, der sie ihr abwandte, nicht ohne schwere Störungen in dem lose gefügten Bunde der Eidgenossen selber. Die Täler hallten wieder von wildem Streit der päpstlich-kaiserlichen und der französischen Partei, und in den Städten spalteten sich die führenden Familien. Doch siegten die Päpstlichen. Man meinte, man habe den König von Frankreich nach Italien gebracht, man könne ihn auch wieder hinausbringen. Ein eidgenössischer Gewalthaufe nahm 1512 Mailand und setzte dort Ludovico Moros Sohn, Maximilian Sforza, ein; der junge Herzog wurde den Schweizern tributpflichtig. Im nächsten Sommer drangen sie in Frankreich bis Dijon vor. Sie rühmten sich: „Wäre nur Gehorsam bei den Unseren, wir wollten durch ganz Frankreich einen Zug machen, so lang und breit es ist.“

Doch konnte diese Machtstellung nicht von Dauer sein. Als Franz I., der Anfang 1515 Ludwig XII. gefolgt war, Mailand wiedergewinnen wollte und ihre Haufen ihm im September dieses Jahres bei Marignano entgegentraten, unterlagen sie der fran-

zösischen Ritterschaft und den deutschen Landsknechten, die als Frankreichs Söldner an ihre Stelle getreten waren. 1522 entschied Bicocca vollends zugunsten der letzteren. Aber die Eidgenossen dankten ihrem Eingreifen doch dauernde Vorteile. Die heutigen italienischen Bestandteile der Schweiz wurden zumeist damals der gesamten Eidgenossenschaft oder den drei Waldstätten untertan. Die Herrschaft über die Pässe bis in die lombardische Ebene hinab blieb der Schweiz. Auch die Bündner gewannen um diese Zeit die Vogteien Cläven, Veltlin und Worms, gemeinhin als Veltlin zusammengefaßt, die ihnen erst 1797 von Napoleon entzogen worden sind, die Berner bald darauf den ganzen Rest des Waadtlandes und die Verbindung mit Genf. Es ist nicht bedeutungslos geblieben, daß eine Handvoll Hirten und Bauern in den innersten Alpenwinkeln und die Ratsherren einiger Mittelstädte auf den Gang der europäischen Politik einen Einfluß übten.

Die so als loser Bund ländlicher und städtischer Gemeinden voll Kraft und Selbstgefühl in die Geschicke der Halbinsel eingriffen, verfügten nicht über Wohnsitze, die ausgedehnter gewesen wären als das Herzogtum Mailand, standen ihm an Zahl und Wohlstand der Bewohner unendlich nach. Aber sie waren Krieger und hatten einen Volkswillen bewahrt, der sich seine Führer selbst zu geben wußte. An solchem Sinn und Wesen waren einst Friedrich Barbarossa und Friedrich II. gegenüber den lombardischen und tuscischen Kommunen gescheitert. Das Italien der Renaissance kannte diesen Geist nur vom Hörensagen und in rhetorischen Wendungen. Es erlag den Fremden, unwürdig der Vorzeit. Verrat und Bestechlichkeit, Feigheit und Treulosigkeit, maßlose Selbstsucht und blinder Parteigeist verzerren die Züge der Zeit, die einen Raffael und Michelangelo, einen Leonardo da Vinci und einen Tizian hervorbrachte. Das öffentliche Leben der städtischen und fürstlichen Staatengebilde, die ihre Kultur mit den herrlichsten Kunstwerken schmücken konnten, war bis ins Mark verfault.

Es handelt sich dabei nicht um ein Niederrennen durch überlegene

Machtmittel. Wie unendlich war der Reichtum Italiens gewachsen, seitdem Friedrich Barbarossa von Alessandria lassen mußte! Jedem der fünf Großstaaten der Halbinsel hätten seine Geldmittel erlaubt, Franzosen wie Spaniern überlegene Streitkräfte entgegenzustellen, und die Mauern der Städte waren nicht weniger fest als vor Zeiten. Nur von Venedig kann man sagen, daß es, gedeckt durch seine Lage, mit Ehren bestand. Es kann an diesem Gesamturteil nichts ändern, daß einzelne Männer sich glänzend abheben durch vaterländischen Sinn, Festigkeit und Reinheit des Charakters. Der Geist, der in den staatlichen Gebilden der italienischen Renaissance lebendig war, war der des Macchiavell im „Fürsten", der Geist der vollendeten Mißachtung ethischer Pflichten. Gewiß gebührt Macchiavell neben anderen das Verdienst, den Staat auf sich gestellt zu haben, aber wenn man dem Manne höhere, nationale Ziele angedichtet hat, so verkennt man ihn und seine Zeit, deren reinster Typus er war. An der Staatskunst, wie er sie lehrte, ist die Freiheit Italiens zugrunde gegangen.

Indem so das Land der Römer der Zankapfel der europäischen Mächte wurde, der Siegespreis ihrer Kämpfe, vollzog sich zugleich eine andere Verschiebung, die auf Jahrhunderte bestimmend werden sollte für die Geschicke des Erdteils. Die spanische Weltmacht trat in dauernde Verbindung mit dem Hause Habsburg.

Der bekannte Vers läßt Österreich der Venus verdanken, was andere durch Mars erreichen. Es würde doch ein Irrtum sein, wollte man heraushören, daß das Haus Habsburg geschäftiger gewesen wäre in Heiratsprojekten mit politischen Zielen, als sonst in Mittelalter und Neuzeit üblich; es war aber glücklicher als andere Häuser.

Die Verbindung Maximilians mit der einzigen Tochter Karls des Kühnen brachte durch den frühen Tod der Maria dem Erben des deutschen Reiches als Vormund seines Sohnes eine maßgebende Stellung in den Niederlanden. Eben dieser Sohn Philipp wurde dann eine Hauptfigur in den Heiratsplänen Ferdinands und Isa-

bellas von Spanien. 1496 ward er mit deren zweiter Tochter Johanna vermählt, während seine Schwester Margarete dem spanischen Infanten Johann verbunden wurde, der allerdings nach halbjähriger Ehe starb. Die älteste Tochter Ferdinands und Isabellas war nacheinander Gemahlin des Thronerben und des Königs von Portugal, die jüngere als Gattin Heinrichs VIII. Königin von England.

Als Isabella im November 1504 starb, wurde die Verbindung Kastiliens mit Aragonien zeitweise in Frage gestellt. Es folgte Johanna, die zwar den Beinamen der Wahnsinnigen zu Unrecht führt, zur Regierung aber unfähig war, so daß Philipp der Schöne Regent Kastiliens wurde. Erst als auch er nach kurzem Aufenthalt im Lande im September 1506 aus dem Leben schied, kam die Herrschaft über Spanien und seine Dependenzen ganz an Ferdinand, der sie noch ein volles Jahrzehnt in Händen halten durfte.

Er vor allem ist doch als Begründer der europäischen Größe Spaniens anzusehen. Man hat ihn als Vorbild für Machiavells Fürsten bezeichnet. Charakter und Regierungsweise geben dazu ein gewisses Recht. Aber was dienen kann, mit den Kräften eines national geschlossenen Staatswesens eine Weltmonarchie aufzurichten, ist nicht immer geeignet, ein solches Staatswesen selbst zu erhalten und zu entwickeln. Spanien sollte das an sich erfahren.

Ferdinands Erbe ward 1516 sein sechzehnjähriger Enkel Karl, Philipps des Schönen Sohn, seit dem Tode des Vaters schon Herzog von Burgund. Nach dem Tode des väterlichen Großvaters Maximilian fielen ihm noch die österreichischen Lande und bald auch die deutsche Kaiserkrone zu. Unter dem Szepter des Jünglings vereinigten sich Gebiete, die an Umfang, Bewohnerschaft und Reichtum alles übertrafen, was jemals seit den Tagen des karolingischen Gesamtreiches in einer Hand beieinander gewesen war. Und neue Heiratsverbindungen vermehrten Beziehungen und Einfluß, ließen weiteren Besitz erhoffen. Nacheinander sind die vier Schwestern Karls mit den vornehmsten Herrschern Europas

vermählt worden, zunächst die zweite, Isabella, mit Christian II., dem letzten Unionskönige von Dänemark, Schweden und Norwegen, dann Eleonore, die älteste, mit König Manuel von Portugal, Maria, die dritte, mit Ludwig von Ungarn und Böhmen, Katharina, die jüngste, mit Johann III. von Portugal. Karls Bruder Ferdinand ehelichte die Schwester Ludwigs von Ungarn. Dazu bestand die Verbindung der Tante Katharina mit Heinrich VIII.

Auch Frankreich ist wiederholt in diese Heiratspläne einbezogen worden. Es gab außer Polen kein Land Europas, das nicht in die Berechnungen dieser Politik aufgenommen und dessen Verschmelzung mit der spanisch-habsburgischen Gesamtmonarchie nicht vorbereitet worden wäre. Da die deutsch-römische Kaiserkrone noch immer die angesehenste der Christenheit war, so kann man sagen, daß seit Karl dem Großen der Gedanke des römisch-christlichen Universalreiches seiner Verwirklichung nie so nahe gekommen ist wie unter seinem Namensvetter Karl V. Merkwürdig genug, daß Beginn und Ende des Mittelalters in diesem Punkte sich gleichen.

Auf dem Wege zu diesem Ziele, das der Richtpunkt für Karls Lebensarbeit geworden und geblieben ist, lag ein schwer zu überwindendes Hindernis, Frankreich, das durch seinen Angriff auf Neapel der neuen Zeit die Pforten geöffnet hatte. Wie in Italien so war es fast überall der natürliche Gegner Spaniens und Habsburgs.

Unter den Familien der französischen Großen, die den Königen das Regieren schwer gemacht haben, ist gegen Ende des Mittelalters keine der Krone so gefährlich geworden wie das neue burgundische Herzogshaus, das König Johann 1363 durch Verleihung der eben heimgefallenen Bourgogne an seinen Sohn Philipp den Kühnen begründet hatte. Es war einer der größten Erfolge Ludwigs XI., daß er das übertragene Lehen gegen Ende seiner Regierung zurückgewann. Aber damit waren die ererbten Ansprüche nicht beseitigt, und die burgundischen Herzöge hatten genügend Zeit gefunden, ihrem angestammten Besitztum auf Frankreichs und des deutschen

Reiches Boden weite und reiche Lande hinzuzufügen, dort Flandern und Artois, hier Hennegau, Brabant und Limburg, Namur und Luxemburg, Holland, Seeland und Westfriesland. Sie sind die Urheber der Staatengebilde, die jetzt, unabhängig von den angrenzenden Großmächten, das wertvollste Mündungsgebiet großer Ströme einnehmen, das Europa besitzt.

Maximilians tätiger Geist konnte in diesen Ländern nicht Einfluß gewinnen, ohne alsbald in Kampfesstellung zu treten gegen Frankreich. Auch hier ist versucht worden, durch Heiratsverträge zu einem friedlichen Ausgleich zu kommen. Maximilians Tochter Margarete wurde 1482, noch nicht drei Jahre alt, mit Karl VIII. verlobt und nach Frankreich gesandt, ihrer Bestimmung entgegenzuwachsen. Aber 1491 vermählte sich Karl mit Anna, der Erbtochter der Bretagne, der Maximilian sich im Jahre zuvor durch Vertretung hatte antrauen lassen, um Ansprüche auf ihr Land zu gewinnen. Schimpf und Unrecht sind durch Vereinbarungen ausgeglichen worden; der Gegensatz zwischen Burgund und Frankreich blieb.

Das Auftreten der Franzosen in Italien rief den deutschen König auch dort auf den Plan; hatte er doch die überlieferten Rechte und Ansprüche des Reiches zu wahren. Auch konnten Familienrücksichten und die Lage seiner Erblande ihm Mailands Geschick nicht gleichgültig erscheinen lassen; seit 1494 war er mit Maria Blanca aus dem Hause der Sforza vermählt. Zudem wiederholte sich das frühere peinliche Erlebnis. 1501 verlobte Philipp der Schöne den einjährigen Karl mit der Tochter Ludwigs XII., der zweijährigen Claudia; drei Jahre später ward Franz von Angoulême, der Nachfolger Ludwigs auf dem Throne Frankreichs, ihr Bräutigam. „Schon in der Wiege wurden Karl V. und Franz I. Rivalen." Das Bündnis gegen Venedig endete mit offenem Kampf der beiden konkurrierenden Mächte. Maximilian hat das Seine getan, die Schweizer zur Vertreibung der Franzosen aus Mailand aufzustacheln. 1513 erfocht er, zumeist mit englischem Kriegsvolk, seinen vielgefeierten Sieg über die Franzosen bei Guinegate, nahe

St. Omer. Und zu diesem habsburgisch-französischen Gegensatz gesellten sich nun die spanischen Streitfragen: Neapel, Roussillon, Navarra.

In den zweiundzwanzig Jahren, die zwischen dem Beginn des neapolitanischen Kampfes und dem Regierungsantritt Karls in Spanien liegen, haben in den nach Art der Zeit mannigfach wechselnden Konstellationen auch die natürlichen Gegner sich mehrfach die Hand gereicht zur Erreichung gemeinsamer Ziele. Aber die vorhandenen Gegensätze kommen immer wieder zur Geltung und sind dann dauernde, sind der Rahmen geworden, in dem durch zwei Jahrhunderte das Bild der politischen Lage Europas beschlossen blieb: die Rivalität der Häuser Habsburg und Valois-Bourbon. Lange Zeit haben die übrigen Mächte auf die Angelegenheiten des Erdteils Einfluß nur gewinnen können, indem sie ihr Gewicht in die eine oder die andere Wagschale legten.

Als Spaniens Macht durch die Eroberungen in Italien und die Verbindung mit Burgund und Österreich in eine leitende Stellung emporstieg, war ihr Inhaber schon „Herrscher beider Indien“. Ein Zusammenhang zwischen den europäischen Erfolgen und der Erwerbung eines überseeischen Reiches ist doch nicht nachzuweisen. Erst wenige Monate war Ferdinand Cortez Herr der Hauptstadt der Azteken, als der Italiener Pescara den Franzosen Mailand abgewann, das der Kaiser und Spanien nun dauernd behaupten sollten. Irgend welche Hilfsquellen für die spanische Politik hatten bisher in dem neuen Besitz nicht erschlossen werden können. Auch wenn Kolumbus Amerika nicht entdeckt hätte, wäre der Gang der europäischen Ereignisse bis zu diesem Zeitpunkt menschlichem Ermessen nach der gleiche geblieben. Entscheidend für das Heraufziehen der neuen Zeit sind, soweit die Staatengestaltung in Frage kommt, die Schwäche Italiens und der rein dynastische, in kein Entwickelungsgesetz hineinpassende Zusammenschluß von Spanien, Österreich und Burgund.

Als Karl VIII. nach Italien zog, war viel von einem Kreuz-

züge, von der Bekämpfung der Ungläubigen und der Befreiung des heiligen Grabes die Rede. Unter-Italien sollte wieder der Stützpunkt werden für Unternehmungen gleich jenen, denen es so oft als Basis gedient hatte. Es ist gesagt worden, daß Karls VIII. Fahrt in mittelalterlichem Sinne unternommen, aber in modernem ausgegangen sei. Ersteres ist gewiß richtiger als letzteres. Auch Ferdinand von Spanien hat oft vom heiligen Grabe und seiner Eroberung gesprochen. Wenn er auch durch die Nachbarschaft der Mauren jenseit der Meerenge zu dauernder Feindschaft gedrängt wurde und die Waffen nicht ruhen lassen konnte, so ist doch kein Grund vorhanden, zu leugnen, daß ihm auch größere Aufgaben im Kampf gegen die Feinde der Christenheit vorschwebten. Karl V. ist immer wieder auf den gleichen Gedanken zurückgekommen, sobald er die Hände einigermaßen frei fühlte. Er sah hier eine Pflicht, die dem römischen Kaiser als Herrn der Christenheit obliege. Es ist doch der mittelalterliche Geist, der sie alle beherrscht, und er ist auch mit ihnen nicht ausgestorben. Ein neues Prinzip in der Erfassung politischer Aufgaben ist zunächst nicht zu erkennen.

Auch in den Bündnissen, die der allerchristlichste König von Frankreich und andere Potentaten gelegentlich mit dem Sultan schlossen, um sich der spanisch-habsburgischen Weltmacht zu erwehren, ist kein solches gegeben. Dem Mittelalter und sogar dem früheren fehlt es nicht an entsprechenden Hergängen. Dabei blieb jetzt wie früher die abendländisch-christliche von der morgenländisch-mohammedanischen Welt scharf gesondert. Ebensowenig liegt etwas Unterscheidendes in dem Umfang und der Fernwirkung der Beziehungen; auch dafür bietet das Mittelmeer Beispiele und Vorbilder. Die Veränderung im politischen Leben vollzieht sich im Bereich des Quantitativen, nicht des Qualitativen. Den Dynastien, nicht den Völkern verdanken die europäischen Staatswesen zumeist ihre Entstehung. Sie waren im Mittelalter das Bestimmende für die Gestaltung des Besitzstandes und für die internationalen Beziehungen gewesen; sie sind es zunächst auch in der neueren Zeit ge-

blieben. Neben ihnen bekamen die popularen, republikanischen Gebilde, denen die Aufrichtung der Fremdherrschaft in Italien mehrere ihrer glänzendsten Vertreter raubte, einstweilen einen schweren Stand.

Wenn so die dynastischen Gesichtspunkte und Triebfedern für die Gestaltung der Staatenbeziehungen in voller Lebendigkeit wirksam blieben, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Dynastien gerade in der Übergangszeit vom Mittelalter zur Neuzeit sich mit ihren Staaten und Völkern viel enger verknüpften, fester mit ihnen verschmolzen. Sie hatten nur noch in vereinzelten Fällen um ihren Bestand zu ringen. Die Macht der großen Vasallen war nicht nur geschwächt, sie verlernten auch, sich im Auslande nach Hilfe umzusehen gegen die eigenen Herrscher. Diese selbst kamen nicht mehr so leicht in die Lage, auswärts Unterstützung zu suchen zur Aufrechterhaltung ihrer Stellung.

Als sicherstes Mittel, des Herrschers Macht zu heben, erschien die Entwickelung des eigenen Staates nach innen und außen. Die nächste Folge war eine kräftigere Vertretung der wirtschaftlichen Interessen, besonders gegen die deutschen und italienischen Stadtstaaten, deren Blüte ja nur möglich geworden war durch die jahrhundertelange Schwäche des dynastischen Regiments. Die weiter ausgreifende auswärtige Politik schuf dem Adel eine neue Laufbahn. Der gesteigerte finanzielle Bedarf drängte zu sorgfältigerer und festerer Verwaltung und zur Verdrängung des Lehens- durch das Beamtensystem. Die Rechte der Stände mußten naturgemäß zurücktreten, außer Übung geraten, je mehr der Landesherr sich durchsetzte. Aber er faßte die Kräfte der Nation auch ganz anders zusammen, als es früher hatte geschehen können. Wenn der einzelne an politischen Rechten verlor, so fand er einen gewissen Ersatz in dem gesteigerten Kraftgefühl des Ganzen, das ihn selbst mit ergriff. Nirgends tritt das klarer hervor als in dem Verhältnis des französischen Adels zu seinem Könige und seinem Lande, wie es sich in der Zeit des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit entwickelte.

Wo die gesteigerte Königsgewalt im Absolutismus ihren Abschluß gefunden hat, hat sie den Völkern nicht zum Segen gereicht. Aber sie hat überall die Nationen zu gesteigerter Tätigkeit, besonders nach außen, geführt, sie dadurch fester gegeneinander abgegrenzt, ihre Einheit fester begründet und ihr Verständnis für Machtfragen gesteigert. Darin liegt das wirklich durchgreifende Unterscheidungsmoment zwischen dem politischen Leben des Mittelalters und der neueren Zeit.

Drittes Kapitel.

Deutschland und die Reformation.

Wer nach dem Anteil fragt, den Deutschland an diesen Hergängen genommen hat, wird nicht leicht die Antwort finden; jedenfalls kann es keine einfache sein. Es steht abseits bei den Entdeckungen; es nimmt an der Steigerung politischen Handelns, an der Neugestaltung der Machtverhältnisse als Reich keinen Anteil, und es hat von der Festigung und Mehrung zentraler Staatsgewalt als Gesamtheit nichts empfunden. Und doch war es das einzige Land, das in diesem Erdteil selbst eine Quelle neuen Lebens öffnete, ganz neue Fragen in die Welt warf und mittelalterlichen und modernen Geist wirklich schied.

Auch in Deutschland ist das Bedürfnis nach festerer staatlicher Zusammenfassung stark empfunden worden. Der Gedanke der „Reichsreform" ward in den Tagen Kaiser Sigismunds und Kaiser Friedrichs lebendig bei hoch und nieder. Hussiten- und Burgunderkriege, fast ununterbrochene innere Fehden mit erbarmungslosen Plünderungen und Verwüstungen, „arme Gecken" und „gartende Landsknechte", endlich die Abbröckelung am Bestande des Reiches an allen Seiten und die Schmerzensrufe beengter und gedrückter Bevölkerungsklassen drängten ihn immer nachdrücklicher auf. Es war doch anders als in Italien, es gab, wenn auch noch so lose, doch noch ein Reich. Aber wie die Dinge lagen, war eine Besserung nur zu erwarten von einem Zusammenwirken der Fürsten- und der Königsmacht, und es war natürlich, daß beide dabei zu gewinnen suchten.

Die Fürsten fanden seit den Zeiten Ludwigs des Baiern ihre

Vertretung im Kurfürstenkolleg; es war ihr Wortführer und der Mandatar ihrer Rechte. So konnte es geschehen, daß, als Maximilian, römischer König schon seit 1486, dem Vater 1493 folgte, die Frage der Reichsreform der Kampfplatz wurde, auf dem er sich mit den sieben Häuptern seines hohen Adels zu messen hatte.

Mit nicht geringen Hoffnungen hatte man dem neuen Sproß aus Österreichs Stamm, der so ziemlich in allen Stücken das Gegenteil des Vaters war, entgegengesehen. Sein frischer, tatendurstiger Geist versprach neues Leben. Er hat die Erwartungen nicht getäuscht. Aber sein Weg ging in einer anderen Richtung, als die war, welche den Fürsten vorschwebte. Er „lebte in der großen Politik". Seine burgundische Stellung forderte eine Auseinandersetzung mit Frankreich; die italienische Frage, die weitaussehende Verbindung mit Spaniens Herrscherhaus kamen hinzu; auch den Osten verlor seine immer rege Aufmerksamkeit nicht aus den Augen. Überall spähte er nach Gelegenheiten, das Ansehen seines Hauses zu heben, dessen Besitzungen zu erweitern. Er sah die Reichsreformen nur unter dem Gesichtspunkte, wie weit sie ihm hier eine Handhabe bieten könnten; jede Stärkung der Reichsgewalt sollte zugleich eine Förderung seiner Haus- und Königsmacht sein.

Die Fürsten erstrebten andere Ziele. Auch sie wollten den äußeren Bestand des Reiches erhalten und mehren, seine Zentralgewalt stärken. Aber sie wollten keinen wichtigeren Schritt, besonders in der auswärtigen Politik und in Finanzfragen, geschehen lassen ohne ihre Mitwirkung, und was etwa gewonnen werde, das sollte dem Reiche und nicht seinem Herrscher gewonnen sein. Man hat das Ziel ihrer Wünsche als eine Fürstenrepublik bezeichnet und damit das Richtige getroffen. Sie suchten die Entwickelung in eine Richtung zu drängen, die jener, welche bei den großen Nationen des Westens Platz griff, genau entgegengesetzt war.

Aus dem Gegensatz dieser Anschauungen und Interessen ist die Reichsreform erwachsen, deren Beginn man vom Wormser Reichstag von 1495 datiert. Es ist erklärlich, daß sie keinen einheitlichen Charakter erhielt, daß sie nur nach langen, mühevollen Verhand-

lungen und unter schweren Rückschlägen durchgesetzt werden konnte und trotzdem nicht zum vollen Abschluß, weder nach der einen noch der andern Seite, kam.

Sie war trotzdem eine Tat. Ihre einschneidende Bedeutung für die Geschichte unseres Volkes kann nicht in Abrede gestellt werden. Sie brachte den Grundsatz zur Anerkennung, daß der innere Friede auf der Autorität des Reiches, nicht auf zeitlich und örtlich begrenzten Verträgen seiner Glieder zu beruhen habe. Sie schuf zur Durchführung des allgemeinen und ewigen Landfriedens ein Reichsgericht und stattete es trotz aller Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten mit den nötigen Mitteln aus, die Exekution seiner Urteile zu sichern. Sie begründete auf dieser Ordnung eine Reichswehrverfassung, eine festere, als sie bis dahin bestanden hatte, und gab ihr einen neuen Rahmen in Gestalt der Kreiseinteilung.

Es hat Jahrzehnte gedauert, ehe das alles auch nur einigermaßen in eine geordnete Tätigkeit trat. Die Spannung zwischen Maximilian und den Fürsten ist zeitweise dem Bruche nahe gewesen. Aber das Endergebnis war doch ein Sieg des Reichsgedankens. Mochte die Einigung eine lose sein verglichen mit jener, die sich in Spanien und Frankreich, in England und den skandinavischen Reichen durchsetzte oder schon durchgesetzt hatte, das Reich war doch wieder ein festerer und klarerer Begriff geworden, als es seit Friedrich II. gewesen war, und es bedeutete für Deutschland einen ungeheuren Vorsprung gegenüber Italien, daß es noch ein Reich darstellte.

Die neue Ordnung blieb weit zurück hinter dem, was Maximilian in seinem Sinne von ihr erwartet hatte. Er hat einige Male Truppen ins Feld führen können, die von den Ständen des Reiches gestellt oder besoldet waren, gegen Frankreich, Ungarn, Venedig. Man hatte seinem Drängen nachgegeben, wenn man anerkennen mußte oder wollte, daß ein Reichsinteresse auf dem Spiele stand. Aber des Königs Kriege zu führen, war das Reich so entfernt wie nur je, und diese Neigung konnte durch die Ergebnis-

losigkeit, die Maximilians kriegerischen Unternehmungen eigen zu sein pflegte, nicht gefördert werden.

So sah sich Maximilian für die Aufrechterhaltung seiner europäischen Stellung in erster Linie auf die eigenen Besitzungen und seine Familienverbindungen und Bündnisse angewiesen. Aber darum war es noch keineswegs nebensächlich für ihn, Oberhaupt des Reiches zu sein. Eine unendliche Fülle politischer Interessen und Gegensätze lag im Deutschland jener Zeit unausgeglichen nebeneinander. Was immer an territorialen Bildungen vorhanden war, stand aber in Beziehungen zum Könige und Kaiser, war ihm lehnspflichtig und konnte sich der Wirkung seines Wohl- oder Übelwollens nie völlig entziehen. Er fand leicht eine Handhabe, einzugreifen. Im baierischen Erbfolgestreit machte Maximilian die Ansprüche seines Hauses geltend und brachte 1505 den Tiroler Besitz der Wittelsbacher an sich. Die Unmündigkeit des württembergischen Ulrich nach der Absetzung Eberhards VI. ward ihm Anlaß, die Vormundschaftsfrage zu regeln, dann die Mündigkeitserklärung zu beschleunigen, die Ehe des Herzogs zu schließen und dem Hause Österreich eine Anwartschaft auf das Land zu erwerben. An solchen Erfolgen beziehungsweise Versuchen ist die Regierung des nimmer Ruhenden überreich.

Es war zunächst die stattliche, über weite Teile des Reiches verstreute, den Westen völlig umsäumende Hausmacht, die seinem Wünschen und Begehren Gewicht gab. Dann bot die europäische Stellung, die sein Haus innehatte, die Möglichkeit, den Angehörigen des deutschen hohen Adels im Dienste der großen Politik Aussicht auf Macht, 'Ruhm und Gewinn zu eröffnen. Der Begründer des albertinischen Hauses und sein Sohn Georg, der bekannte Gegner Luthers, waren beide nacheinander Habsburgs Statthalter in Friesland. Das Haus Nassau ist durch Maximilian in die Niederlande gebracht worden, für die es so bedeutungsvoll werden sollte. Dazu kam der kaiserliche Einfluß auf die Besetzung der zahlreichen Stifter, deren fürstliche Umwerber ihre Aussichten schmälerten, wenn sie sich schlecht mit dem Kaiser stellten. Auch sonst stand mancher „Köder" zur Verfügung. Es waren durchweg Macht-

quellen, die aus politischem, nicht rechtlichem Boden flossen. Deutschland bildete eine politische Welt für sich, ein Abbild Europas im kleinen, aber mit ungleich reicherer und feinerer Gliederung. Wie weit es seinem Herrscher zu Willen war, hing in erster Linie von dessen politischen Fähigkeiten und Machtmitteln ab, erst in großem Abstande von Recht und Verfassung.

Alle die Kräfte, die dieses Gebilde in sich barg, in seinen Bannkreis zu ziehen, konnte niemand gelingen. Auch war kein Herrscher sicher, daß der Untertan sich nicht mit Fremden verständigte gegen ihn. Trotzdem war das deutsche Kaisertum ein wertvoller Besitz für einen Fürsten, dem es nicht an Mitteln gebrach, es einträglich zu verwalten.

In diesem Stande übernahm es im Juni 1519 nach Maximilians Tode Karl V. Bei seinem ersten Besuche im Reich hatte er sich mit Martin Luther zu befassen.

Die großen Reformkonzilien der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts führen ihren Namen nach dem, was sie erstrebten, nicht nach dem, was sie erreichten. Doch ist auch hier ein tiefgreifender Unterschied zu verzeichnen zwischen Deutschland und den großen Monarchien des Westens. Für Frankreich ward die Opposition des Baseler Konzils 1438 Anlaß zur pragmatischen Sanktion von Bourges, deren Beschlüsse sich anlehnten an voraufgegangene englische Maßnahmen. Ähnliches war schon in den Staaten der iberischen Halbinsel geschehen. Alle diese Länder beschränkten den Einfluß der Kurie auf die Vergebung der heimischen Pfründen und erweiterten die Rechte der Krone. Finanzieller Ausbeutung von Rom her war nur noch ein enger Spielraum gelassen.

Anders in Deutschland. Auch hier machten die Leiter des Reiches, die Kurfürsten, den Versuch, aus dem Konflikt zwischen Konzil und Papst Vorteil zu ziehen. Indem sie sich neutral erklärten, suchten sie zu einer nationalen Regelung der Beziehungen der deutschen Kirche zu Rom zu gelangen. Aber ihr eigener König Friedrich durchkreuzte diese Bestrebungen. In einem Sondervertrage, der

ihm genügende Vorteile, auch die Kaiserkrone sicherte, sagte er sich im Februar 1446 vom Konzil los und schloß sich dem Papst an. Die Kurfürsten fanden sich bald bewogen, von der Neutralität zurückzutreten und auch ihrerseits getrennte Abkommen zu suchen. Rom verstand sich zu einigen Zugeständnissen in bezug auf die üblichen Gefälle; sie sind aber nur sehr teilweise zur Durchführung gekommen. Pfründenvergebung, Annaten, Reservationen, Exspektanzen, Provisionen: es blieb im wesentlichen alles beim alten. Auch auf diesem Gebiete machte Deutschland die Erfahrung, wie schwer der Mangel einer starken Zentralgewalt die Nation drückte.

Daß man den Weg zur Abhilfe nicht fand, konnte die Mißstimmung nur vermehren. Als Maximilian in Augsburg seinen letzten Reichstag hielt — Luther stand, während er tagte, vor Cajetan —, empfingen Kaiser und Papst auf ihre Bitten um Türkenhilfe die bekannten scharfen Antworten. Geistliche und weltliche Fürsten vereinigten sich zu den „Beschwerden deutscher Nation" gegen die Kurie. Nirgends in Europa ist etwas Ähnliches geschehen, weil nirgends ein ähnlicher Anlaß vorlag. Wie einst zur Zeit der Investiturfrage befand sich auch jetzt wieder Deutschland gegenüber dem Papsttum in einer besonderen Lage.

Die mittelalterlichen Erfolge der Päpste wird niemand verstehen, der sie nicht als Siege des Geistes gelten läßt. Sie wurden erfochten durch den Glauben der Völker. Aber dieser Glaube erwartete auch Früchte zu sehen. Die sich begeistert hatten für den göttlichen Beruf des Papsttums, das höchste kirchliche wie weltliche Regiment auf Erden zu üben, hatten es getan, weil ihnen dies der Weg schien, Gottes Reich auf Erden zu begründen. Ihre Erwartungen wurden nicht erfüllt. Auch der überzeugteste Lobredner der Kirche wird nicht behaupten können, daß die Zeit nach Investiturstreit und Stauferkampf diesem Ziele näher gewesen sei als die diesen Ereignissen voraufgehende.

Der Enttäuschung folgte die Abkehr. Innocenz III., der klügste und erfolgreichste aller Statthalter Petri, fand es nötig, die Trans-

substantiationslehre zum Dogma zu erheben und Vorkehrung zu treffen, daß Anfechtung kirchlicher Lehre mit Feuer und Schwert verfolgt werden konnte. Es ist der größte, es ist ein wahrhaft göttlicher Zug menschlicher Natur, daß Gewalt noch stets unterlegen ist im Kampfe gegen Überzeugungstreue. Die Ketzerverfolgungen konnten nicht schützen, was die Gewähr seiner Dauer nicht in sich trug. Die Lehrautorität der Kirche wurde langsam untergraben. Ihre Verweltlichung, unzertrennlich von ihrer glänzenden Machtstellung, stieß nicht wenige der Besten ab.

Besonders in Deutschland mußte die Periode von Avignon, der skrupellose Gebrauch kirchlicher Machtmittel in fremdländischem, weltlichem Interesse, verwüstend wirken auf das Ansehen des römischen Stuhls. Die Narben, die sein Kampf mit Saliern und Staufern hinterlassen hatte, sind oft wieder aufgebrochen. Daß die beiden großen Reformkonzilien auf deutschem Boden gehalten wurden, hat zunächst seinen Grund in der Stellung des deutsch-römischen König- und Kaisertums, steht aber nicht außer Zusammenhang mit den Stimmungen und Geistesströmungen, die das deutsche Volk bewegten. Kein anderes war so vorbereitet, keines wohl auch seinem innersten Wesen nach so geneigt, die unmittelbare Verbindung mit Gott wieder zu suchen und die Mittlerstellung des Priesters abzulehnen.

Daß diese Sehnsucht, als Luther auftrat, verbreitet war wie nur je ein geistiges Verlangen, kann von unbefangenen Forschern nicht wohl in Abrede gestellt werden. Unsere Geschichte kennt kein Beispiel, daß je ein Mann unser Volk so tief bewegt, so mit sich fortgerissen hätte wie Martin Luther, der Bauern- und Bergmannssohn.

Daß Luthers Opposition und Reform religiösem, rein religiösem Bedürfnis entsprang, sollte billigerweise von niemandem mehr geleugnet werden. Er verkörperte die hoffentlich nimmer aussterbende deutsche Volksart, die, in harter Zucht die überschäumende Kraft von Körper und Geist bändigend und stählend, auch hart

wird gegen sich und andere, die schwer zur Zufriedenheit mit sich selbst gelangt, die aber auch durch Tiefe der Empfindung, durch Klarheit des Verstandes und Festigkeit des Willens sich allen Lagen des Lebens gewachsen zeigt. Eine wunderbare Bildsamkeit setzte Luther in den vollen Besitz des gelehrten Wissens der Zeit. Seltene Lehr- und Darstellungsgabe in Wort und Schrift gaben ihm rasch Ansehen im Orden und in der Universität, deren Glied er geworden war. Die Grundfrage seines Lebens blieb aber eben jene, die Innocenz III. durch das Laterankonzil von 1215 entschieden wähnte, die Versöhnungslehre. Kaum je hat wohl die geängstete Menschenseele härter gerungen mit ihrem Gott als in diesem Mann. In den Werken der Kirche konnte er keine Befriedigung finden. Er trat auf den Plan, als er sah, wie ihnen schamlos eine Bedeutung zugeschrieben wurde, die sie auch nach der Lehre der Kirche nicht haben sollten, als ihn „Junker Tetzel mit dem Ablaß rief".

Es konnte nicht anders sein, als daß Luther im Verfolg des Streites auch mit dem Humanismus in Verbindung trat. Die neue Geistesrichtung war im Universitätsleben der Zeit so stark vertreten, daß sie auch dem studierenden Luther nicht fremd geblieben ist. Sie war in hohem Grade klerikerfeindlich und bot sich ihm bald als Bundesgenosse an. Aber das Verhältnis zu Ulrich von Hutten konnte doch ein näheres nicht werden. Es waren getrennte Wege, welche die beiden Männer gingen. Für die Glaubensfragen war bei Hutten kein Verständnis. Er richtete seine Pfeile gegen die Weltlichkeit der Kirche und gegen ihre Ansprüche an deutsches Gut und deutsche Rechte. Luther traf mit seinem Zweifeln und Verneinen die Wurzeln, aus denen das alles hervorgewachsen war. Sein Ziel mußte bald werden, die Kirche aufzubauen auf einem neuen Grunde.

So ist auch von den drei großen Streitschriften des Jahres 1520 die „an den christlichen Adel deutscher Nation" zwar die wirkungsvollste, aber nicht die für das neue Werk bedeutendste. Sie macht sich die „Beschwerden" zu eigen, die der Reichstag von 1518 dem päpstlichen Legaten unterbreitet hatte; es sind fremde

Gedanken, deren Interpret Luther wurde, die er durch die Kraft seiner Feder volkstümlich gestaltete. Er trug die Bewegung so in Kreise, die ihr sonst vielleicht fern geblieben wären; aber es war ein Erfolg, der nur teilweise als sein Werk bezeichnet werden kann. Reichsständische und humanistische Opposition flossen mit seiner religiösen und theologischen in ein Bett zusammen.

Luthers Geist und Wesen sind in der „babylonischen Gefangenschaft der Kirche" und der „Freiheit eines Christenmenschen" lebendig. Sie zerschnitten das Band, das ihn an die bestehende Kirche knüpfte. Wer da lehrte, daß der Mensch gerecht werde allein durch den Glauben, nicht durch des Gesetzes Werke, daß es nur einen Mittler gebe zwischen Gott und dem Menschen, Christus, für den gab es keinen Raum mehr auf dem Boden der alten Kirche, der mußte neue Formen finden für das Priestertum aller Laien, zu dem er sich bekannte.

In dem eingeschlagenen Verfahren mag die Kurie nicht immer das Richtige getroffen haben; auf den endlichen Ausgang hat das keinen Einfluß geübt. Sie mußte bannen; da war keine Versöhnung möglich. Nur noch in Blut hätte die Bewegung erstickt werden können. Das war weder gegen Wiklif noch gegen Hus möglich gewesen; gegenüber Luther erwies es sich bald als völlig untunlich.

Mit Recht erblicken wir in Luthers Verantwortung zu Worms vor Kaiser und Reich den Höhepunkt seines Lebens. Der hehre Zauber unerschütterlicher Bekenntnisfreudigkeit ruht auf der Gestalt des Mönches und Lehrers. Es ist mit Nachdruck hervorgehoben worden, daß das Wormser Edikt, das den Gebannten auch mit des Reiches Acht traf, zustande gekommen ist unter dem Einfluß politischer Erwägungen. Aber sicher wäre die Entscheidung nicht anders gefallen, wenn Leo X. auch nicht einen Schimmer weltlicher Macht besessen hätte. Von Karl V. zu Luther gab es keine Brücke.

Wir haben des Kaisers Bekenntnis. „Es ist das erste Schriftstück, von dem wir wissen, daß es das Erzeugnis seines eigenen

Geistes war." Der Kaiser las es am Morgen nach Luthers Rede, am 19. April, den versammelten Fürsten vor: „Ihr wißt alle, daß ich von den christlichen Kaisern deutscher Nation und den katholischen Königen der Spanier, von den österreichischen Erzherzögen und burgundischen Herzögen stamme, welche alle bis zu ihrem Tode die treuesten Söhne der katholischen Kirche und die Verteidiger und Ausbreiter des katholischen Glaubens zur Ehre Gottes, zur Vermehrung des Glaubens und zum Heil ihrer Seelen gewesen sind." ... „Wir haben als Recht befunden, zu erhalten, was die genannten unsere Vorgänger sowohl auf dem Konstanzer als auf anderen Konzilien festgesetzt haben. Da es nun aber offenbar ist, daß ein einzelner Mönch, durch seine besondere Meinung betrogen, in die Irre geht, sich mit dem Glauben der ganzen Christenheit in Widerstreit setzt, sowohl derjenigen, welche vor tausend Jahren, als derjenigen, welche heute leben, und sich anmaßt, zu behaupten, alle Christen seien bis jetzt im Irrtum gewesen, so haben wir beschlossen, an diese Sache alle unsere Reiche und Lande, unsere Freunde, unser eigen Leib, Blut, Leben und Seele zu setzen." Die Erklärung bedauert, „so lange das Einschreiten gegen genannten Luther und seine falsche Lehre verschoben zu haben"; der Kaiser will ihn unter keinen Umständen weiter hören. „Er soll nach dem Inhalt seines freien Geleites, das wir halten wollen, zurückgeführt werden," aber: „Wir haben beschlossen, gegen ihn wie gegen einen wahren und überführten Ketzer zu verfahren, und ermahnen euch, daß ihr in dieser Sache wie gute Christen und so, wie ihr es versprochen habt, euere Meinung kundgebt."

Als die versammelten Stände diese Worte des Kaisers vernahmen, wurden viele, wie Aleander berichtet, „bleicher, als wenn sie gestorben wären". Wie sehr war doch Luther im Irrtum, als er von dem „jungen Blut von Österreich" Verständnis erhoffte.

Oft und bitter ist beklagt worden, daß das deutsche Volk in diesen Tagen kein Oberhaupt fand, das verstand, was es bewegte; Einheit, Macht und Geistesfreiheit wären ihm sicher gewesen. Aber

wer die Lage der Dinge ruhig überblickt, wird erkennen müssen, daß sie unentwirrbar verfahren waren. Es war unmöglich geworden, zugleich die politische und die religiöse Einheit zu bewahren. Man hat beklagt, daß Friedrich der Weise nicht Kaiser wurde. Aber hätte das Reich zusammenhalten können, wenn er an die Spitze getreten wäre?

Die Kämpfe der Wittelsbacher und Habsburger im 14. Jahrhundert haben gelehrt, was ein Herrscher mit schwacher Hausmacht bedeutete. Und wie war die Macht der Habsburger und ihre europäische Stellung seitdem gewachsen! Schon Maximilian hatte seine Erblande und das burgundische Reichsgebiet regiert, als gehörten sie nicht zum Reiche; die neuen Ordnungen haben für diese Gebiete nicht existiert. Eine Wahl des Ernestiners zum Kaiser hätte alles habsburgische Land vom Reiche gelöst, einen mächtigen, rein dynastischen Staat neben das Reich gestellt. Und zahlreich möchten die Stände der größeren Macht und dem größeren Glanze gefolgt sein, da doch die habsburgische Partei seit langem unter den Fürsten so viel stärker war als die ernestinische. Daß es hoffnungslos war, gestützt auf populäre Bewegungen zugleich die politische und die konfessionelle Einheit erkämpfen zu wollen, haben Ritter- und Bauernkrieg zur Genüge erwiesen.

Es ist gesagt worden, ohne die gewaltsame Abwehr geistlicher und weltlicher Territorialherren hätte der neue Geist das ganze deutsche Volk ergriffen. Wer in die Einzelhergänge hinabsteigt, wird die Überzeugung gewinnen, daß die reformatorische Bewegung, die sich ja verbreitete, so weit deutsch geredet wurde, auf ihrem Höhepunkte, um die Mitte des Jahrhunderts, den weitaus größeren Teil unseres Volkes erfaßt hatte; aber er wird auch erkennen, daß es Gegenden gab, besonders im Süden und Westen, in denen das Alte so fest gewurzelt, auch in sich so lebensfähig war, daß es nur durch Zwang hätte beseitigt werden können. Vor allem belegen Hergänge in der Eidgenossenschaft und in deutschen Städten das auf das deutlichste. Nur in einem geschlossenen nationalen Staate mit gebietender Zentralgewalt hätte sich eine Bewegung

wie die Reformation zu einheitlicher Durchführung bringen lassen. Einen solchen damals in Deutschland zu schaffen, lag aber völlig außer dem Bereich der Möglichkeit, überstieg selbst die Kräfte der allen andern Fürstenhäusern an Macht so sehr überlegenen Habsburger, es sei denn, daß sie Führer der Reformation hätten werden wollen. Aber an der Spitze ihres Hauses stand jetzt Karl V.! Entscheidend für das Geschick unseres Volkes in einer seiner wichtigsten Wendungen ward der Zufall der Persönlichkeit.

Nun kann aber gar nicht zweifelhaft sein, so seltsam es gegenüber oft ausgesprochenen und weitverbreiteten Vorstellungen klingen mag, daß Deutschland seinen äußeren Bestand und den losen Zusammenhalt, den es als Reich bewahrte, seiner engen Verbindung mit dem habsburgischen Hause verdankt. Habsburg ist hart gescholten worden wegen seiner engherzigen und eigennützigen Hausmachts- und Familienpolitik. Und doch hat es solche Politik nicht mehr und nicht weniger getrieben, als sie überhaupt in Mittelalter und Neuzeit üblich war. Das Unterscheidende ist nur, daß seine Haus- und Familieninteressen, von Spanien abgesehen, nicht zusammenfielen mit denen einer großen Nation.

Aber bei welcher Familie wäre das der Fall gewesen, soweit deutsche Häuser in Frage kommen? Hätten etwa die Ernestiner oder die Hohenzollern oder die Wittelsbacher Anlaß gehabt, mehr gegen Türken und Franzosen zu kämpfen, als es die Habsburger getan haben? Was wäre wohl vom Reiche übrig geblieben, wenn im Westen und Südosten die Habsburger mit ihren Ländern nicht Jahrhunderte vor dem Riß gestanden hätten, wenn sie sich in den Kämpfen gegen Frankreich nicht auf Spaniens Reichtum hätten stützen können?

Das Reich hat gelegentliche Hilfe geleistet; aber das ist verschwindend gegenüber dem Vorteil, den auch Deutschland aus den doch ganz überwiegend mit habsburgischen Eigenmitteln erkämpften Erfolgen zog. Es ist richtig, Karl V. hat den burgundischen Kreis dem Reiche entfremdet, ihn wohl vom Reiche schützen, nicht aber

den Ordnungen des Reiches unterwerfen lassen wollen; er hat auch Mailand aus seinem Verhältnis zum Reiche gelöst und spanisch gemacht. Aber wäre das Ergebnis ein anderes gewesen, wenn Karl V. nicht deutscher Kaiser geworden oder Burgund gar den Franzosen in die Hände gefallen wäre? Hätte das Reich Burgund vor Frankreich bewahren können? Die klägliche Vertretung, die deutsche Interessen gegen Nordosten, wo doch mehrere der angesehensten Territorien an den Grenzen lagen, bis zur Zeit des Großen Kurfürsten gefunden haben, zeigt deutlich genug, was von den Einzelstaaten zu erwarten war. Dazu hat die Erwerbung von Böhmen und Ungarn durch die Habsburger Deutschland vor Nachbarn gesichert, die in früheren Jahrhunderten oft genug lästig geworden waren, hat sie durch Einfügung in die Kaisermacht zu Anhängseln des Reichs gemacht.

Wir haben allen Anlaß, unserem Geschicke zu danken, daß es 1519 den spanischen König und burgundischen Herzog an unsere Spitze brachte und nicht einen deutschen Kleinfürsten oder gar Franz von Frankreich. Wäre es nicht geschehen, so wäre menschlichem Ermessen nach zu der konfessionellen Spaltung noch die politische getreten; wir hätten aufgehört, als Reich zu existieren.

Der Wormser Reichstag von 1521 lebt im Gedächtnis der Geschichte als Luther-Reichstag. Den Teilnehmern und Zeitgenossen sind seine politischen Arbeiten und Ergebnisse nicht minder wichtig erschienen. Karl V. mußte entsprechend seiner Wahlkapitulation ein fürstliches Reichsregiment zugestehen, das ihn in Zeiten seiner Abwesenheit vertreten, das Reich lenken und darüber wachen sollte, daß des Reiches Mittel nur für des Reiches Zwecke Verwendung fänden. Hätte Karl sich dem Anspruch versagen wollen, die Fürsten wären für den Krieg gegen seinen französischen Mitbewerber um die Krone, den er zu führen brannte und führen mußte, kaum zu haben gewesen. Als aber das Regiment noch 1521 in Nürnberg zusammentrat, zeigte sich bald eine lutherfreundliche Stimmung. Trotzdem Luthers eifriger Gegner, Herzog Georg von

Sachsen, die Leitung hatte, legte das Regiment der Durchführung des Wormser Edikts Hindernisse in den Weg. Es hielt seine Hand über dem Mann, der in des Reiches Acht war.

Wie weit irren doch die von der Wahrheit ab, die behaupten wollen, die deutschen Fürsten hätten sich nur aus Gier nach dem Kirchengut der neuen Lehre angeschlossen. Kurfürst Friedrich hatte schon gegenüber dem Begehren des Papstes seinen Professor in Schutz genommen. Nach dem Wormser Reichstag hat er ihn alsbald in Sicherheit gebracht, um ihn vor den Folgen des Edikts zu bewahren. Bis zu seinem Tode (1525) ist er fortdauernd Luthers Gönner und Schützer geblieben, doch aber dem alten Kirchentum nicht untreu geworden, in dem Glauben gestorben, in dem er aufgewachsen war. Persönlich ist er Luther nie begegnet. Er hat nur nicht eingreifen wollen in eine Sache, die nach seinem schlichten Sinn Gott zu entscheiden hatte, sich dazu auch durch keine irdische Gewalt drängen lassen wollen. Und ähnliche Gesinnung ist die Grundstimmung, die andere evangelische Machthaber der Zeit beherrscht. Man sollte doch aufhören, hüben wie drüben, Vorwürfe zu erheben, daß die kirchliche Stellungnahme vor allem oder gar ausschließlich durch weltliche Beweggründe bestimmt worden sei.

Daß solche hier und da mitgewirkt haben, in einzelnen Fällen auch entscheidend geworden sind, ist so gut wie selbstverständlich. Irdisches und Himmlisches, Staatliches und Kirchliches ließen und lassen sich nicht völlig auseinanderhalten, und der einzelne kann die größten Gegensätze in sich schließen. Philipp von Hessen war von lebendigstem Glaubensbedürfnis und zugleich von stärksten weltlichen Trieben bewegt. Niemand wird leugnen können, daß Georg von Sachsen und Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel nicht minder überzeugte Vertreter des alten Glaubens waren als der Kaiser selbst, aber mit gleicher Wärme und Aufrichtigkeit schlossen sich Albrecht von Mansfeld, Wolfgang von Anhalt, Georg von Ansbach, Ernst von Lüneburg, Christian von Holstein dem neuen Bekenntnis an. Niemand wird die Zeit verstehen, der nicht erkennt, daß ihr ein ungewöhnlich starkes religiöses Bedürfnis inne-

wohnte, daß die Frage nach der Seele Seligkeit im Mittelpunkt ihres ganzen geistigen Lebens stand. Diesen Männern war es nicht möglich, sich durch ein mit den Lippen gesprochenes revoco mit der Kirche abzufinden, wie es der Renaissancemann Serralonga in Augsburg Luther empfahl. Die Jahrzehnte, in denen die neue Lehre sich durchkämpfte, haben Naturen wie die des Kurfürsten Moritz von Sachsen nicht gekannt. Der Glaube war es, der für hoch und niedrig in Frage stand, der in den Protestierenden von Speier lebendig war, und um den auch die alte Richtung rang. Daß zu der letzteren nicht wenige gehörten, die in voller Treue gegen Rom doch Reformen für notwendig erachteten und sie forderten, gab den Meinungen weiten Spielraum.

Das Reichsregiment der Jahre 1521—24 bedeutet den Höhepunkt der fürstlichen Reformbestrebungen. Es war erreicht, was stets als letztes Ziel bezeichnet worden war, ein alljährlich sich versammelnder Reichstag und daneben ein ständiger Ausschuß zur Führung der Geschäfte. Als im zweiten Jahre der Vorsitz an Kurfürst Friedrich kam, gewann die reformfreundliche Richtung an Stärke. Unter Mitwirkung von Elementen, die in ihrem Glauben und in ihrer Treue gegen den Papst nicht zu wanken dachten, entwickelte sich das Regiment zum Wortführer der nationalen Beschwerden gegen Rom. Mit seiner offenen oder geheimen Billigung gewann die Neuerung Zeit, Wurzeln zu schlagen, die kaum noch auszureißen waren. Gerade in diesen Jahren hat sie überall in deutschen Landen Fuß gefaßt. Für den weiteren Gang der deutschen Geschichte wurde es von größter Bedeutung, daß dieser obersten Reichsbehörde nur ein kurzes Dasein beschieden war. Sie erlag aber einer Opposition, die keineswegs überwiegend auf kirchlichen Motiven beruhte.

Dem Kaiser war die lutherfreundliche Haltung des Regiments ein Dorn im Auge. Aber nicht weniger empfindlich berührte ihn die Schmälerung, die seine Macht und sein Ansehen erfuhren. Mochte sein Bruder Ferdinand ihn vertreten, seine Rechte wurden

doch von einem fürstlichen Ausschusse geübt. Wie einst sein Großvater hat er das Mögliche getan, den Gang der Geschäfte zu stören, sich eingemischt, wo nur die Gelegenheit sich bot. Als sich im Reiche selbst Widerstand gegen das Regiment erhob, war es leicht, ihn zum Bundesgenossen zu gewinnen.

Man kann die Frage aufwerfen, ob es je ein Volk oder Reich gab, das von so zahlreichen und tiefgreifenden Gegensätzen durchzogen war wie Deutschland zur Zeit der Reformation und sie doch überdauerte. Dem Bestande des Reichsregiments wurde vor allem die Feindschaft verhängnisvoll, die einerseits die Ritter, andererseits die Städte von den Fürsten trennte.

Das Urteil über Franz von Sickingen wird stets abhängen von der Berechtigung, die man dem Ritterstande seiner Zeit zugesteht. Die aber wird man kaum höher als eine geschichtliche einschätzen dürfen. Es ist nicht abzusehen, wie eine Ritterschaft im Sinne Sickingens Grundlage hätte werden können für eine Erneuerung des Reiches. Ja, wenn der Kaiser im Reiche wirklich Herr gewesen wäre! Dann hätte er vielleicht zugleich die Ritter im Zaum halten und mit ihnen die Fürsten niederwerfen können.

War aber die Ritterschaft, wie sie bestand, politisch kaum entwickelungsfähig, so waren doch die Fürsten aus eben dem Stande hervorgegangen, den die Ritter noch darstellten. Es hatte eine Zeit gegeben, in der in den vorderen Reichsteilen beide miteinander rivalisierten, und eine klare Scheidung war auch jetzt noch nicht möglich. Die unsicheren Reichsstandschaften zählten eher nach Hunderten als nach Dutzenden. Und die Ritter waren die reisige Kraft Deutschlands; die Landsknechtshaufen liefen auf ihre Namen zusammen. Wenn es ihnen auch schlecht ging zwischen den landesherrlichen Ansprüchen der Fürsten und dem geldmächtigen Gebaren der Städte, das doch auch das Seine dazu beigetragen hat, aus den Rittern Raubritter zu machen, so kann es gleichwohl nicht wundernehmen, daß ein solcher Stand sich nicht ohne Gegenwehr hinabdrücken ließ in die Abhängigkeit, in der die Zeit ihn haben

wollte. Man braucht mit Sickingens Sache nicht zu sympathisieren und kann doch trotz seiner „Spähne“ mit den Bürgern die kühne stolze, deutsche Art des Mannes preisen. Daß er den Hebel an einem geistlichen Fürstentum ansetzte, hat sicher seinen Grund nicht allein in dem kriegerischen und politischen Hervortreten des Trierer Erzbischofs, sondern vor allem auch in der kirchenfeindlichen Richtung der Zeit.

So bedeutete Sickingens Fall auch für diese einen Mißerfolg. Und doch hatten weltliche und geistliche Fürsten, Anhänger des Alten und des Neuen, wie sie gerade betroffen waren, zusammengewirkt, den Landstuhl zu bezwingen. Das Reichsregiment hatte sich unfähig erwiesen, den Frieden aufrechtzuerhalten. Daß ihm dann auch das Gericht über die Besiegten von den Fürsten und vom schwäbischen Bunde aus den Händen gewunden wurde, enthüllte deutlich seine Schwäche. In reinem Machtkampf ohne ein staatliches Recht hat der Fürsten- den Ritterstand niedergerungen. Der so oft wiederkehrende Gedanke der Zeit, daß der Ritter berufen sei, um des Reiches Sold des Reiches Kriege zu führen, hätte aber wohl eine Ausgestaltung finden mögen. Die in diesem Stande lebendige kriegerische Kraft hätte dann eine andere Betätigung gefunden als in dem Solddienst, der ihn auf alle Schlachtfelder Europas führte. Aber dazu hätte eine starke Zentralgewalt, ein Staat, gehört.

Ganz anderer Art waren die Schwierigkeiten, welche die Städte dem Reichsregiment bereiteten.

Vom Beginn der Reichsreformen an taucht der Gedanke auf, der noch die Gegenwart beschäftigt, das Reich finanziell auf eigene Füße zu stellen, seine Einrichtungen unabhängig zu machen von den Territorien. Im Wormser Landfrieden hatte man zu diesem Zweck den „gemeinen Pfennig“ in Aussicht genommen, der aber, soweit er wirklich zur Erhebung kam, doch wieder auf eine Leistung der Stände hinauslief. Das Reichsregiment verfiel auf den Gedanken eines Grenzzolles, vier vom Hundert des Warenwertes. Es wäre

damit dem Reiche zugleich ein fester Umriß gegeben, die Aufrichtung eines solchen wenigstens versucht worden.

In diesem Beginnen aber sahen die Städte eine unerträgliche, sie allein treffende Belastung. Sie waren ohnehin nicht gut zu sprechen auf Reichstag und Reichsregiment, die Fürstenregierung. Sie hatten auch jetzt wieder zu klagen über ungebührlich hohe Anschläge zu Reichsleistungen; nicht mit Unrecht sahen sie in den Fürsten die grundsätzlichen Gegner nicht nur ihrer Weiterentwickelung, sondern auch ihrer Selbständigkeit. Augsburg, die Stadt der Fugger, übernahm die Führung. Schon einmal hatte das rasch emporgekommene Bank- und Handlungshaus unheilvoll eingegriffen in den Gang unserer Geschichte. Das schamlose Geschäftsgebaren seiner Agenten war das weitaus Anstößigste an Tetzels Ablaßhandel. Jetzt war es noch besonders erbost über das Vorgehen des Reichsregiments gegen die „Monopoler", die großen Handlungshäuser, deren vornehmstes eben das eigene war, denen man die Verteuerung der Waren zuschrieb, und die nicht nur bei Fürsten und Herren, sondern auch beim gemeinen Mann und in nicht wenigen Städten verhaßt waren.

Unter Führung der Augsburger oder richtiger der Fugger ging im Sommer 1523 eine städtische Gesandtschaft nach Spanien an den Kaiser, ihn zum Einschreiten zu bewegen. Es war der Anlaß, der zur lange geplanten Tat führte. Der Kaiser erklärte, die Leitung des Reiches selbst in die Hand nehmen und einen Statthalter ernennen zu wollen. Unter dem Eindruck der Sickingenschen Händel, der städtischen Opposition und der Beschwerden geistlicher Stände über die religiösen Neuerungen beschloß der Reichstag im Februar 1524, in die Beratung über die Unterhaltung des Regiments überhaupt nicht einzutreten.

Damit war der Versuch einer festeren Einigung Deutschlands unter fürstlicher Führung gescheitert. Unter denen, die geholfen hatten, ihn zu vereiteln, waren nicht wenige, die am Gedanken der Kirchenreform festhielten.

Für die Weiterentwickelung dieses Gedankens ist der Mißerfolg des Regiments nicht nur insofern ungünstig gewesen, als damit ein überwiegend förderlicher Faktor ausschied. Das Fehlen jeder staatlichen Leitung außer der entlegenen, losen und der Reform abgesagt feindlichen des Kaisers hat die Frage, was weiter in den kirchlichen Dingen geschehen solle, zu einer territorialen gemacht. Nach den Verhandlungen, die von seiten des Regiments mit päpstlichen Legaten geführt worden sind, ist kein Schritt mehr geschehen, von dem man sagen kann, daß er im Namen deutscher Nation getan worden sei, um zu versuchen, ob nicht doch eine Verständigung mit der Kirche und ihrem Haupte möglich sei. Für die Begründung und Ausgestaltung der evangelischen Kirche Deutschlands ist das so folgenreich gewesen, daß dadurch noch heute ihr Charakter in wesentlichen Zügen bestimmt wird.

Unausbleiblich mußten den neuen religiösen Überzeugungen auch neue Formen des Gottesdienstes folgen. Darüber war Luther sich selbst völlig klar, auch darüber, daß das bei vielen Bräuchen nicht unauffällig, unbeachtet geschehen könne: Aufhören der Messe, Änderung des Abendmahls, Ehen der Geistlichen, Austreten der Ordensangehörigen u. a. Aber wie das im einzelnen und in einer gewissen Ordnung durchzuführen sei, darüber hatte Luther wohl kaum ernstlich nachgedacht. Sein Sinn war auf religiöse Erkenntnis gerichtet, auf ihre Förderung, auf Reinigung des Glaubens. Er vertraute auf das Wort. Der Geist müsse und werde es bringen; die Formen erschienen ihm nebensächlich. Er ist selbst als letzter aus seinem Kloster geschieden. Erst das Auftreten der „Schwarm- und Rottengeister" belehrte ihn, daß eine bestimmte neue Ordnung die alte ersetzen müsse, daß nur ein klarer, fester Wille eine solche Ordnung durchführen, die Bewegung in gangbaren Bahnen erhalten könne.

Die wunderbar raschen Erfolge, die Luther nach der Rückkehr von der Wartburg über die Schwärmer davontrug, denen ein Melanchthon wehrlos gegenüberstand, zählen zu dem Merkwürdigsten seines ereignisreichen Lebens. Sie beruhen auf der Überlegenheit seiner

Persönlichkeit, seines Willens, doch aber auch dem Bedürfnis fester Ordnung, das den Kreisen, denen er entsprossen war, und die ihm stets die nächsten blieben, im deutschen Leben immer eigen gewesen ist. Wie falsch ist es doch, den „Reaktionär", der Luther von 1522 ab gewesen sein soll, dem „Freiheitsmanne" der früheren Zeit gegenüber zu stellen, von einem Bruche mit einer besseren Vergangenheit zu reden. Es handelt sich um ein einheitliches Werk, in allem Wesentlichen aus einem Guß. Was bisher nur in Gedanken gelebt hatte, gewann jetzt Form und Gestalt. Daß diese nicht im Sinne moderner Denk- und Glaubensfreiheit ausfallen konnten, wird jeder verstehen, der tiefer eindringt in die Zeit. Aber Luther war der Anwendung von Gewalt, sie durchzuführen, stets abgeneigt. Er predigte aus innerster Überzeugung Rücksicht auf die Schwachen. Nur wo er bösen Willen zu erkennen glaubte, hat er sich für berechtigt gehalten, zum Zwange zu raten.

Nun zeigte es sich aber bald, daß der Aufbau des Neuen nicht geschehen könne ohne Anlehnung an eine weltliche Autorität. Nicht die „Gemeinschaft der Gläubigen", auch nicht die Gemeinde in ihrer ländlichen oder landstädtischen Ausgestaltung vermochte eine genügende Grundlage zu geben. Ein Reich, das organisierend hätte eingreifen können, gab es nicht. So blieb nichts anderes als die landesherrliche Gewalt. Zu all ihren anderen beanspruchten und geübten Rechten trat noch das der Leitung und Oberaufsicht der Landeskirche.

Man kann wohl sagen, daß es vor allem auch äußerem Zwange zu verdanken ist, wenn unter diesen Umständen die Gleichheit des Bekenntnisses wenigstens noch einigermaßen erhalten blieb. Indem die Protestanten 1530 vor Kaiser und Reich geladen wurden, über ihre Lehre Rechenschaft zu geben, sahen sie sich genötigt, in der Augsburger Konfession eine einheitliche Norm ihres Glaubens aufzustellen. Trotzdem hat es, selbst unter Luthers unmittelbaren Schülern und Anhängern, an Meinungsverschiedenheiten nicht gefehlt; sie konnten vor allen Dingen doch nur deshalb in so heftigen Kämpfen ausgefochten werden, weil ihre einzelnen Vertreter bald

bei dieser, bald bei jener Landesgewalt eine Stütze fanden. Welche Rolle daneben noch die „Schwärmerei“ spielte, zeigen die münsterischen Exzesse.

Obgleich die neuen Kirchenordnungen durchweg von lutherischem Geiste getragen waren, entwickelten sich in den äußeren Einrichtungen mannigfache Verschiedenheiten nach Verhältnissen und Bedürfnissen, nach Landesart und dem Sinne der Landesherren. Die Reformation wurde, wie drei bis vier Jahrhunderte früher die Kolonisation, kein nationales, sondern ein territoriales Werk; es entstanden evangelische Landeskirchen, keine deutsche evangelische Kirche. Man stößt auch hier wieder auf die Folgen der Zersplitterung, der Deutschland seit den Tagen der Kämpfe zwischen Kaisern und Päpsten unrettbar verfallen war.

Indem aber die Kirche ein Attribut der Landesgewalt wurde, gewannen unvermeidlich die in den Territorien obwaltenden Verhältnisse Einfluß auf ihre Entwickelung. Die Verfassung der fürstlichen Herrschaften war eine ständische. In dieser Verfassung aber hatte mit vereinzelten Ausnahmen, deren vornehmste Württemberg darstellt, die breite Masse des Volkes, Bürger wie Bauern, nur noch geringe oder keine Bedeutung. So wurde es mit den kirchlichen wie mit den staatlichen Dingen; sie vollzogen sich ohne Teilnahme derjenigen Kreise, auf deren richtiger Betätigung und Mitwirkung allein ein öffentliches Leben von dauernder Gesundheit aufgebaut werden kann. Das Verhängnis des Bauernkrieges, das über den weitaus zahlreichsten und wirtschaftlich wichtigsten Stand hereinbrach, vollendete die Entrechtung und Bevormundung in umfassenden und vielfach den schönsten und entwickeltsten Teilen des Reiches. So wurde eine Zeit möglich, in welcher der Landesherr, höchstens beraten von adligen Ständen und Räten, über die Religion der Untertanen entscheiden und der ungeheuerliche Grundsatz cujus regio, ejus religio in Deutschland Geltung gewinnen konnte.

Die Bewegung, die ihren Ursprung recht eigentlich der Volksseele verdankte, die ihr Bestes ihr entnommen hatte, gewann in ihrer weiteren Ausgestaltung Formen, mit denen ausschließlich engste

Kreise noch in lebendiger Fühlung bleiben konnten. Eine Ausnahme machten nur die reichsstädtischen Gemeinwesen, in denen größere Teile der Bevölkerung am öffentlichen Leben teilnahmen und auf die Neuordnung Einfluß übten und behaupteten. Bis auf die Gegenwart ist dieser Unterschied deutlich erkennbar, auch die württembergische Sonderstellung.

Ihren eigenen Weg ging, wie schon seit Jahrhunderten, die Eidgenossenschaft. In Zwinglis Persönlichkeit ist der Unterschied greifbar gegeben. Ihm war es unmöglich, allein als Angehöriger der Kirche, nicht zugleich auch als Bürger zu reformieren. Nicht nur in den kirchlichen, auch in den politischen Händeln, die seine Heimat bewegten, stand er mitten inne als klar geprägte Persönlichkeit. So schufen die einzelnen Orte, die der Reformation folgten, ein Werk aus einem Guß durch die Gemeinde und für die Gemeinde, die ihre kirchlichen sowohl wie ihre weltlichen Angelegenheiten in der Hand hielt. Als Luther in Marburg die dargebotene Bruderhand zurückwies, trat die dogmatische Grundlage seines Denkens und Empfindens in unverhüllter Schroffheit hervor. Daß die Versöhnung politische Vorteile in Aussicht stellte, konnte sie in seinen Augen nur noch bedenklicher machen.

Es fällt ein grelles Schlaglicht auf die Denkart eines Volkes, das nicht mehr gewohnt war, in den Dingen des Diesseits zu wollen und zu handeln, und das nun die ganze Energie starken und selbständigen Geisteslebens auf den Glauben und die Vorbereitung für das Jenseits richtete. Auch hier wieder werden wir hingeführt auf die einseitige Entwickelung, in die unser so reich begabtes Volk hineingedrängt wurde durch die Unterbindung seines staatlichen Lebens, der nächsten und natürlichsten Äußerung gesunder Volkskraft.

Gang und Geschick der Reformation sind aber nicht allein bestimmt worden durch Deutschlands innere Verhältnisse; auch seine auswärtigen Beziehungen griffen tief ein. Über sie entschied zunächst der Kaiser.

Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß Karl V. mit der Verfolgung Luthers und der Unterdrückung des Evangeliums bitter Ernst zu machen gedachte, als er das Wormser Edikt durchsetzte. Aber die Tat hätte doch nur folgen können, wenn er seine Kriegs- und Herrschaftspläne hätte aufgeben mögen. Zugleich Krieg gegen Frankreich führen und in Deutschland die Ketzer vernichten, wie es einst den Albigensern geschehen war, das überstieg doch auch die Macht des Herrn von Spanien, Neapel, Burgund und Österreich. So fromm und so gut katholisch Karl V. war, seine Kaiser- und Königsmacht lag ihm doch nicht weniger am Herzen. Er wandte sich gegen Frankreich und überließ Luther dem Reichsregiment, von dem er wissen konnte, daß es nicht vom Geiste des Wormser Edikts beseelt war.

Mit den höchsten Erwartungen ging Karl in den Krieg. Die Rechte des Reiches in Italien wollte er wiederherstellen, die des Hauses Burgund in vollem Umfange zur Geltung bringen. Im Verfolg der Ereignisse tauchte auch die Erinnerung an die Rechte des Reiches auf das Arelat wieder auf. Karl war überzeugt von seiner Überlegenheit über Franz von Frankreich: „Ich müßte ein erbärmlicher Kaiser sein, oder er soll ein kläglicher König von Frankreich werden.“ Aber er unterschätzte die Widerstandskraft des in sich geeinigten, in seiner geschlossenen Lage schwer angreifbaren Landes. Seine Heere vermochten 1521 Mailand zu gewinnen und durch die Siege von Bicocca und Pavia die Franzosen aus Italien zu verdrängen, aber die Versuche, in ihr Land einzudringen, hatten weder über die Alpen noch von den Niederlanden und von Spanien her Erfolg. Der Plan, durch den Connetable Karl von Bourbon Frankreich zu spalten, schlug gänzlich fehl.

Da Franz 1525 bei Pavia in Gefangenschaft geraten war, konnte der Kaiser in Madrid einen Frieden nach seinem Sinne diktieren. Aber freigeworden, weigerte der König die Erfüllung der gegebenen Versprechungen und fand einen Bundesgenossen im Papste, dem Mediceer Clemens VII., dem es nötiger schien, die seinen Kirchenstaat von Ober- und Unter-Italien her einzwängende

spanische Macht zu bekämpfen, als dem Manne die Hände frei zu machen, von dem allein Niederwerfung der deutschen Ketzerei erwartet werden konnte. Der sacco di Roma im Mai 1527 war die Folge dieser Politik. Trotzdem drangen die Franzosen noch einmal bis Neapel vor, und der Papst konnte zur Absetzung des Kaisers auffordern. Im Damenfrieden von Cambrai gab dann Franz I. 1529 doch seine italienischen Ansprüche preis.

Schon vorher hatte Papst Clemens im Vertrage von Barcelona sich bereit finden lassen, die Herrschaft Karls in Mailand und Neapel anzuerkennen. Es war genau der Streitpunkt, um dessentwillen einst seine Vorgänger das „Otterngezücht der Staufer" vernichtet hatten. Karl V. brachte es weiter als alle seine Vorgänger am Kaisertum. Aber es war eine spanische, nicht eine deutsche Herrschaft, die er aufrichtete in dem Lande, das in den Künsten der Renaissance aller Mannestugenden bar geworden war und seinen Reichtum jetzt spanischen Eroberungsplänen dienstbar, sein Geistesleben mit dem Bleigewicht spanischen Zwanges belastet sah.

Die Gegenleistung des Kaisers war bezeichnenderweise eine doppelte, das Versprechen „der Befreiung der Kirche von der pestbringenden Krankheit der Ketzerei" und das der Rückführung der unlängst vertriebenen Mediceer nach Florenz. Für Frankreich war entscheidend, daß Karl nachgab in der eigentlichen Ursprungsfrage der Gegnerschaft. Das Stammland der burgundischen Herzöge, ihr Lehen Bourgogne, blieb in Frankreichs Händen. Dazu behielt es Boulogne und Peronne. Es wahrte seinen Besitzstand in fester Geschlossenheit. Der Verzicht auf die Lehnshoheit über Flandern und Artois bedeutete keine Einbuße an Macht. Auch daß Franz I. in Madrid und in Cambrai Hilfe gegen Ketzer und Türken zusagen mußte, ist wohl bezeichnend für des Kaisers Gesamtauffassung, für die tatsächliche Gestaltung der Dinge aber bedeutungslos geblieben.

Dem Frieden folgte im Februar 1530 die letzte Krönung, die ein Papst an einem römisch-deutschen Kaiser vollzogen hat, in Bologna, nicht in Rom, und ohne daß, abgesehen von einer

einzigen Ausnahme, ein deutscher Fürst zugegen war. Zwar nicht dem Namen, aber der Sache nach war die Umwandlung der römischen in eine deutsche Kaiserkrone vollzogen.

Drei Monate vor diesen Friedensschlüssen hatte auf dem zu Speier versammelten Reichstage eine Anzahl evangelischer Fürsten und Städte vor Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, feierlich Protest erhoben gegen den von einer Majorität gefaßten Beschluß, daß jede weitere kirchliche Änderung zu unterbleiben habe. Der Austrag der Religionsfrage schien unmittelbar bevorzustehen. Es zeigte sich aber bald, daß trotz der Friedensschlüsse die deutschen wie die allgemeinen Verhältnisse viel zu verwickelt waren, daß politische und kirchliche Dinge viel zu sehr aneinander hingen, als daß Kaiser und Papst frei zum Schlage hätten ausholen können.

Allerdings zunächst schien der Augsburger Reichstag von 1530, der erste, der den Kaiser seit Worms wieder auf deutschem Boden sah, die Entscheidung zu bringen. Die eingereichte Konfession wurde als widerlegt angesehen, das Wormser Edikt erneuert. Die durch die Kirchenänderungen in den weltlichen Territorien gestörte geistliche Gerichtsbarkeit sollte wieder hergestellt, das Kirchengut zurückgegeben werden. Das Kammergericht sollte den Geschädigten zu ihrem Rechte verhelfen und wurde zu diesem Zwecke kräftigst gesäubert von allen Beisitzern, die reformfreundlicher Gesinnung oder ihrer auch nur verdächtig waren. Es waren besonders die geistlichen Stände gewesen, die diese Beschlüsse verlangt und durchgesetzt hatten. Hatten ihrer manche die Opposition gegen Rom nicht ungern gesehen, solange ihre Besitzrechte nicht angetastet wurden, so waren sie durch die materiellen Schädigungen, welche die Neuerungen mit sich führten, doch anderen Sinnes geworden. Der Kaiser hatte allen Anlaß, gerade diese Stände zu decken, denn auf ihnen beruhte noch immer ein wesentlicher Teil des Einflusses, den er im Reich übte; jede Schmälerung, die ihnen widerfuhr, bedeutete auch für ihn eine Schwächung.

Die gefaßten Beschlüsse erwiesen sich aber bald als nicht durchführbar. Noch vor Ausgang des Jahres trat der Schmalkaldische Bund zusammen. Es war nicht die erste ständische Einigung, die sich wegen der kirchlichen Streitigkeiten bildete. Aber jetzt war der ausgesprochene Zweck, die Ausführung eines ordnungsmäßig zustande gekommenen Reichstagsbeschlusses zu hindern. Die Teilnehmer verpflichteten sich, gemeinschaftlich einzutreten, sofern einer von ihnen der Religion wegen am Kammergericht belangt werde. Es hatte Bedenken gegeben, ob man berechtigt sei, dem Kaiser Widerstand zu leisten. Die Theologen erinnerten sich der Bibellehre: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist" und „Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat". Aber die Juristen waren der Meinung, daß eigentlich nicht die kaiserliche die von Gott gesetzte Gewalt sei; sie entstehe nur aus der Wahl der Fürsten; das Recht dieser sei das ältere.

Es ist der Anfang einer neuen Auffassung des Reichsrechts, die sich dem Lehensverhältnis entgegenstellt. So wurde der Kaiser nicht, wie es bei ständischen Bündnissen üblich war, im Vertragsinstrument ausgenommen; er wurde gar nicht erwähnt. Und wenigstens die leitenden Mitglieder des Bundes waren, wie es politisch richtig war, entschlossen, dem Kaiser auch in anderen als religiösen Fragen entgegenzutreten. Der Kaiser wünschte die Wahl Ferdinands, dem er schon 1521 zu Worms die österreichischen Erblande übertragen hatte, und der die Verwaltung des 1519 vom Schwäbischen Bunde seinem Herzoge abgenommenen Landes Württemberg führte, zum römischen Könige, um so die Leitung der Reichsangelegenheiten in festere Hände legen und seine eigene häufige Abwesenheit vom Reiche weniger nachteilig machen zu können. Die Wahl geschah Anfang 1531 zu Köln trotz kursächsischen Protestes. Aber die Schmalkaldener verweigerten die Anerkennung. Und ihnen schloß sich nun das gut katholische Baiern an. Wilhelm IV. klagte vor seinen Landständen, „Karl und Ferdinand dächten die deutschen Fürsten zu Sklaven herabzuwürdigen und nach welscher Sitte allein zu regieren". Bei den Wittelsbachern war man der

Meinung, daß „aus ihrem Hause schon Könige hervorgegangen seien, als die Habsburger noch Grafen gewesen". Und gerade an dieser Stelle entschloß man sich zuerst zu einer Annäherung an Frankreich. 1532 ward ein Bündnis geschlossen, an dem dann unter Vortritt Philipps von Hessen auch die Schmalkaldener teilnahmen. Wenn man jetzt versuchte, zur Augsburger Konfession „die Rubriken zu machen", so konnte es doch sein, daß dem Angreifer „das Blut unter die Augen spritzte".

Dazu kam die drohende Türkengefahr. Im Kampfe gegen die Osmanen hatte Ungarns und Böhmens letzter selbständiger König Ludwig II. aus dem Hause der Jagellonen im August 1526 bei Mohacz Schlacht und Leben verloren. Ferdinand, der Gemahl seiner Schwester Anna, war ihm auf Grund der geschlossenen Erbverbrüderung in beiden Reichen nachgefolgt, auch gewählt und gekrönt worden. Habsburg erreichte endlich, wonach es ein Jahrhundert gestrebt hatte. Aber in Ungarn, wo es nie an streng nationaler Denkweise gefehlt hat, setzte ein Teil der Großen dem neuen König einen der Ihren, den Johann Zapolya, entgegen, der sich auf die Türken stützte.

Es war die Zeit ihrer höchsten Macht. Im Herbst 1529 hatte Sultan Soliman selbst drei Wochen vor Wien gelegen, es aufs äußerste bedrängt. Damals hatte Luther eine Heerpredigt wider den Türken geschrieben, zu eilender Hilfe gemahnt. Jetzt drohte Soliman abermals hereinzubrechen. Er erkannte keinen Kaiser an, nannte sich selbst „Kalif von Rum". Ihm war Konstantinopel der Mittelpunkt der Welt. Für Österreich handelte es sich nicht nur um den Besitz von Ungarn, sondern um die Erblande selbst. Unmöglich konnte man jetzt den Protestanten in offener Feindschaft entgegentreten.

So ist es auf dem Nürnberger Reichstag von 1532 zum ersten Religionsfrieden gekommen. Der Kaiser gab den Protestanten das Versprechen, daß er „alle Rechtfertigungen in Sachen des Glaubens durch Ihrer Majestät Fiskal gegen den Kurfürsten von Sachsen

und dessen Zugewandte bis zum Konzil einstellen wolle“. Auf dem Tulner Feld bei Wien konnte dann „das schönste Heer, das man seit Jahrhunderten in der Christenheit gesehen“, gemustert werden. Aber die Deutschen waren nicht über die Grenze zu bringen; sie wollten nur das Reich decken. König Ferdinand waren sie wenig günstig gesinnt.

Indem der Kaiser auf ein Konzil verwies, handelte er nicht im Sinne des anderen Oberhauptes der Christenheit, das doch den kirchlichen Dingen so viel näher stand. Der Ruf nach einem Konzil entstammte Kreisen, die die Kirche reformieren wollten an Haupt und Gliedern und vor der Kurie nicht Halt zu machen gedachten. Die Protestanten konnten diesen Ruf zu dem ihren machen. Denn die Frage der höheren Autorität war zwischen Konzil und Papsttum keineswegs entschieden. Noch Leo X. hatte die nicht einmal ausdrückliche, sondern nur stillschweigende Anerkennung des päpstlichen Anspruchs durch Franz I. 1516 mit dem Zugeständnis erkauft, daß die Krone berechtigt sein solle, die Bischöfe zu ernennen, hatte dazu wichtige Bestimmungen der pragmatischen Sanktion ausdrücklich anerkannt. Trat jetzt ein Konzil zusammen, so war kaum zu umgehen, daß die alte Streitfrage wieder aufgegriffen wurde. Dazu mußte die Tagung eines allgemeinen Konzils das Ansehen des Kaisers mächtig erhöhen. Entsprach doch die Behandlung dieser Fragen auf einem Konzil durchaus den Anschauungen der Zeit, und daß der Kaiser als sein Urheber und Schirmherr erschien, ließ sich gar nicht vermeiden. Des Kaisers überragende Stellung noch weiter zu erhöhen, sah der Papst aber schlechterdings keinen Anlaß, ganz abgesehen von der Gefahr, daß ein Konzil der Kurie einschneidende Änderungen aufnötigen und dafür vielleicht sogar den Kaiser gewinnen konnte.

Es zeigte sich bald, daß des Kaisers Nürnberger Versprechen nicht geeignet war, den Protestanten die gewünschte Rechtssicherheit zu gewähren, vielleicht auch nicht einmal in diesem Sinne gemeint war. Die geistlichen Stände des Reiches waren nicht gewillt,

dauernd Schaden zu leiden; das Reichskammergericht stellte die schwebenden Verfahren nicht ein. Als sich die Protestanten beim Kaiser beschwerten, wurden sie von Italien her beschieden: „Die Worte unserer Abrede erstrecken sich nur auf Religionssachen. Was aber Religionssachen sind, darüber kann keine bessere Erläuterung gegeben werden, als wie es die Sachen selbst mitbringen." Die Schmalkaldener antworteten im Januar 1534 mit einer „Rekusation des Kammergerichts". Es war wieder alles ins ungewisse gestellt. Die Protestanten mußten einsehen, daß des Kaisers Haltung gegen sie ausschließlich eine Machtfrage sei; sie mußten ihm auf diesem Gebiete begegnen. Die Zeit beginnt, in der die religiös-theologische Seite der reformatorischen Bewegung immer mehr zurücktritt, ihr Gang in steigendem Maße bestimmt wird durch die Ziele und Erfolge der Politik.

Die Fähigkeit energischer Aktion auf diesem Gebiete konnte so an Wert nur gewinnen. Unter den Schmalkaldenern besaß sie niemand in gleichem Maße wie Philipp von Hessen. Er war von jeher der Vertreter politischer Maßnahmen gewesen, der Bündnisse auch mit Auswärtigen, vor allem mit den zwinglianischen Eidgenossen und mit Frankreich. An der Spitze eines Heeres, das mit französischem Gelde ausgerüstet war, vertrieb er 1534 Ferdinands Truppen aus Württemberg und führte den Herzog Ulrich, der seine frühere Mißregierung mit fünfzehnjährigem Exil gebüßt hatte, in sein Land zurück. Im Vertrage von Kadan mußte König Ferdinand das Geschehene anerkennen und dem Herzoge das Recht zugestehen, sein Land der Reformation zuzuführen.

Auch geistliche und altgläubige Reichsstände haben der Schmälerung habsburgischer Macht, der Rückführung eines angestammten Herrn in sein Land mit Wohlgefallen zugesehen, ja Handreichung geleistet. Der Papst erklärte die Frage für eine rein politische. Der Kaiser kämpfte in diesen Jahren gegen die Osmanen, eroberte 1535 Tunis und hatte in den drei folgenden Jahren mit Franz I. einen neuen, ergebnislosen Krieg zu führen, weil der König die

Lage beim Ableben Franz Sforzas für günstig hielt, seine alten Ansprüche auf Mailand zu erneuern.

Kaum war in Nizza Friede geschlossen, so starb kinderlos Herzog Karl von Geldern, der letzte Herr dieses Landes aus dem Hause Egmont. Schlimmere Feinde Burgunds hat es nicht gegeben, als die letzten Herzöge von Geldern. Gegen Karl den Kühnen, gegen Maximilian, Philipp den Schönen und Karl V. haben sie im Felde gestanden, so oft nur Krieg mit Frankreich war, und nicht selten allein. Ihr an Maas, Waal, Lek und Yssel weit gedehntes Herzogtum war für die burgundischen Herrscher ein zu wertvoller Besitz, als daß es nicht Gegenstand sehnlichsten Begehrens hätte sein sollen. Herzog Karl hatte versucht, sein Erbe in Frankreichs Hände zu spielen, aber seine Stände hatten ihn gezwungen, Wilhelm von Kleve zur Nachfolge zu berufen. Karl V. war entschlossen, das nicht zu dulden. Es entbrannte der Klevesche Krieg, in den sich bald auch Frankreich und Dänemark mischten, und der erst 1544 sein Ende fand.

Es sind in diesen Jahren Religionsgespräche zwischen Alt- und Neugläubigen gehalten worden; von einer starken politischen oder gar kriegerischen Aktion des Kaisers gegen die Protestanten konnte nicht die Rede sein. Die evangelischen Stände haben diese Lage nur teilweise ausgenutzt. Es war das Jahrzehnt, in dem sich der Protestantismus in den Territorien, besonders im Norden Deutschlands, recht festsetzte. Nacheinander kam er in Holstein, Pommern und Meklenburg, in den Städten Lübeck und Magdeburg, trotz der Fugger in Augsburg, in zahlreichen kleineren Herrschaftsgebieten, 1539 zugleich im Kurfürstentum Brandenburg und im albertinischen Sachsen zur Herrschaft. Die norddeutschen Bistümer östlich der Weser wurden von ihm gewonnen, die westlich von diesem Flusse hart bedrängt. Als Herzog Heinrich von Wolfenbüttel, der eifrige Vorkämpfer des alten Glaubens, die Städte Braunschweig und Goslar, Glieder des Schmalkaldischen Bundes, bedrohte, wurde er vom Kurfürsten Johann Friedrich und vom Landgrafen Philipp angegriffen und aus seinem Lande vertrieben.

Die Reformation fand dann auch hier Eingang. Der Schmalkaldische Bund wuchs und war weitaus die stärkste politische Macht des Reiches.

Im Kleveschen Kriege aber machte er sich einer verhängnisvollen Unterlassung schuldig. Er rührte keine Hand für den Herzog. Wäre es geschehen und hätte das klevesche Haus zu seinem ansehnlichen Besitz noch das geldernsche Herzogtum gewonnen, der Protestanitsmus hätte auch am Niederrhein die Vorherrschaft errungen. Auf die angrenzenden geistlichen Territorien hätte das nicht ohne Wirkung bleiben können. Es ist kaum zu bezweifeln, daß diese Unterlassung mit Philipps Ehehandel zusammenhängt. Die unglückselige Tat hat sich am ganzen Protestantismus gerächt.

Die nie erlöschende Hoffnung der protestantischen Fürsten, doch noch einen gnädigen Kaiser zu gewinnen und mit ihm zu einer Verständigung über eine Neuordnung der deutschen Kirche zu gelangen, ist von Karl V. nicht minder geschickt als verschlagen ausgenutzt worden. Im Kleveschen Krieg ist es dem Kaiser besonders durch Reichshilfe möglich geworden, bis auf wenige Meilen von Paris vorzudringen und in Feindesland den günstigen Frieden von Crespy zu erkämpfen. Er hatte den Protestanten erneute Aussicht gemacht auf ein Konzil, nötigenfalls auf einen Reichstag, ihre kirchliche Stellung festzulegen, auch neuerdings Sicherheit zugesagt gegen die gerichtlichen Anfechtungen geistlicher Stände.

Besorgt über die Annäherung entschloß sich der Papst, in der Frage des Konzils nachzugeben. Im Dezember 1545 ward es in Trient, an den äußersten Grenzen des Reiches, eröffnet. Zugleich aber ward zwischen Paul III. und Karl V. ein Bündnis geschlossen, das dem Kaiser Hilfe zur Bekriegung der Protestanten versprach. Ihre Bedenken, dem Konzil, wie es war, ihre Sache anzuvertrauen, boten die gewünschte rechtliche Handhabe, endlich zum ersehnten Kriege zu schreiten. Daß die Aussicht, an Macht zu gewinnen, die Selbständigkeit unbequemer Stände zu brechen, die Entschließung bestimmend beeinflußte, ist nicht zu bezweifeln. Dazu kam, daß

6*

Heinrich von Braunschweig im Oktober 1545 bei dem Versuche, sein Land wiederzuerobern, in die Gefangenschaft des Landgrafen geraten war.

Indem nun der Kaiser zum Schwerte griff, verhehlte er sich doch nicht, daß die volle Wiederaufrichtung der alten Kirche nicht möglich sei. Das beweisen unwiderleglich seine Zusagen an die protestantischen Fürsten, die er auf seine Seite herüber zog; man müßte denn annehmen, daß sie gegeben worden seien, um nicht gehalten zu werden. Moritz von Sachsen und seinen Genossen Markgraf Hans von Küstrin, Albrecht von Brandenburg-Kulmbach und Erich von Kalenberg ward zugestanden, daß ihnen in den für den Protestantismus grundlegenden Glaubenslehren und Einrichtungen (Rechtfertigungslehre, Sakramente, Priesterehe) keine Änderungen zugemutet, ihnen auch die Kirchengüter nicht wieder genommen werden sollten. Auch als der Feldzug an der Donau schon zugunsten des Kaisers entschieden war, erlangten die oberdeutschen Städte als Preis für ihre Unterwerfung ähnliche Zugeständnisse. Durch das Interim wurden sie geradezu allgemein, bis ein Konzil anderes festgesetzt haben werde.

Trotz der Verfolgungen und Beschwerden, die sich aus dem Augsburger Erlaß vom 25. Mai 1548 für die Protestanten ergaben, kann er als eine Entscheidung der Kirchenfrage in dem einen oder andern Sinne nicht angesehen werden. Das ganze Ergebnis des Krieges, der fremde Völker tiefer ins Reich hineingeführt hatte, als es jemals seit den Tagen der Ungarnnot der Fall gewesen war, blieb eine Machtverschiebung. Die Albertiner tauschten die Rolle mit den Ernestinern, und der Kaiser konnte seine beiden Hauptgegner gefangen hinwegführen. Baiern war schon vor Beginn des Feldzuges durch Hoffnungen auf die pfälzische Kur und gar auf eine böhmische Anwartschaft von seinen bisherigen Verbündeten getrennt worden.

Die lebenslängliche Gefangenschaft, die als Milderung des anfänglich ausgesprochenen Todesurteils über Johann Friedrich

verhängt wurde, war etwas völlig Unerhörtes in der deutschen Geschichte. Das Verfahren erinnerte in der Tat an „welschen Brauch". Die Art und Weise, wie Karl den Landgrafen in seine Gewalt gebracht hatte, mußte seine besten und mächtigsten protestantischen Freunde, die Kurfürsten Moritz und Joachim II., der sich dem Schmalkaldischen Bunde fern gehalten hatte, ernstlich verstimmen. Dazu hatten die Städte Bremen und Magdeburg bewiesen, daß entschlossener Widerstand auch den kaiserlichen Waffen Trotz bieten konnte. Alt- und Ungläubige empfanden die Geltung der Fremden im Reich als Zurücksetzung und Kränkung. Der Deutsche hatte zu lange gelernt, sich als erstes Volk der Welt zu fühlen, um die Brutalitäten der hochfahrenden Spanier ruhig hinzunehmen. Die sich dem Kaiser angeschlossen hatten und jetzt das Interim auf die Fahne schrieben, mußten fürchten, durch die Mißstimmung ihrer Untertanen mehr zu verlieren, als sie durch die Gunst des Kaisers gewinnen konnten.

So erfolgte überraschend schnell die Reaktion. Die Erhebung des Kurfürsten Moritz und seiner Verbündeten, ihr leichter Sieg über den Kaiser so bald nach den glänzenden Erfolgen des Schmalkaldischen Krieges sind ein deutlicher Beleg, wie schwer, ja unmöglich es geworden war, die Stände des Reiches unter einen einheitlichen Willen zu beugen, auch nicht unter einen, der gestützt war von der Weltmacht Karls V.

Der Passauer Vertrag von 1552 bedeutet den vollen Sieg der kirchlichen Opposition. Den protestantischen Ständen ward freie Übung der Religion in ihren Landen zugesagt und anerkannt, daß sie den Beschlüssen des Konzils von Trient nicht unterworfen seien. Als im Februar 1555 unter Ferdinands Leitung in Augsburg der Reichstag zusammentrat, war wiederum der Erfolg auf Seite der Protestanten. Die Anhänger des Alten waren gekommen, zu einer einheitlichen Ordnung der kirchlichen Dinge in ihrem Sinne zu gelangen, die Protestanten, einen dauernden und allgemeinen Reichsfrieden aufzurichten, der sie in ihrem kirchlichen Besitzstande deckte. Sie erreichten ihr Ziel. Im Religionsfrieden ward festgelegt,

daß kein Stand der Religion wegen verfolgt werden solle, auch nicht um der Jurisdiktion und der eingezogenen kirchlichen Güter willen. Damit war als zu Recht bestehend anerkannt, was bis dahin geschehen war. Nur über die Gestaltung der Zukunft blieb ein wesentlicher Zwist unausgetragen.

Die geistlichen Territorien waren längst eine Domäne der weltlichen Fürsten zur Versorgung ihrer jüngeren Söhne geworden; das war der endliche Ausgang jenes Investiturstreits, den Gregor VII. begonnen hatte. Nicht wenige der fürstlichen Häuser, die herkömmliche Ansprüche auf Bistümer zu machen pflegten, waren aber zum Protestantismus übergetreten. Dazu hatte sich die neue Lehre in vielen geistlichen Territorien, besonders in denen des Nordens, weit verbreitet, bis in die Kapitel hinein. Wie leicht konnte so die Gewalt des Landesherrn über den Glauben seiner Untertanen, der Grundsatz cujus regio, ejus religio, zu völliger Protestantisierung der Stifter führen, wie sie ja tatsächlich allen geistlichen Fürstentümern östlich der Weser mit einer einzigen Ausnahme widerfahren ist. Das sollte der „geistliche Vorbehalt" König Ferdinands und der Altgläubigen verhüten, der den Übertritt geistlicher Fürsten zum Protestantismus mit dem Verlust ihrer Würde bedrohte, den die Gegenpartei aber nur zuließ mit der „Deklaration", daß die Untertanen dieser Fürsten in der Religion, die sie einmal angenommen hätten, nicht gestört werden dürften. So blieb ein entwickelungsfähiger Keim zukünftiger Zwistigkeiten am Leben.

Zu diesem Mangel kam aber noch ein Makel, der dem Siege des Protestantismus anhaftete. Kurfürst Moritz hatte gegen den Kaiser nicht zu Felde ziehen wollen, ohne sich französische Hilfe zu sichern. Als Preis zahlte er seine Einwilligung zur Besitzergreifung der Bistümer Metz, Toul und Verdun. Heinrich II., Franz' I. tatkräftiger Sohn, zögerte nicht, sie auszuführen. Vergebens versuchte der Kaiser im letzten Feldzuge seines Lebens die Rückeroberung von Metz. Es war das erste Reichsgut, das an Frankreich verloren wurde.

Auch zu einem innerdeutschen Kriege führte des Kurfürsten

Politik noch nach dem Passauer Frieden. Sein Parteigänger Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach hätte gern die beiden reichen fränkischen Bistümer als Beute davongetragen. Dem mußte Moritz entgegentreten, schon auf Grund des eben vereinbarten Reichsfriedens. Er besiegte den Markgrafen im Juli 1553 auf der Heide von Sievershausen; aber der Sieg kostete ihm das Leben. Es war Moritz nicht beschieden, zu beweisen, daß er noch etwas anderes zu leisten vermochte, als die eigene Familie an die Stelle des älteren Zweiges seines Hauses zu setzen und den Schaden, den er seinen Glaubensgenossen zugefügt hatte, wieder gutzumachen durch Täuschung des Kaisers. Der Rettung des Protestantismus aus einer Gefahr, in die er ihn selbst aus dynastischen Gründen gebracht hatte, wird stets sein Verrat am Reiche gegenüberstehen und Freude an seiner Begabung und Tatkraft nicht aufkommen lassen.

Für den Kaiser bildete der Mißerfolg gegen Frankreich und den Protestantismus das Ende seiner Hoffnungen. Wie weit war er doch zurückgeblieben hinter dem Ideale, das ihm vorschwebte: Herrschaft über die Christenheit zur Vernichtung von Ketzern und Ungläubigen! Er besaß nicht die geistige und körperliche Spannkraft seiner beiden Großväter. So ist es erklärlich, daß er müde entsagte. Indem der Bruder Ferdinand an der deutschen Kaiserkrone, der Sohn Philipp in den anderen Reichen folgte, zerfiel die habsburgische Macht. Zwischen ihren beiden Teilen ist es nie zu einem kriegerischen Zusammenstoß gekommen; aber die Verbindung, die zwischen ihnen noch lange bestand, machte sie doch nicht in der Weise zu Werkzeugen eines einheitlichen Willens, wie Karl V. sie hatte handhaben können. Die Großmachtspolitik mußte sich weiterhin noch mehr auf Spanien und seine Nebenlande stützen.

Viertes Kapitel.

West- und Nord-Europa in der Reformationszeit.

Es gibt keinen gleich langen Zeitraum, der für die Entwickelung unseres Volkes von solcher Bedeutung geworden wäre wie die Jahrzehnte, die zwischen Luthers Thesenanschlag und der Abdankung Karls V. liegen. Sie sind auch beispiellos in ihrer Wirkung über die Nation hinaus auf die gesamte Christenheit, ja die Menschheit. Sie waren es, die aus dem Mittelalter eine neue Zeit machten.

Denn was Mittelalter und Neuzeit voneinander scheidet, was sie grundsätzlich trennt, das ist die Stellung der Kirche. Sie war im Mittelalter emporgestiegen zu einer alles beherrschenden Gewalt. Sie verfügte über den Menschen, bestimmte sein Schicksal im diesseitigen wie im jenseitigen Leben; ohne sie kein Verhältnis zu Gott! Sie setzte menschlichem Sinnen und Forschen, menschlichem Wissen und Können Maß und Ziel. Sie leitete und überwachte den Menschen auch in all den Verbindungen, in die ihn das irdische Leben stellte, vor allem beanspruchte sie die höchste Autorität in allen staatlichen Fragen. Denn sie allein war von Gott, alles andere nur mittelbar durch sie. Mochten diese Forderungen bestritten werden, auch nie zur vollen Durchführung gekommen sein; sie waren ein System, Grundlage und Inhalt einer Weltanschauung, die um allgemeine Geltung kämpfte und ihr so nahe gekommen ist, wie das nur je einem Machtprinzip vergönnt war. Bleibt doch das Irdische immer zurück hinter dem Himmlischen, die Erscheinung hinter der Idee.

Die Reformation brach mit diesen Idealen. Sie stellte den Menschen auf sich selbst. Sein Glaube wurde entscheidend für seine Seligkeit, für sein diesseitiges wie für sein jenseitiges Leben. Zwischen ihm und Gott stand nur der Glaube an Christus, kein vermittelnder Mensch. Was er Weltliches trieb und begann, dafür war er nur Gott verantwortlich und der weltlichen Autorität, die er über sich gesetzt fand. Denn auch diese war eine von Gott gewollte. „Ich habe zuerst gezeigt, was Stand und Würde weltlicher Obrigkeit sei," hat Luther sich gerühmt. Auch die weltliche Gewalt stammte nach seiner Auffassung unmittelbar vom Herrn, nicht anders als die geistliche.

Es war das aber keine Wiederherstellung der im Mittelalter unterlegenen Lehre von der Trennung von Staat und Kirche in Gestalt der zwei Schwerter und der Selbständigkeit beider. Der Staat hatte das Gerüst hergeben müssen, an das sich die neu organisierte Kirche anlehnte; er bewahrte dauernd ein oberstes Leitungs- und Aufsichtsrecht. Das Verhältnis kehrte sich um; der Staat stieg über die Kirche empor. Diese sah sich beschränkt auf ihr ursprünglich eigenstes, auf das religiöse Gebiet. Ihr Reich sollte wieder, wie zu Anfang, „nicht von dieser Welt sein". Die zahlreichen Fäden, die eine tausendjährige Entwickelung um Staat und Kirche geschlungen hatte, ließen sich nur zum Teil lösen. Es mußten auch neue geknüpft werden. Aber die Richtung war gegeben. Ein unendliches Feld lag offen für die Weiterbildung. Das Recht der Persönlichkeit im religiösen Leben war proklamiert; es blieb noch lange fern von voller Geltung, aber es mußte sich durchsetzen. Es ist der Angelpunkt moderner Kultur, die rechte, nie versiegende Quelle der Individualität des Geistes. Die Welt verdankt es Luther und der Reformation, germanischem Denken und Empfinden.

Es versteht sich von selbst, daß damit allem geistigen Leben, wissenschaftlichem Forschen wie künstlerischem Schaffen, ein neuer Boden bereitet war. Die Kirche war ihm Pflegerin und Leiterin gewesen in den Tagen seiner mittelalterlichen Kindheit. Es war ihrer

Fürsorge entwachsen, als die Laienwelt geistesmündig geworden war. Es ließ sich auf die Dauer nicht einzwängen in das Gewand der Scholastik; es wurde eine selbständige Macht. Und es war selbstverständlich, daß der Staat auch hier an die Stelle der Kirche trat, Förderung und Schutz gewährte, wo sie nicht mehr eintreten konnte oder wollte. Auch hier konnten Versuche nicht ausbleiben, die neue Aufsicht so straff zu gestalten, wie die alte gewesen war oder hatte sein sollen. Aber sie war eine vielgestaltige, der einheitlichen der Kirche nicht zu vergleichen. Sie vermochte nicht, dauernd zu hemmen. Aus der Reformation mußte moderne Geistesfreiheit erstehen.

Man sagt ihr nach, daß sie die Allmacht des Staates begründet habe. Sicher ist, daß der moderne Staat ohne sie nicht denkbar wäre. Man pflegt besonders darauf hinzuweisen, daß umfassendes kirchliches Gut zum Besten der Landesherren eingezogen worden sei. Das ist doch nur geschehen, soweit solcher Besitz unter der Landeshoheit stand. Von den zahlreichen deutschen Bistümern sind vor dem Westfälischen Frieden, der eine Anzahl von ihnen als Ausgleichsobjekte verwandte, doch nur zwei von der Landkarte verschwunden, und beide durch Karl V. selbst. Er zog 1528 das große Bistum Utrecht, 1543 Cambrai ein zur Abrundung seiner burgundischen Erblande und hätte den besitzreichen Bistümern Lüttich und Trier zu diesem Zwecke gern das gleiche Schicksal bereitet. Durch diese Erwerbung und die Gelderns sind die modernen „Niederlande" erst möglich geworden. Daß die mit Landbesitz nur kümmerlich ausgestatteten Bistümer der Kolonialgebiete im sächsischen, brandenburgischen, preußischen, in jedem kräftigeren Territorialstaate, untergingen, kann hier nicht als Gegenbeweis angeführt werden, da diese geistlichen Fürstentümer nie zur unbestrittenen Reichsstandschaft durchgedrungen waren.

So fällt der unmittelbare Gewinn an Kirchengut denn doch für die Entwickelung der landesfürstlichen Gewalt nicht allzuschwer, jedenfalls nicht entscheidend ins Gewicht. Wichtiger war schon, daß die Geistlichkeit als politischer Stand ausschied oder doch ihr Ein-

fluß stark gemindert wurde. An beiden Entwickelungen haben aber auch die katholischen Länder ihren Anteil gehabt. Auch hier hat die Kirche Gut opfern müssen, und manchmal in nicht geringem Umfange, um den Staat willig zu erhalten und ihm die Mittel zu verschaffen zu ihrer Verteidigung und zu anderen Zwecken, die zu unterstützen man Wohlgesinnten nicht abschlagen konnte.

Entscheidend für die Frage ist aber, daß die Hebung der Fürstengewalt längst begonnen hatte, als Luther auftrat. In Deutschland hat, wie die Verhältnisse lagen, der Kaiser an ihr keinen Teil haben können, aber in den einzelnen Territorien hatte die Bewegung kaum weniger stark als im Auslande eingesetzt, vor allem mit Versuchen, durch Beamtenverwaltung die Lehnseinrichtungen und ständischen Rechte zurückzudrängen. Die Reformation hat das gefördert, während sie im Reiche der Entwickelung der Kaisergewalt eher hinderlich geworden ist. Daß sie aber nicht verantwortlich gemacht werden kann für den Absolutismus, beweist die Tatsache, daß dieser im allgemeinen in den katholischen Ländern weit reiner zur Ausgestaltung gelangte als in den protestantischen, am meisten da, wo Staat und römische Kirche ein enges Bündnis miteinander schlossen. Die gesteigerte Staatsgewalt aber ist dann der vornehmste Hebel zur Entwickelung der Kultur geworden. Sie hat die Schaffung gemeinnütziger Einrichtungen zur Hebung der Bildung und allgemeinen Wohlfahrt direkt und indirekt in einem Umfange gefördert, wie es der Kirche nie möglich gewesen ist. Daß die protestantischen Staaten dabei führend und tonangebend waren, kann nicht wohl geleugnet werden. Das eingezogene Kirchengut hat ganz überwiegend diesen Zwecken gedient. Ohne die Reformation ist doch auch der moderne Staat nicht denkbar.

Eine besondere Bedeutung gewann der Calvinismus.

Ganz abweichend von Luther war der Nordfranzose Calvin weit mehr logisch als religiös veranlagt. Seine Christianae religionis institutio, die ihn den Genfern als Reformator empfahl, ist die

bestdurchdachte, in sich bestgeschlossene Bekenntnisschrift des Protestantismus. Er verfolgte Luthers Lehre von der göttlichen Gnade bis in ihre äußersten Konsequenzen. Sie wurde ihm zur Gnadenwahl. Von Ewigkeit her war durch Gottes unerforschlichen Ratschluß bestimmt, wer verworfen, wer erlöst sein sollte. Aber die Teilnahme an den Gnadenmitteln durfte als ein Zeichen angesehen werden, zu den Erwählten zu gehören. Wer nicht zu ihnen zugelassen war, konnte als Verstoßener gelten, auch der, in dem sie nicht ein christliches Leben wirkten. So war die Möglichkeit gegeben, einem tatlosen Fatalismus vorzubeugen. Ja, die Teilnahme an den äußeren Veranstaltungen der Kirche mußte angesehen werden als ein köstliches Gut, dessen Besitz man ängstlich zu hüten hatte, vor allem durch christlichen Wandel. Seelenruhe konnte nur gewonnen werden durch Vertrauen auf den Ratschluß Gottes. Eine völlige Hingabe an ihn, eine Geringschätzung irdischer Beschwerden und Gefahren mußte den Gläubigen erfüllen.

Der so in sich Gefestigte fand dann Anschluß und Vertretung nach außen durch die Auffassung, die Calvin vom Staate und seinem Verhältnis zur Kirche lehrte. Sie war doch eine ganz andere als die lutherische. Auch ihm war der Staat unabhängig von der Kirche; die Gläubigen und die Geistlichen sollten ihm in allem Bürgerlichen unterworfen sein. Aber dem Staate wurden kirchliche, religiöse Zwecke gesetzt. Er sollte Gottes Reich auf Erden verwirklichen. Er war also in seinem innersten Wesen theokratisch gleich jenem, den die Kirche des Mittelalters lehrte. Wie das Reich Gottes auf Erden in die Erscheinung zu treten habe, darüber waren auch bei Calvin Geistliche und Gläubige, Werkzeuge des göttlichen Willens, zunächst zum Urteil berufen. Ihnen mußte also ein maßgebender Einfluß auf den Staat eingeräumt werden, wie denn Calvin der Leiter der Genfer Kirche und des Genfer Staates, der Urheber der kirchlichen und der bürgerlichen Ordonnanzen gewesen ist.

So ward die Gesamtheit der Geistlichen, die „Kongregation", nicht nur Leiterin aller kirchlichen Angelegenheiten, sie gewann auch auf die Staatsgeschäfte einen entscheidenden Einfluß. Sie benutzte

ihn vor allem zur Durchführung strenger Kirchenzucht, zum Kampf gegen die Todsünden und zur Erzwingung einer straffen bürgerlichen Moral; sie konnte ihn aber auch zu Abwehr und Angriff nach außen wenden, wie es in Genf gegen Berner Bevormundung geschah. Nirgends hatte selbst das Mittelalter Staat und Kirche in so innige Verbindung bringen, jenen dieser so dienstbar machen können. Kaum konnte die Tatkraft eines Gemeinwesens höher gesteigert werden als durch diese Verschmelzung. Wie man die Ideale der Streitbarkeit in alttestamentlichen Vorbildern fand, so fühlte man gleich den Kindern Israels sich als auserwähltes Volk Gottes. Besonders aber war der Calvinismus mehr als Katholizismus und Luthertum Lagen gewachsen, in denen ein Anschluß an einen bestehenden Staat nicht möglich war. Die Kongregation war geeignet, die Lücke auszufüllen, den Staat zu ersetzen oder ihn neu aus sich heraus zu bilden. Da sie durch die Wahl der Gemeinde berufen war, blieb sie mit dieser in steter und lebendigster Verbindung. Mit Calvins Bekenntnis und Calvins Kirchenorganisation war diejenige Form des Protestantismus geschaffen, die befähigt war, sich in den Ländern des westlichen Europas durchzusetzen.

Im Kampf gegen Karls V. überlegene Macht hatten sich Frankreich und seine Könige Franz I. und Heinrich II. ruhmreich behauptet. Die langen Kriege waren überwiegend jenseit der Grenzen geführt worden. Die Versuche des Feindes, Fuß zu fassen auf Frankreichs Boden, hatten die Nation stets einig, zu allen Opfern willig gefunden. Wohl war man aus Italien hinausgedrängt worden, aber doch durch die Markgrafschaft Saluzzo, die man erwarb, im Besitz der einzigen Pässe, des Col d'Argentières und der Traversette, geblieben, die damals direkt von Frankreich nach Italien hinüberführten. Außer Metz, Toul und Verdun behauptete das Reich trotz der Niederlagen von St. Quentin und Gravelingen Boulogne und Calais; die mit Spanien verbündeten Engländer hatten ihren letzten Platz auf dem Festlande verloren.

Frankreich war, wenn man Spaniens Nebenländer nicht in

die Monarchie einrechnet und vom vielgegliederten Deutschen Reiche absieht, der umfangreichste Staat Europas, mit einem Reichtum des Bodens, der nirgends, einer Bevölkerungszahl, die nach allem, was wir wissen können, im eigentlichen Spanien gewiß nicht, im Deutschen Reiche jedenfalls nicht wesentlich übertroffen wurde. Die Trennung dieser beiden Länder, wie sie sich mit Karls V. Rücktritt vollzog, bedeutete für Frankreich einen zweifellosen Vorteil. Eine maßgebende Stellung in der europäischen Politik schien ihm unvermeidlich zufallen zu müssen; Kraft und Anreiz, auch über See sich zu versuchen, fehlten nicht. Doch hat das 16. Jahrhundert keine dieser Aussichten erfüllt. Es sind im Gegenteil Zeiten eingetreten, in denen Bestand und Einheit des Reiches noch einmal in Frage gestellt wurden. Die Gründe liegen in den Religionswirren, in der Unsicherheit, die sich gleichzeitig in der Handhabung der Königsgewalt einstellte, und in den ständischen und partikularen Bestrebungen, die durch beide Anlässe zu neuem Leben geweckt wurden.

Reformatorische Anschauungen sind der Stimmung der Zeit auch auf französischem Boden entsprossen. Sie gehen von theologischen wie humanistischen Studien aus und zählen Männer von reinstem Wandel und umfassender Gelehrsamkeit zu ihren Vertretern. Berührungen mit den lutherischen Ideen haben sich bald eingestellt und zu größerer Bestimmtheit und weiterer Kräftigung geführt. Von durchschlagender Bedeutung aber wurde, daß der kleine französisch redende Freistaat am Ausgange des Genfer Sees, dem gelegentlich auch Frankreichs Eingreifen zur Bewahrung seiner Unabhängigkeit gegenüber Savoyen gedient hatte, von Farel und Calvin reformiert ward. Er wurde die Pflanzstätte, dann auch der Zufluchtsort des französischen Protestantismus, der sich bald über das ganze Land verbreitete, nicht wenig gefördert durch den Unfug des Pfründenschachers und der Pfründenjägerei, die üppig ins Kraut geschossen waren, seitdem das Konkordat von 1516 die Vergebung der Bistümer und Abteien in die Hand des Königs gebracht hatte. Besonders zahlreiche Anhänger gewann die neue

Lehre unter dem kriegerischen und unabhängig gesinnten Landadel, der die Schlachten gegen Spanien schlug, dann in den Bürgerschaften der Städte. In einzelnen derselben, wie in Caen, Rochelle, Poitiers, Montauban, Nîmes, hatte sie um die Mitte des Jahrhunderts wohl schon die Oberhand. Es scheint, daß die Gebiete der alten Waldenser und Albigenser sich besonders empfänglich zeigten; ihre Hauptkraft hat die Neuerung jedoch zunächst im mittleren Westen entfaltet. In den alten Königsgebieten, in der Isle de France und in der Champagne, ist sie stets schwach geblieben.

Franz I., „le père des lettres", stand der Bewegung nicht ohne Teilnahme gegenüber; sein lebhafter Geist ergriff alles, was die Zeit erfüllte. Noch näher trat ihr seine Schwester Margareta, Königin von Navarra, die einst den Bruder in der spanischen Gefangenschaft gestärkt und getröstet hatte; sie ist der evangelischen Richtung stets zugetan geblieben, ob sie gleich in den Bräuchen der alten Kirche aus dem Leben schied. Aber Franz hatte vor allem politische, Macht-Interessen. Gewinn konnte das Königtum aus einer Förderung der neuen Richtung nicht erhoffen. Es wird erkennbar, was das für Frankreich abweichende Ergebnis der Reformkonzilien, die pragmatische Sanktion, bedeutete. Aus einer weiteren Beschränkung der päpstlichen Rechte in Frankreich hätte der König kaum einen Vorteil ziehen können. Er hätte aber, im Bunde mit der Neuerung, einen schweren Kampf auf sich nehmen müssen. Denn die Sorbonne, die beherrschende wissenschaftliche und theologische Körperschaft des Landes, die überlieferte „Hüterin der Rechtgläubigkeit", hatte sich mit bekannter Schärfe gegen Luther erklärt, eine ständige Kommission zur Beratung der Glaubensreinheit eingesetzt und 1543 in einer „Instruktion" die erlaubte Lehre festgelegt. Daß sie bei diesem Tun die große Mehrheit des französischen Volkes hinter sich hatte, kann nicht bezweifelt werden. Paris selbst hat unentwegt jeder Ketzerei die Tore geschlossen. Nur wirkliche Überzeugung im Sinne der Neuerung hätte den König in den Kampf drängen können; von solcher war er aber durchaus frei. Er dachte nicht daran, sich vom alten Glauben zu trennen. Sein Sohn hatte mit

der Reform schlechterdings keine Fühlung. Die Dinge lagen doch anders als in Deutschland.

Die geistlichen Gerichte fanden unter diesen Umständen für ihre Urteile einen bereiten weltlichen Arm. Die Scheiterhaufen begannen ihre Arbeit, und es fehlte nicht an Landesflüchtigen. Da ward nun wieder von größter Bedeutung, daß Genf, dank dem entschlossenen Widerstande Calvins und Farels, nicht nach dem Ritus des Schutzortes Bern reformiert worden war. Nicht nur die strenge Zucht und der kriegerische Geist, die dem Calvinismus eigen waren, sondern auch seine Fähigkeit zu organisieren verpflanzte sich in die französische reformierte Kirche. Sie gewann Kraft zu einem, an der Zahl ihrer Anhänger gemessen, erstaunlichen Widerstande. Noch in den letzten Tagen Heinrichs II. gelangte sie zu einer Gesamtorganisation, welche die zerstreuten Gemeinden des ganzen Landes zusammenzufassen suchte; sie hat sich, weiter entwickelt, in den folgenden schweren Kämpfen ihrer Aufgabe gewachsen gezeigt.

Gerade als die Gegensätze sich derart zuspitzten, trat das französische Königtum in eine Krisis, die ein volles Menschenalter währen sollte. Am 10. Juli 1559 starb Heinrich II. an den Folgen einer Verwundung, die er im Turnier erlitten hatte. Sein ältester Sohn Franz II. war fünfzehn Jahre alt und seit einem Jahre vermählt mit Maria Stuart, der Tochter Jakobs V. von Schottland und der Maria von Guise, Schwester von Franz und Karl von Guise. Die Brüder, und besonders Karl, der Kardinal von Lothringen, gewannen einen beherrschenden Einfluß auf das junge Königspaar.

Die Guise entstammten der lothringischen Herzogsfamilie, einem der wenigen fürstlichen Häuser, die sich rühmen können, protestantischen Anwandlungen nie verfallen zu sein. Den neuen Namen hatte Claude, Vater von Franz und Karl und Bruder Antons von Lothringen, von der Grafschaft im nordöstlichsten Winkel von Frankreich angenommen, die von Franz I. zum Herzogtum erhoben worden

war. Franz hatte Metz gegen Karl V. verteidigt und Calais erobert; Karl war Erzbischof von Reims und der reichste und mächtigste Prälat Frankreichs. Beide waren vom feurigsten Ehrgeiz beseelt und glühende Verfechter des alten Glaubens, Karl ebenso reich gebildet wie gewandt, verschlagen und skrupellos. Die Calvinisten sagten ihnen nach, daß sie Protestantenverfolgungen veranstalteten, um Pfründen und konfiszierte Güter zu erjagen. Als Karl Lenker des Hofes geworden war, verdichtete sich der Haß gegen ihn im Frühling 1560 zu einer Verschwörung, die ihn stürzen und den König seinem Einflusse entziehen wollte. Der Plan wurde entdeckt und die Schuldigen mit abschreckender Grausamkeit bestraft. Um diese Zeit ist der Name Hugenotten aufgekommen.

Es war eine für die Guise ungünstige Wendung, daß Franz II. schon am 5. Dezember 1560 starb. Der zur Nachfolge berechtigte Bruder Karl IX. stand im elften Lebensjahre. Die Ansprüche der Mutter, Katharinas von Medici, auf eine Regentschaft konnten nicht zurückgewiesen werden. Sie ergriff sofort die Zügel der Regierung und hat es dann in den schweren Kämpfen der nächsten Jahrzehnte verstanden, sich fast ununterbrochen in einflußreicher Stellung zu behaupten. Sie war eine Anhängerin des alten Glaubens; aber sie benutzte die Parteien in buntem Wechsel, um an der Leitung zu bleiben und das Königtum bei Macht zu erhalten.

Solange es galt, die Guise zurückzudrängen, war ein natürlicher Bundesgenosse der Königinmutter das Haus Bourbon, das der Krone näher stand als irgend ein anderes. Seinem ältesten Vertreter, Anton von Navarra, konnte man während der Minderjährigkeit des Königs die Generalstatthalterwürde nicht vorenthalten. Gerade dieses Haus aber zeigte eine bedenkliche Hinneigung zum Protestantismus. Anton war vermählt mit Johanna d'Albret, der Tochter des Königs von Navarra und der protestantenfreundlichen Margarete, die ihre Tochter ganz im neuen Glauben erzogen hatte. Er war selbst der neuen Richtung geneigt, hat sich aber, wankelmütig wie er war, beim Ausbruch des Kampfes durch spanische Versprechungen für die Gegenpartei gewinnen lassen.

Anders sein Bruder Ludwig, Prinz von Condé; überzeugter Calvinist, wurde er bald neben Coligny der erklärte Führer der Reformierten. Für die Königinmutter und den Hof war es nicht leicht, zugleich die Unabhängigkeit zu bewahren und die verhaßten Hugenotten zu bekämpfen.

Die Aufgabe wurde noch schwieriger und verwickelter durch die politische Opposition, die der religiösen zur Seite ging und sich mannigfach mit ihr durchsetzte. Sie war vor allem auf eine stärkere Betonung der ständischen Rechte gerichtet. Unter Franz' I. selbstherrlichem Regiment und unter Heinrich II. waren diese stark in Vergessenheit geraten, während doch die schweren Lasten, die dem Lande aus den vielen Kriegen und der verschwenderischen Hofhaltung erwuchsen, starken Antrieb gaben, sie in Erinnerung zu bringen. Nicht allein in hugenottischen Kreisen war man auch der Meinung, daß die Kirche mehr zu den Staatslasten herangezogen werden dürfe.

Da selbst der Kardinal diese Forderungen nicht völlig abweisen mochte, so kam man schon unter Franz II. zu dem Entschlusse, dem Drängen nachzugeben. Unmittelbar nach seinem Tode traten in Orleans, später in Pontoise die Stände zusammen. In ihren Verhandlungen kamen die kirchlichen fast mehr als die politischen Fragen zur Sprache. So knüpfte sich an die ständischen Versammlungen ein Nationalkonzil in Poissy zur Ordnung der religiösen Angelegenheiten.

Wie in Deutschland zeigten sich die Reformierten ihren Gegnern in jeder Beziehung gewachsen. Mit glänzendem Geschick und großer Kühnheit führte Theodor de Bèze, ein Burgunder aus dem kreuzzugberühmten Vezelay, ihre Sache gegen den Kardinal. Er war unter deutschem (Volmars) Einfluß mit dem Protestantismus in Berührung getreten, in Genf aber Calvins überzeugter Schüler geworden. Die Auffassung, daß es nicht angehe, so zahlreiche Angehörige der Nation und darunter nicht wenige der Besten, ihres Glaubens wegen an Freiheit und Leben zu strafen oder ins Exil zu drängen, war doch auch in altgläubigen Kreisen weit verbreitet.

Sie ist in den folgenden Kämpfen immer wieder zum Durchbruch gekommen und hat Berücksichtigung gefordert.

Im Januar 1562 kam es zur Erklärung eines Religionsfriedens, der alle wegen der Religion verhängten Strafen aufhob, Versammlungsrecht und Ausübung des reformierten Gottesdienstes gewährte. Nur mit geringer Mehrheit war die Forderung der Hugenotten, ihnen Kirchen zu überweisen, abgelehnt worden. Es schien, als sollten alter und neuer Glaube auch ohne feste territoriale Sonderung, wie sie sich in Deutschland ergab, eine Form unmittelbaren friedlichen Zusammenlebens finden und auch in Frankreich möglich sein, was in einigen Schweizer Orten und vereinzelten deutschen Städten sich als durchführbar erwiesen hat. Geschah das, so war die Aussicht für die neue Lehre, in friedlicher Entwickelung weiter an Boden zu gewinnen, nicht ungünstig.

Auf einen ähnlichen Stand gelangten die Dinge ungefähr um dieselbe Zeit in England.

Die Sonderstellung Englands in der Geschichte Europas wird von jedermann herausgefühlt. Es genügt aber nicht, auf die insulare Lage hinzuweisen, um sie zu erklären. Trotz dieser Lage ist England durch Jahrhunderte tief verwickelt worden in die Kämpfe um festländischen Besitz, und sie hat das Land nicht davor geschützt, nacheinander von Römern, Angelsachsen, Dänen und französischen Normannen erobert zu werden und zuletzt seine angestammte Dynastie durch eine Invasion beseitigt zu sehen.

Wer sich die Eigenart englischer Geschichte klarzumachen sucht, wird seinen Blick vor allem auf den angelsächsischen Grundcharakter des Volkes und auf die normannische Eroberung zu richten haben. Dem angelsächsischen Wesen mit seinem dänischen Einschlage verdankt England die kräftige Ausbildung nationalen Sondergeistes, die allerdings durch die Beständigkeit der maritimen Grenze begünstigt wurde. Das starke Nationalgefühl aber ward die Quelle jener Selb-

ständigkeit, welche die englische Kirche, trotzdem sie seit Gregor I. als besondere Tochter des Papsttums galt, im Mittelalter mehr als irgend eine andere gegenüber Rom behauptet hat. Die normannische Eroberung brachte diesem Volke dann ein starkes Königtum, wie es die Normannenführer überall in den von ihnen unterworfenen Siedelungsgebieten aufgerichtet haben. Daß es sich durchsetzte und im ganzen Reiche sich Verhältnisse entwickelten von einer Gleichartigkeit, die in keinem der großen festländischen Herrschaftsgebiete erreicht worden ist, hat seinen Grund besonders in dem geringeren Umfange des Königreiches, der, ohne Wales, das an der mittelalterlichen Entwickelung Englands tätigen Anteil nicht genommen hat, die Durchschnittsgröße eines deutschen Herzogtums wenig oder gar nicht überstieg. Es glich den iberischen Königreichen Kastilien, Aragonien, Portugal, dem unteritalischen Reiche, Dänemark und Schottland, dem mittelalterlichen Schweden oder Norwegen, dem ursprünglichen Polen oder Ungarn. Man möchte sagen, daß ein Flächeninhalt von etwa 100000 Quadratkilometern das Gebiet darstellt, das ein mittelalterliches, europäisches Staatswesen zu festerer Einheit zusammenzufassen vermochte.

Die Selbständigkeit der englischen Kirche, am stärksten in Frage gestellt in den Tagen Innocenz' III. und seiner Nachfolger, kam zu gesteigerter Geltung während des Exils von Avignon und zur Zeit der Kirchenspaltung. In England wurden zuerst die nationalen Forderungen laut, die auf den Reformkonzilien besonders gegen die Vergebung der Pfründen durch Rom erhoben worden sind.

Diese Opposition aber ging Hand in Hand mit einer kräftigen Betonung der staatlichen Rechte. Schon unter dem schwachen Eduard II. (1316) erklärt ein Patent: „Von dem, was für König und Reich notwendig befunden wird, darf nicht gesagt werden, daß es zum Nachteil der kirchlichen Freiheit gereiche.“ Das durch Volksanlage und königliche Führung früh und stark entwickelte nationale Recht stellte sich der zentralisierenden und unifizierenden Kirche fest entgegen. Nirgends ist im Mittelalter die Gesinnung der Geistlichkeit so stark mit nationalen Empfindungen

durchsetzt gewesen wie in England. Hier lag eine der Handhaben, die zur Lösung des Landes von Rom gebraucht werden konnten.

Eine zweite war die wachsende Macht des Königtums, die das Emporkommen der Tudors begleitete. Die Rosenkriege haben den hohen Adel, der in England wie in den festländischen Reichen das schwerste Hindernis der emporstrebenden Königsgewalt darstellte, stark geschwächt. Die bekannten Worte des letzten Plantagenet Eduards IV.: „Schonet das Volk, tötet die Herren" kennzeichnen die Gegnerschaft, mit der das Königtum es zu tun hatte. Die Macht des mittelalterlichen englischen Parlaments darf nicht überschätzt werden. Es ist den beiden ersten Tudors, Heinrich VII. und Heinrich VIII., in mehr als sechzigjähriger Regierung (1485 bis 1547) nicht schwer geworden, diese Körperschaft zu leiten, ja völlig zu beherrschen. Rechtzeitiges und verständiges Eingehen auf die Bestrebungen, die im Volke zu kräftigerem Ausdruck gelangten und zumeist dann in den Parlamenten Vertretung fanden, ermöglichte es der Krone stets, die Zügel in der Hand zu behalten. Die Leitung des Staates war und blieb bei den königlichen Räten, die ohne Rücksicht auf Wünsche und Meinungen des Parlaments vom Könige ausgewählt wurden, ihm zunächst verantwortlich waren und seinen Willen ausführten. Heinrich VII. und Heinrich VIII. waren in der Handhabung der Königsgewalt nicht beschränkter als ihre Zeitgenossen an der Spitze Frankreichs.

Es ist bekannt, daß die Lösung Englands von Rom ihren Ursprung nahm aus dem persönlichsten Willen, ja aus den Launen Heinrichs VIII. So stark die theologischen Neigungen und Interessen dieses zugleich machtgierigen und gewissenlosen Mannes waren, so wenig hatte er religiöse Bedürfnisse oder Empfindungen. Er wünschte geschieden zu sein von seiner Gemahlin, der spanischen Katharina, der Witwe seines fünfzehnjährig verstorbenen Bruders Arthur, um Anna Boleyn heiraten zu können. Clemens VII. sollte den Dispens für ungültig erklären, durch dessen Gewährung einst Julius II. die Ehe ermöglicht hatte. Wenn auch zeitweise politische

Erwägungen den Papst dem Begehren des Königs günstig stimmten, so entschied doch bald die Rücksicht, die auf Karl V. genommen werden mußte, für das Festhalten der schweren kirchlichen Bedenken. Selbst die Staatskunst und der Einfluß eines Wolsey scheiterten an der Lösung der Aufgabe; der Mißerfolg führte zum Sturze des Lordkanzlers und Kardinals. Dem Könige blieb, wollte er sein Ziel erreichen, nichts anderes übrig, als den Weg zu gehen, den Thomas Cromwell, Wolseys Zögling und Erbe, angeraten haben soll, durch die englische Kirche zu erlangen, was der Papst versagte. Die versammelte Geistlichkeit Englands, die „Konvokation", erklärte Anfang April 1533 mit 216 gegen 19 Stimmen, daß Julius II. kein Recht gehabt habe, den König zu dispensieren, denn die Ehe zwischen Arthur und Katharina sei als vollzogen zu betrachten.

Es würde dem Könige schwerlich gelungen sein, diesen Beschluß zu erzielen, hätte die Geistlichkeit nicht im Kampfe gestanden gegen den aufkommenden Protestantismus. Die lutherischen Anschauungen hatten auch nach England ihren Weg und im Lande Wiklefs weithin Gehör gefunden. Wie glücklich, daß man im Kampfe gegen sie am Könige einen zugleich mächtigen und zuverlässigen Bundesgenossen zu finden schien. War der König doch selbst mit der Feder gegen Luther zu Felde gezogen und hatte sich vom Papste den Titel eines defensor fidei verdient. Mochten dabei seine Ehewünsche mitgespielt haben, seine dogmatische Stellung schien festgelegt. Dazu hatte Luthers Auftreten der überlieferten nationalen Opposition gegen Rom neue Nahrung gegeben, was besonders in Parlamentsbeschwerden zum Ausdruck kam. So wurde es der Geistlichkeit unter der Führung des klugen und selbst lutherisch gesinnten neuen Erzbischofs Thomas Cranmer nicht schwer, zu einem Beschlusse zu kommen, der die Selbständigkeit der englischen Kirche schärfer als je herauskehrte und zugleich durch Willfährigkeit gegen den altgläubigen König das Eindringen der neuen Lehre zu erschweren schien.

Daß der neuen Ehe des Königs, der Verstoßung Katharinas,

die päpstliche Exkommunikation folgte, gab der doppelten Opposition neuen Antrieb. Dem Papste wurde ein Recht nach dem andern aberkannt, der König an seine Stelle gesetzt als „oberstes Haupt auf Erden der Kirche von England unmittelbar unter Gott", das Recht der Aufsicht und Reform ihm zuerkannt. Wer sich widersetzte, hatte es mit dem Tode zu büßen. Thomas More, der glänzende Vertreter des Humanismus, der gewandte und verdiente Unterhändler und Staatsmann, und Bischof Fisher von Rochester, der eifrige Opponent Luthers, mußten 1535 das Schafott besteigen. Vergebens hatte der Papst Fisher zum Kardinal erhoben, um ihn gegen den König zu decken.

Daß die lutherische Richtung aus diesen Hergängen Vorteil zog, war selbstverständlich. Selbst der König näherte sich ihr zeitweise, um mit ihrer Unterstützung die päpstliche Partei noch wirksamer zu bekämpfen. So gingen aus der Konvokation von 1536 die „zehn Artikel" hervor, die zustande kamen unter dem Einfluß der Verbindungen, die mit deutschen Reformatoren angeknüpft waren und sich eng an die Augsburger Konfession anlehnten. Cromwell, Cranmer, dann Latimer, Anna Boleyns Kaplan und Bischof von Worcester, waren die hauptsächlichsten Führer.

Heinrich VIII. in dieser Bahn festzuhalten, ist doch nicht möglich gewesen. Da sich besonders im Norden des Landes kräftiger Widerstand der Altgläubigen regte, so hätte die neue Lehre ohne Zwang nicht zum dogmatischen Inhalt einer in des Königs Sinne einheitlichen, von ihm geleiteten Kirche gemacht werden können. Zwang gedachte er doch nur im Geist des alten Glaubens anzuwenden. So traten schon 1539 an die Stelle der zehn Artikel die sechs, die „Blutartikel", wie sie genannt worden sind, die Zölibat, Ohrenbeichte, Mönchsgelübde, stille Messen, Transsubstantiation und Kelchentziehung wieder in ihre alten Rechte einsetzten. Ihre Durchführung nahm Bischof Gardiner von Winchester in die Hand. Der König erklärte sich einverstanden gegen die feste Zusicherung, daß seine Stellung über der Kirche volle Anerkennung finde.

Der Versuch Cromwells, den König nach der Hinrichtung der

Anna Boleyn und dem Tode ihrer Nachfolgerin Jane Seymour durch eine Ehe mit Anna von Kleve wieder in die protestantische Bahn hinüberzulenken, hatte so ziemlich die entgegengesetzte Wirkung. So ergibt sich für die letzten Jahre Heinrichs VIII. das eigentümliche Schauspiel einer nationalen Kirche römisch-katholischen Bekenntnisses unter rein landesherrlicher Leitung. Lutherische und Päpstliche wurden zugleich verfolgt, die einen, nach Macaulays Worten, als Ketzer verbrannt, die anderen als Verräter gehängt.

Heinrichs Nachfolger war ein Knabe, Jane Seymours Sohn Eduard VI., der 1553 nach sechsjähriger Regierung, noch nicht sechzehn Jahre alt, starb. Die Leitung des Staates lag in der Hand von „Protektoren", zunächst des Onkels Edmund Seymour, Herzogs von Somerset, dann John Dudleys, Grafen von Warwick und Herzogs von Northumberland. Sie waren beide reformatorischen Anschauungen ergeben. So erhielt England eine neue Kirchenordnung in der Form der 39 Artikel; im common prayer-book wurde eine neue Liturgie geschaffen.

Es war zur Zeit des Interims, und deutsche und andere Theologen, die ihre Heimat hatten räumen müssen, darunter der Meister der Vermittelung, Martin Buzer, wirkten mit. In der dogmatischen Auffassung näherte man sich dem von Heinrich VIII. so heftig bekämpften Luthertum; Bischof Gardiner wanderte in den Tower. Verfassung und Ritus bewahrten aber außerordentlich viel vom alten Kirchenwesen, vor allem die episkopale Organisation. Den Stempel der engen Verbindung mit dem Staate und der Abhängigkeit von ihm, den Heinrich VIII. der von Rom gelösten Kirche aufgedrückt hatte, trug sie dauernd. Als eine leitende geistige Macht hat sich die englische Hochkirche nicht erwiesen, so befähigte Männer sie auch zu ihren Würdenträgern gezählt hat; sie blieb ein Attribut des Staates.

Zu wenig war die Neuerung aus einer tiefen und allgemeinen Volksbewegung entsprossen, als daß sie nicht noch ernstlich hätte gefährdet werden können. Dem Knaben Eduard folgte die fast

vierzigjährige Maria, die Tochter der verstoßenen Katharina. Ihr Erbrecht konnte nicht beiseite geschoben werden; es war zu gut begründet. Der Versuch des Herzogs von Northumberland, seine Schwiegertochter Johanna Grey auf den Thron zu erheben, endete mit der Hinrichtung beider.

Maria war durch Abstammung und Lebensschicksale „die Katholische". Es war ihr höchster Ehrgeiz, das Land zum alten Glauben zurückzuführen. Ein Jahr nach ihrer Thronbesteigung wurde sie die zweite Gemahlin Philipps II. Der eifrigste katholische Christ und der mächtigste unter den Fürsten Europas gewann Einfluß auf die Leitung Englands. Die neue Kirchenordnung mußte wieder weichen. Reginald Pole, der einst das Land verlassen hatte, weil er sich Heinrich VIII. nicht fügen wollte, und, zum Kardinal ernannt, vom Auslande her den König und seine Neuerungen bekämpft hatte, kehrte als apostolischer Legat zurück, das alte Wesen wieder aufzurichten. Gardiner vertauschte das Gefängnis wieder mit seinem Bischofssitz und ward Lordkanzler.

Auf Grund der alten Ketzergesetze wurden nun die Neuerer mit Feuer und Schwert verfolgt. Thomas Cranmer, der unter Eduard VI. ihr Führer gewesen war und Sprecher der Konvokation von 1533, die Maria für illegitim erklärt hatte, mußte den Scheiterhaufen besteigen. Doch hat auch Maria nicht vermocht, England zum vollen Gehorsam unter den Papst zurückzuführen. Es kam ein Obedienzvertrag zustande mit der Bedingung, daß Rom auf die eingezogenen Kirchengüter verzichte. Was der Krone zugefallen war, gab Maria freiwillig zurück, stieß damit aber auf den heftigsten Widerstand im Parlament.

Als 1555 der eifrige Paul IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, weigerte er sich, den Obedienzvertrag anzuerkennen; 40000 Besitzer sollen dadurch in Mitleidenschaft gezogen worden sein. Daß England völlig in das Fahrwasser der spanischen Politik geriet und dieser Richtung 1558 den Verlust von Calais verdankte, konnte die Stimmung nicht verbessern. Es ist denkbar, daß Maria ihr Ziel erreicht hätte, wäre ihr ein längeres Leben beschieden gewesen. Als

sie im November 1558 starb, gab es nicht allzu viele Engländer, die bereit waren, fernerhin Spanien und dem Papst zu dienen, wenn auch fraglich sein mag, welchen religiösen Überzeugungen die Mehrzahl des Volkes zuneigte.

In dieser Lage trat Elisabeth an die Spitze des Landes. Tiefere religiöse Interessen und Bedürfnisse hatte sie so wenig wie ihr Vater. Doch fehlte ihr jede Neigung, sich dem alten Kirchenbrauche, dem sie ja schon durch ihre Vorgeschichte völlig entfremdet war, wieder anzuschließen; die Teilnahme an der Messe hat sie alsbald abgelehnt. Dazu mußte sie sich sagen, daß Englands Selbständigkeit und ihre eigene Macht nicht gewinnen konnten durch engen Anschluß an den Papst und an Spanien. Alle ihre politischen Interessen wiesen in eine andere Richtung. Ihre Auffassung bald klar erkennen zu lassen, war sie doch zu klug. Philipp II. hat ihre Nachfolge begünstigt, weil sonst die Ansprüche der Maria Stuart, die Frankreichs Kronprinzessin war, zur Geltung gekommen wären. Sein Versuch, Elisabeth zu seiner dritten Gemahlin zu machen, stieß keineswegs auf eine einfache Ablehnung. Es war auch nicht Elisabeths Meinung, die Katholiken ihres Landes zu verfolgen oder zu bedrängen. Aber die unter Eduard VI. beschlossene Kirchenordnung trat wieder in Wirksamkeit, und die Hochkirche, wie sie aus dieser Ordnung und den Maßnahmen Heinrichs VIII. erwuchs, wurde die von Elisabeth gewollte Form staatlich-kirchlicher Beziehungen. Sie konnte bald als eingebürgert gelten. Es ist bezeichnend, daß sich der Wandel vollzog mit Unterstützung des Parlaments, aber unter Widerspruch der Konvokation. So durfte man hoffen, unter Hintansetzung der konfessionellen Gegensätze die Nation einig zu finden in der Förderung ihres wirtschaftlichen Lebens und in einer auswärtigen Politik, die diese Interessen in den Vordergrund stellte und sich unabhängig vom Auslande machte.

Nachdem unter Heinrich VII. in dieser Richtung ein guter Anfang gemacht worden war, hatte Heinrich VIII. nur zu oft als Trabant des Kaisers sich in die festländischen Händel verwickeln

lassen. Ansprüche auf die französische Krone und Träumereien von großen Eroberungen auf Frankreichs Boden hatten ihn wiederholt als kaiserlichen Bundesgenossen ins Feld, nie zu einem nennenswerten Erfolge geführt. Unter Maria war England fremder Politik erst recht dienstbar geworden. Auch Elisabeth hat der jahrhundertelangen Tradition noch ihr Opfer gebracht und sich bewegen lassen, Havre zu besetzen, als dort 1562 die Hugenotten gegen die Krone in Waffen traten. Die Expedition nahm ein wenig rühmliches Ende. Elisabeth hat dann nicht mehr versucht, in Frankreich mit den Waffen einzugreifen.

Dieser Umschwung der englischen Politik wurde unterstützt durch die Wendung der Dinge in Schottland. Die alte Verbindung zwischen diesem Lande und Frankreich wurde gleich in den ersten Jahren der Regierung Elisabeths stark gelockert.

Seit den Tagen der Schottenmönche hat das keltische Element nicht wieder eingegriffen in den Gang der abendländischen Geschichte. Während des Mittelalters stand Irland kaum in irgend welchen, Schottland auch nur in losen Beziehungen zum festländischen Europa. Der Mönch ward abgelöst vom hausierenden Händler und Handwerker, der sich über weite Gebiete verbreitete, und dann vom schottischen Söldner. Die harte, karge Natur von Boden und Klima drängten das lebenskräftige Volk nach außen. Eben die Dürftigkeit der natürlichen Hilfsquellen, dann die Entlegenheit des Landes bewahrten aber auch seine innere Entwickelung vor starken fremdländischen Einflüssen. Die Kirche hat in diesen fernen, unwirtlichen Gebieten nie durchgreifend einwirken können. Auch das Königtum hat sich zu beherrschender Stellung über die Großen, deren Reihen es selbst entstammte, nicht zu erheben vermocht. Das hartgewöhnte, starre Volk war schwer zu lenken; seine Häuptlinge standen ihm näher als die Inhaber des Thrones. So bildeten Stammesfehden und Bürgerkriege die Signatur schottischen Staatslebens bis tief ins 16. Jahrhundert hinein.

Seit 1542 stand eine Frau an der Spitze des Landes, Maria

Guise, die Witwe Jakobs V., der im genannten Jahre sechs Tage vor der Geburt seiner Tochter Maria Stuart starb. Ihre Vermählung nach Schottland war das letzte Glied in der langen Kette französisch-schottischer Beziehungen, die sich durch den gemeinsamen Gegensatz zu England herausgebildet hatten. Sie war die Antwort auf die spanienfreundliche Politik Heinrichs VIII. Maria Guise war ihrer Brüder würdig in Begabung wie Entschlossenheit, aber der Aufgabe, Schottland zu regieren, war sie doch nicht gewachsen. Das Eindringen der Reformation, deren Anschauungen sich in den ernsten, nüchternen Massen des Volkes rasch und weit verbreiteten, schuf noch besondere Schwierigkeiten. Die Versuche, der Neuerung mit Gewalt zu begegnen, stießen bald auf bewaffneten Widerstand, der 1547 nur mit französischer Hilfe gebrochen wurde.

Dabei geriet in St. Andrews, einem Hauptsitze der Reformer, der zweiundvierzigjährige John Knox in Gefangenschaft und dann in Rouen zwei Jahre auf die Galeere. Nachdem er in England unter Eduard VI. an der Aufrichtung der neuen Kirchenordnung teilgenommen hatte und dann in Genf Calvins Schüler geworden war, kehrte er 1555 nach Schottland zurück. Er mußte noch einmal sein Vaterland verlassen und als Prediger der englischen Gemeinde in Genf Zuflucht suchen, aber die Gedanken des Calvinismus hatte er doch seinem ohnehin schon so streitbaren Volke eingepflanzt. 1557 schlossen sich die schottischen Reformierten zu einer „Kongregation" zusammen. Knox bearbeitete „die Genfer Bibel" und entsandte von der Rhonestadt den „Ersten Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment".

Im Mai 1559 erschien er selbst wieder in Schottland. Von der Regentin alsbald geächtet, hörte er doch nicht auf zu predigen und zu organisieren. Der Religionskrieg entbrannte von neuem; die Reformer ergingen sich in Kloster- und Bilderstürmen. Auch jetzt glaubte Maria der Bewegung nur mit französischer Hilfe Herr werden zu können; ihre bewaffneten Landsleute erschienen abermals in Schottland.

Es war natürlich, daß die Reformierten sich nach englischer

Hilfe umsahen. John Knox unterhielt dorthin lebhafte Beziehungen; die neue Königin war ja der Reform nicht abgeneigt und durch die französisch-schottische Verbindung selbst bedroht. Denn Maria Stuart, die Erbin Schottlands, hatte im Ehevertrage ihr Königreich ganz dem Gemahl überlassen, der eben jetzt, Juli 1559, Herrscher von Frankreich wurde. Dazu erhob sie als Enkelin der Margarete Tudor, der ältesten Schwester Heinrichs VIII., Ansprüche auf den englischen Thron.

Elisabeth konnte nicht zweifeln, daß sie eingreifen müsse. Ihre Truppen rückten in Schottland ein. Als sie, zusammen mit den Reformierten, die Regentin mit ihren Anhängern und den Franzosen in Leith belagerten, starb Maria Guise, im Juni 1560. Zwischen dem englischen und dem französischen Befehlshaber kam es zum Edinburger Vertrage, nach welchem die Franzosen abziehen, ihr König und ihre Königin Titel und Wappen von England ablegen, die konfessionellen Streitigkeiten der Entscheidung des schottischen Parlaments überwiesen werden sollten. Es erklärte sich für die Neuerer, denen es bisher stets Widerstand geleistet hatte; die Reformpartei konnte sich als Siegerin betrachten.

Da starb am 5. Dezember 1560 Franz II. von Frankreich; Maria Stuart kehrte als Königin zurück in das Land ihrer Geburt. Durchaus katholisch erzogen und gesinnt, stand sie einem überwiegend protestantischen, von Glaubenseifer erglühendem Volke gegenüber. Von Elisabeth trennte sie eine tiefe, zugleich durch Konfession und Politik gezogene Kluft.

Auch in den skandinavischen Ländern gewannen um diese Zeit die Verhältnisse eine neue Gestalt. Sie waren scheinbar als Einheitsstaat aus dem Mittelalter hervorgegangen. Norwegen hatte schon seit 1375 mit Dänemark einen gemeinsamen König. Als die große Margarete den Meklenburger Albrecht überwunden hatte, konnte sie ihre Herrschaft auch in Schweden aufrichten. In der Kal-

marischen Union von 1397 versuchte sie eine dauernde Vereinigung der drei Reiche unter dänischer Leitung zu begründen. Erfolg hatte sie nur in Norwegen, das um die Scheide des Mittelalters und der Neuzeit aus Ursachen, die eine volle Erklärung bis jetzt nicht gefunden haben, fast jeder Regung selbständigen staatlichen Lebens entbehrte. Schweden wurde mehr zu einem Moment der Schwäche als der Stärke für den Gesamtstaat. In langen und wechselvollen Kämpfen behauptete es gegen vier dänische Könige seine Selbständigkeit. Da gelang es Christian II., wohl dem Begabtesten und Tatkräftigsten der Oldenburger, nach mehreren vergeblichen Versuchen im September 1520 siegreich in Stockholm einzuziehen. Sein Gegner, der jüngere Sten Sture, war der zu Beginn des Treffens von Bogesund erhaltenen Wunde erlegen. Im November folgte das Stockholmer Blutbad. Es reizte zu neuer Gegenwehr.

Gleichzeitig trug Christian sich mit weiteren großen Plänen. Er trachtete das hansische Übergewicht im Handel zu brechen, ja Lübeck zu gewinnen, seinen Onkel Friedrich von Schleswig-Holstein aus seinem, vom Vater Johann ihm überwiesenen Anteil der Herzogtümer zu verdrängen. Die Macht des Adels, der in Norwegen so gut wie verschwunden, in Schweden durch das Blutbad getroffen war, wollte er auch in Dänemark vernichten, die Geistlichkeit unter die Gewalt der Krone bringen. Er erreichte, daß die Bedrohten sich verbanden, Lübeck dem schwedischen Aufstande seine Unterstützung lieh und die verbündeten Streitkräfte der Hanse, der Schleswig-Holsteiner und des aufständischen Adels ihn im April 1523 zur Flucht aus dem Reiche nötigten. Von den dänischen Ständen ward Herzog Friedrich zum König gewählt, in Schweden Gustaf Eriksson Wasa, der Führer des nationalen Widerstandes. Schweden und Dänemark-Norwegen wurden getrennte Reiche.

Es fehlte nicht an Zwistigkeiten und Eifersüchteleien zwischen den beiden neuen Königen und ihren Völkern, die sich auf Grund der jahrhundertelangen Gegnerschaft in denkbar größtem Mißtrauen gegenüberstanden. Auch ihr Verhältnis zu den Hansestädten war kein ungetrübtes. Aber zunächst wurden die gegen Christian II.

Verbündeten noch zusammengehalten durch die gemeinsame Gefahr, die ihnen von dem Vertriebenen drohte. Er war durch seine Gemahlin Isabella der Schwager Karls V. Seiner Niederlande wegen, für die der Ostseehandel eine Lebensquelle war, mochte der Kaiser nur ungern zu Feindseligkeiten gegen die nordischen Reiche schreiten. Als aber der Friede von Cambrai geschlossen war und Christian II. in Innsbruck (damals, als Karl auf den Augsburger Reichstag zog, die Protestanten zurechtzuweisen) zur alten Kirche, von der er sich abgewendet hatte, zurückkehrte, ließ er doch Rüstungen in den Niederlanden geschehen.

Im November 1531 ist Christian II. von Holland aus in Norwegen gelandet. Der Versuch endete im nächsten Jahre mit seiner Gefangennahme, die in ähnlicher Weise erreicht worden ist, wie Karl V. sich fünfzehn Jahre später in Halle des hessischen Landgrafen bemächtigt hat. Nahezu siebenundzwanzig Jahre, bis zu seinem Tode, hat Christian II. in enger Haft verbracht, anfangs in Sonderburg auf Alsen, dann auf Kallundborg an der Nordwestspitze der Insel Seeland. Er hatte manche Bluttat auf dem Gewissen schwerer als gewöhnlich hat er sie schon im Diesseits gebüßt.

Ein Jahr nach seiner Gefangennahme starb Friedrich von Dänemark. Er hatte sich der Reformation angeschlossen, war auch dem Adel nicht so zu Willen gewesen, wie es erwartet wurde. So kamen führende Geistliche und weltliche Herren zu dem Entschlusse, die Königswahl hinauszuschieben und das Reich in eigene Verwaltung zu nehmen. Die Unsicherheit, die so entstand, lud geradezu ein zu fremder Einmischung. In Lübeck war das überlieferte Regiment gestürzt worden. Schwierigkeiten, die es der Einführung der Reformation bereitet hatte, finanzielle Verlegenheiten infolge der wiederholten Kriege, dann die mangelhafte Erfüllung der Zusagen, die Lübeck in Dänemark und Schweden für seine Hilfe gegen Christian II. gemacht worden waren, vor allem die dort geübte vertragswidrige Begünstigung der Niederländer, der Konkurrenten Lübecks im Ostseehandel, hatten die Unzufriedenheit hervorgerufen,

die zur Auflehnung gegen den Rat führte. Die neuen Gewalthaber, an ihrer Spitze der Bürgermeister Jürgen Wullenwever, glaubten ihre Sache nicht besser fördern zu können als durch eine starke auswärtige Politik im populären Sinne.

So entstand in Wullenwever der Gedanke, das dänische Interregnum zu benutzen, um den Sund in Lübecks Gewalt zu bringen. Die Zwischenregierung war in Dänemark bei Bürgern und Bauern verhaßt sowohl als Adelsregiment wie wegen ihrer antievangelischen Tendenz. Im Mai 1534 ließ Wullenwever Lübecks Söldner in Holstein einrücken gegen Herzog Christian, Friedrichs Sohn, dem die dänische Krone angeboten war, und nicht lange danach erschienen sie auf Seeland und Schonen, um Kopenhagen, Malmö und die Bauern aufzuwiegeln. Den gemeinen Mann anzulocken, benutzte man den Namen des gefangenen Christian, dessen Härten gegen den Adel ihn in der Erinnerung populärer machten, als er während seiner Regierungszeit gewesen war.

Der Aufstand breitete sich über ganz Dänemark aus. Der Oldenburger Graf Christoph hatte in Lübecks Auftrag die militärische Führung übernommen, nicht ohne den Ehrgeiz, selbst an des Reiches Spitze zu treten, über das sein Haus seit mehr als zwei Menschenaltern regierte. Da Gustaf Wasa bald in Schonen helfend zusprang, setzte man ihm seinen Schwager, den Grafen von Hoya, entgegen, der mit dem Könige zerfallen war. So entbrannte die „Grafenfehde", der letzte Versuch Lübecks und seiner „wendischen" Nachbarstädte, des alten Kerns der Hanse, in der Ostsee und im skandinavischen Norden eine leitende Stellung zu behaupten.

Er schlug völlig fehl. Der jütische Adel beantwortete den Angriff Wullenwevers mit der Wahl Christians, der bald auch in den übrigen Landschaften Anerkennung fand. Seine Streitkräfte und die des Schwedenkönigs, vereinigt mit dem Adel, erwiesen sich gegenüber Bauern, Bürgern und gräflichen Söldnern als durchaus überlegen. Selbst die städtische Flotte erlitt im Juni 1535 im Svendborgsund eine schwere Niederlage. Kopenhagen hielt sich in verzweifelter Gegenwehr bis gegen Ende Juli des nächsten Jahres.

Inzwischen hatte Lübeck, unter dem Druck der Opfer, die der schwere Krieg auferlegte, und gedrängt von den übrigen Hansestädten, die die frühere Ordnung hergestellt sehen wollten, die neuen Machthaber abgeschüttelt, den alten Rat zurückgerufen und in Hamburg im Februar 1536 mit König Christian III. Frieden geschlossen, froh, die alten Rechte wieder verbrieft zu erhalten. Es war die Zeit der münsterischen Unruhen, und die Gefahr, die in städtischen Tumulten schlummerte, stand den Räten der Städte klar vor Augen. Wie schlecht sie bei den Fürsten angeschrieben waren, hatte auch dieser Krieg deutlich zu erkennen Gelegenheit gegeben. Ihr Gegner Christian hatte sich nicht nur der lebhaftesten Sympathien, sondern auch direkter Unterstützung durch die Fürsten, besonders durch Philipp von Hessen, zu erfreuen. Die Zeit, wo allein die städtischen Gemeinwesen genügten, die deutschen Interessen in den nordischen Meeren und Ländern zu vertreten, war endgültig vorüber.

Dem erfochtenen Siege folgte in Dänemark die Neuordnung. Sie richtete ihre Spitze durchaus gegen die Bischöfe, die Urheber und Führer der Opposition gegen eine sofortige Neuwahl nach Friedrichs I. Tode gewesen waren. Christian III. war einer der frühesten und überzeugtesten Anhänger Luthers unter den deutschen Fürsten. Jetzt ward die Reformation im Königreiche, wie vorher schon in den Herzogtümern, vollkommen durchgeführt, Bugenhagen zur Begründung der neuen Ordnung ins Land gerufen. Die Umwälzung vollzog sich ohne Schwierigkeiten, glatt, wie nur irgendwo in einem der norddeutschen Territorien.

Es hatte sich schon unter Friedrich I. gezeigt, daß die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung der Lehre Luthers ergeben war. Der bischöfliche Titel blieb, aber seine Inhaber wurden aller staatlichen Rechte entkleidet. Der Reichsrat sollte in Zukunft nur aus Weltlichen bestehen. Norwegen bekam seine Begünstigung Christians II., an der doch auch besonders seine Bischöfe beteiligt waren, zu büßen. Die Handfeste, die auf dem Reichstage im Oktober 1536 vereinbart

wurde, bestimmte, daß dieses Land, „dessen Macht und Wohlstand so herabgekommen sei, daß es keinen König zu erhalten vermöge, wenn es ganz oder zum Teil in Christians Hand gelange, zu einer Provinz von Dänemark gemacht werden solle wie Jütland, Fünen, Seeland, Schonen, so daß es nachher kein eigenes Königreich mehr heiße". Demgemäß ist verfahren worden.

Unter geringeren Zuckungen hat Gustaf Wasa die seiner Person, seinem Hause und seinem Lande errungene neue Stellung behaupten und ausgestalten können. Das Luthertum ist auch hier ohne erhebliche Gegnerschaft zur Durchführung gelangt. Deutlich tritt in die Erscheinung, wie das Skandinavien jener Zeit vom deutschen Geistesleben durchaus abhängig war; Wittenberg ward sein Rom. Die Grafenfehde hat Gustaf Wasa außerhalb der Grenzen seines Reiches ausfechten können; er war Dänemark gegenüber zweifellos der Geber. Daß dann König Christian allein seinen Frieden schloß, hat den ehrgeizigen, hochstrebenden, mißtrauischen und empfindlichen Herrscher schwer verletzt.

Auch sonst hat es nicht an Reibereien gefehlt. In den inneren Unruhen, die mehrfach Schwedens Frieden störten, witterte Gustaf hartnäckig dänische Umtriebe. Schweden war doch gegenüber dem älteren Dänemark der Emporkömmling, und es konnte nicht ausbleiben, daß diese Einschätzung gelegentlich aus dänischen Äußerungen herausgehört wurde, wie sie denn im Nachbarreiche tatsächlich Brauch war. Doch ist zu Lebzeiten der beiden Könige, dank besonders der ruhigen Art Christians III., dann auch der gemeinsamen Gefahr, die von den Verwandten Christians II. zu drohen schien, der Friede zwischen den beiden Reichen erhalten geblieben. Schied man Europas Mächte nach den Konfessionen, so schien der skandinavische Norden als ein Gewicht in die protestantische Wagschale zu fallen.

Am 1. Januar 1559 ist Christian III. von Dänemark gestorben, am 29. September 1560 Gustaf I. von Schweden. Vierundzwanzig Tage nach dem Ableben Christians III. hat der Tod ihren Gegner

Christian II. aus seiner Gefangenschaft erlöst. Man erinnere sich, daß im September 1558 Karl V. aus dem Leben schied, zwei Monate später Königin Elisabeth den englischen Thron bestieg, daß im folgenden Jahre in Frankreich Franz II. an die Stelle seines Vaters Heinrich trat, um schon im Dezember 1560 seinem Bruder Karl Platz zu machen, und daß dann Maria Stuart nach Schottland zurückkehrte.

Ungewöhnlich zahlreich drängten sich bedeutsame Einzelereignisse rein persönlicher und zufälliger Natur in einem kurzen Zeitraum zusammen. In zwei Jahren wechselten die großen christlichen Staaten Europas, Polen allein ausgenommen, sämtlich ihre Herrscher. Bedeutende, ausgeprägte Persönlichkeiten traten vom Schauplatz zurück, und keineswegs alle in todesreifem Alter. Was hätte es für Frankreich bedeutet, wenn ihm der einundvierzigjährige Heinrich II. erhalten geblieben wäre, oder für England, wenn die katholische Maria das Alter der Elisabeth erreicht hätte! Die an die Stelle der Abgeschiedenen traten, waren, mit der einzigen Ausnahme Ferdinands, dessen deutsche Kaiserwürde nicht mehr wie einst die leitende Stelle im Erdteil sichern konnte, unbeschriebene Blätter. Unter ihnen war keiner, dem Alter und Erfahrung ein besonderes Ansehen gegeben hätten. Der an Jahren reiffste, Philipp II., hatte eben die Dreißig überschritten. Ein ganz neues Geschlecht trat an die gestellten Aufgaben heran. Das geschah aber in einem Augenblicke, wo die älteste und gewaltigste Organisation des Abendlandes, die römische Kirche, sich anschickte, ihre Kräfte zu sammeln und zu Abwehr und Angriff neu zu ordnen.

Man muß sich das gegenwärtig halten, um die kommenden Ereignisse im rechten Lichte zu sehen.

Fünftes Kapitel.

Die Gegenreformation: Deutschland und Frankreich.

Ueberblicken wir kurz das Ergebnis der Reformationszeit. Die gesamte Mitte Europas, sein Westen, Norden und Nordwesten waren tief ergriffen worden von der kirchlichen Bewegung; nur die Länder jenseit der Alpen und Pyrenäen hatten sie von sich abwehren können. Im einzelnen lagen aber die Dinge außerordentlich verschieden. Nur von den skandinavischen Staaten kann man sagen, daß sie zugleich konfessionell und national geschlossen waren. Deutschland hatte zu der staatlichen die kirchliche Zersplitterung gefügt. Es gab eine Anzahl geschlossen evangelischer fürstlicher und städtischer Territorien, in denen höchstens noch in einigen Klöstern der alte Brauch fortdauerte; mit Ausnahme der baierischen und habsburgischen Lande zählten ziemlich alle größeren weltlichen Herrschaftsgebiete dazu. Ein in gleicher Weise geschlossenes katholisches Territorium gab es nicht. Auch in den baierischen und österreichischen Gebieten war der Protestantismus vertreten, ja sogar noch im Fortschreiten begriffen. Das große und reiche Besitztum der geistlichen Fürsten war östlich und nördlich von Weser und Thüringer Wald fast völlig protestantisiert, kaum irgendwo ganz frei geblieben von Bekennern der neuen Lehre. Wollte man den Frieden erhalten, so mußten nicht nur die Territorien sich untereinander vertragen, es mußte auch innerhalb der einzelnen Herrschaftsgebiete zwischen den verschiedenen Bekenntnissen eine Verständigung gesucht und gefunden werden.

Ähnlich war die Lage der Eidgenossenschaft, nur daß sie ungefähr gleichviel geschlossen katholische wie evangelische Orte

zählte. In den Ländern des Westens waren die Anhänger beider Konfessionen völlig untereinander gemischt. Die evangelische Richtung hatte in England und Schottland die Oberhand; in Frankreich und den Niederlanden war es umgekehrt. Sollte innere Fehde vermieden werden, so waren auch diese Staaten darauf angewiesen, ihre Minoritäten zu dulden, ihnen eine gewisse Freiheit der Bewegung zu gestatten.

Man kann nicht sagen, daß eine solche Politik des Ausgleichs und der Versöhnung, wie sie unserer Zeit als selbstverständlich erscheint, damals unmöglich gewesen wäre oder keine Vertreter gefunden hätte. Der Königin Elisabeth hat es im Anfange ihrer Regierung völlig ferngelegen, ihre altgläubigen Untertanen mißtrauisch zu überwachen oder gar sie zu bedrängen; sie hat sich überhaupt niemals das Ziel gestellt, den Katholizismus zu vernichten. In Frankreich hat unter den Altgläubigen stets die Meinung Vertreter gefunden, daß man nicht darauf ausgehen dürfe, die hugenottische Minorität zu vertilgen oder völlig aus dem Lande zu treiben. Deutsche und schweizerische Orte haben, wie bemerkt, der Zeit das Beispiel friedlichen Zusammenlebens und ungestörter Übung beider Gottesdienste gegeben. Von Staat zu Staat aber hatte man sich allein der Religion wegen bis dahin noch nicht bekriegt. Das Eingreifen der Franzosen und Engländer in Schottland kann man nicht als Religionskrieg bezeichnen, und daß der Schmalkaldische Krieg nur sehr teilweise diesen Namen verdient, wird niemand leugnen, der sich des Kurfürsten Moritz und seiner Genossen, der Haltung Dänemarks, Frankreichs und selbst des Papstes erinnert. Zudem lud das Ergebnis dieses kaiserlich-katholischen Vorstoßes nicht zu einem neuen Versuche ein.

In Deutschland war die Stimmung der maßgebenden Kreise nach dem Augsburger Religionsfrieden kriegerischer Behandlung konfessioneller Fragen durchaus abhold. Vor allem aber muß hervorgehoben werden, daß trotz der tiefen religiösen Erregung, welche die abendländische Welt ergriffen hatte und sie fortdauernd durchzitterte, in den wechselseitigen Beziehungen der Staaten, im

Wettbewerbe der Völker durchaus die alten weltlich-politischen Fragen und Interessen die Oberhand behalten hatten und den Ausschlag gaben für ihre gegenseitige Stellung. Man darf auch nicht übersehen, daß die kirchliche Bewegung sich nur vollzogen hatte im allerengsten Anschluß an die staatliche Gliederung. Wohl hatten sich Beziehungen gebildet, die über die staatlichen und nationalen Grenzen hinausgriffen; die Glaubenseinheit hatte eine andere Bedeutung bekommen, als sie früher gehabt hatte. Aber alles, was an Neuorganisationen geschaffen wurde, blieb umschlossen von den alten staatlichen Umrahmungen.

Man muß sich dessen erinnern, um zu verstehen, was der Staat auch in den mächtigsten Kulturbewegungen bedeutet. Der Gegensatz der Häuser Habsburg und Valois-Bourbon blieb unerschüttert in all den religiösen und kirchlichen Wandlungen, obgleich ihre Vertreter in Anhänglichkeit an den alten Glauben wetteiferten. Um sie gruppierten sich nach wie vor die übrigen Mächte Europas, nur daß England sich unabhängiger machte, als es früher der Fall gewesen war. Die beiden streng lutherischen nordischen Königreiche dachten nicht mehr an eine gemeinsame Politik, als sie nicht länger vom gleichen Gegner bedroht wurden. Als Dänemark, das wegen der von Burgund vertretenen Ansprüche der Familie Christians II. im Geldernschen Kriege mit Frankreich und Kleve gegen den Kaiser aufgetreten war, sich 1544 im Speierer Frieden der habsburgischen Politik näherte, suchte Schweden mit Frankreich anzuknüpfen. Im Deutschen Reiche gab es lutherische Fürsten, die sich dem Pensionssystem Philipps II. angliedern ließen, während katholische Stände zu Frankreich hinüberneigten.

Dieses Hinüber und Herüber ist auch in der weiteren Entwickelung der Dinge stets geblieben. Trotzdem haben die konfessionellen Gegensätze eine politische Bedeutung gewonnen, die sie nach Lage der Verhältnisse um 1560 nicht zu erlangen brauchten. Vor allem ist der innere Friede einzelner Staaten heftig erschüttert worden. Die Ursache war die innere und äußere Erstarkung der katholischen Kirche und der in ihr lebendigen Gesinnungen und Überzeugungen.

Die Kurie hat sich gegenüber der aufkommenden Opposition keineswegs auf den Standpunkt des bloßen Verneinens gestellt. Als nach Leo X. zu Anfang des Jahres 1522 auf des Kaisers Wunsch sein früherer Lehrer Hadrian VI. den päpstlichen Stuhl bestieg, war er durchdrungen von der Notwendigkeit kirchlicher Reformen. Er ließ durch seinen Legaten Chieregati beim Reichsregiment zu Nürnberg anerkennen, daß „bei diesem Stuhle einige Jahre her viele Abscheulichkeiten vorgekommen seien, von dem Haupte sich das Verderben auf die Glieder, von dem Papste auf die Prälaten verbreitet habe". Es sind in Italien Lehren laut geworden, die von Luthers Anschauungen über die Rechtfertigung durch den Glauben nicht allzuweit abwichen, und haben Vertreter gefunden bis in die kurialen Kreise hinein. Unter den würdigen und gelehrten Männern, die Paul III. alsbald nach seiner Stuhlbesteigung 1534 zu Kardinälen ernannte, war auch der hochgebildete Venetianer Contarini, der eine Verständigung mit den Protestanten auch in dogmatischen Fragen als möglich und wünschenswert ansah.

Man kann nicht sagen, daß die wiederholten Religionsgespräche, die dem Schmalkaldischen Kriege vorausgingen, von der Kurie zugelassen und durchgeführt worden wären mit dem Hintergedanken, durch starre Unnachgiebigkeit doch zuletzt jede wirkliche Verständigung zu vereiteln. Bedeutete doch ihre Zulassung allein schon ein Abweichen vom alten Standpunkt. Wenn ein Ausgleich trotzdem niemals ernstlich in Frage gekommen ist, so hat das seinen Grund vor allem in dem gegenseitigen, schwer zu zerstreuenden Mißtrauen und in der Tatsache, daß das Papsttum ein volles Menschenalter gebraucht hat, um sich in die neugestellte Aufgabe hineinzufinden.

Ein Reformpapst wie der gelehrte und bedürfnislose Hadrian VI. paßte nicht in das Rom der Mediceer. Ihm folgte nach noch nicht zweijährigem Pontifikat ein anderer Angehöriger dieses Hauses, Leos X. Vetter Clemens VII. Er ging auf in den Fragen der Politik; die Aufgaben der Kirche stellte er ihnen nach. Unter den gleichen Bildungseinflüssen war sein Nachfolger Paul III. aus dem

Hause Farnese erwachsen. Der Nepotismus tritt noch einmal anspruchsvoll und widerwärtig hervor. Der Kaiser konnte nach dem Schmalkaldischen Kriege zu der Ansicht kommen, daß „die Meinung Sr. Heiligkeit von Anfang an gewesen sei, ihn in diese Unternehmung zu verwickeln und ihn dann darin zu verlassen". Auch Julius III., dessen Pontifikat bis nahe an den Augsburger Religionsfrieden heranreichte, war nicht wesentlich anderen Sinnes.

Inzwischen war aber in Italien, das ja des Papsttums geistiger Nährboden war und ist, doch eine andere Gesinnung emporgewachsen. Reformatorische Anschauungen haben dort nur in engen Kreisen Verständnis und Widerhall gefunden. Sie sind mit Gewalt unterdrückt worden, hätten aber auch ohne das nie die Oberhand gewonnen. Allzu unfruchtbar war die Renaissance für alles, was religiöses Leben bedeutete. Aber jener Geist, der in Franziscus und Savonarola lebte, war in Italien noch nicht erstorben; er ist von der Renaissance wohl zurückgedrängt, nicht aber überwunden worden. Er gipfelte im mittelalterlichen Ideal der Askese, betätigte sich aber nicht nur in Entsagung und Selbstentäußerung, sondern auch in gewissenhafter Pflichterfüllung. Er ist am lebendigsten verkörpert in dem Lombarden Carlo Borromeo, dem jugendlichen Überwacher des Tridentiner Konzils. Mit Paul IV. aus dem Hause Caraffa gelangte er 1555 auf den päpstlichen Stuhl.

Auch dieser Eiferer im Dienste der Kirche, dem es heiliger Ernst war mit der Verwaltung seines geistlichen Amtes und der Reform an Haupt und Gliedern, sah sich zu Beginn seines Pontifikats alsbald in Händel verwickelt mit den Spaniern. Er haßte dieses Volk, diese Unterdrücker seines Vaterlandes, die ihn überall beengten. Blind in seiner Leidenschaft, begann er den Krieg gegen sie, hielt um Hilfe bei den Protestanten an, forderte den Sultan auf, von Ungarn abzulassen und sich mit seiner ganzen Macht auf Unter-Italien zu werfen. Herzog Alba selbst fiel die Aufgabe zu, ihm entgegenzutreten. Er besiegte die Päpstlichen leicht, zwang ihren Herrn zum Frieden, warf sich ihm dann demütig zu Füßen und bekannte seine Ehrfurcht vor dem Haupte der Christenheit.

Paul IV. wandte sich um so entschiedener der Reform der Kirche und dem Kampf gegen den Unglauben zu. Mit dem Nepotismus war es zu Ende; für sich wollte dieser Papst nichts. Er wußte seine Umgebung mit seinem Geist und seinem Eifer zu erfüllen, kirchliche Zucht wieder aufzurichten. Von Nachgiebigkeit war bei ihm keine Rede; nichts wollte er aufgeben von dem, was an kirchlichen oder päpstlichen Rechten geübt oder beansprucht war. Er weigerte Ferdinand die Anerkennung als Kaiser, weil er den Augsburger Religionsfrieden abgeschlossen hatte. Ein Entgegenkommen in der Lehre war bei ihm undenkbar.

Paul IV. hat nur vier Jahre des Pontifikates gewaltet, aber der Geist, den er in der Kurie wieder heimisch machte, hat ihn überdauert.

Unter seinem Nachfolger Pius IV. trat das Konzil wieder zusammen, aber nicht, wie es von Kaiser und Reich immer gedacht worden war, um einen Ausgleich mit den Protestanten zu finden. Als die päpstlichen Legaten, die nach Deutschland gesandt worden waren, die Versammlung vorzubereiten, im Februar 1561 auf dem zur Ausgleichung der innerprotestantischen konfessionellen Streitigkeiten angesetzten Naumburger Fürstentage erschienen, um die Evangelischen zu ihrer Beschickung aufzufordern, hatten diese vollständig recht, die Einladung abzulehnen, weil sie eine billige Behandlung ihrer Sache nicht erwarten könnten. Das Reich ist zu Trient so gut wie unvertreten geblieben, denn auch von den deutschen Bischöfen ist nicht einer persönlich erschienen. Die Italiener waren so zahlreich anwesend, daß sie für sich allein eine Mehrheit bildeten, und sie standen völlig zur Verfügung des Papstes.

An Zahl und Glanz der Teilnehmer konnte sich die Versammlung nicht mit jener von Konstanz oder Basel messen, aber sie hat fast tiefer eingegriffen in den Gang der Geschichte. Die Verhandlungsgegenstände waren die alten, Lehre und Reform; die Einheitsfrage fehlte naturgemäß. Die Entscheidung über die Priorität ward auch hier von Bedeutung für den Ausgang. Die spanischen

Bischöfe, die sich durch Geschick und Gelehrsamkeit rühmend hervortaten, betonten vor allem die Notwendigkeit der Reform; in den Mißbräuchen sahen auch sie die eigentlichen Gründe des Abfalls. Den Fragen der Lehre ward doch der Vortritt gewährt, dem Papste sogar ein Propositionsrecht zugesprochen. In ihrem Drängen auf Reform legten die spanischen Bischöfe ein Hauptgewicht auf die Selbständigkeit der bischöflichen Stellung neben der päpstlichen; wer überhaupt Reform begehrte, wollte sie ausgedehnt sehen auf Papsttum und Kardinalskollegium. Es wurde sogar die Meinung wieder laut, daß das Konzil über dem Papst stehe.

Der kurialen Politik gelang es doch, die eigene Sache in voller Unabhängigkeit eigener Entscheidung vorzubehalten, nach altem Anspruch, über alle richten zu können, selbst von niemand gerichtet zu werden. In den Fragen der Lehre hatte sie die Spanier völlig auf ihrer Seite; diese dachten nicht daran, auf diesem Felde den Ketzern irgendwie zu weichen. Der Unterschied der Überzeugungen ward in voller Schroffheit festgelegt.

Damit war das Interesse erloschen, das Kaiser Ferdinand und Frankreichs Leiterin Katharina von Medici an dem Gang der Verhandlungen genommen hatten. Sie hatten trotz allem gehofft, in den Konzilsbeschlüssen eine Handhabe zur Verständigung mit ihren Protestanten zu gewinnen; sie wurden in dieser Hoffnung völlig getäuscht. Nach fast zweijähriger Tagung wurde im Dezember 1563 das Tridentiner Konzil geschlossen.

Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß es für das Papsttum einen glänzenden Erfolg bedeutete. Man hatte die allgemeine Forderung erfüllt und hatte doch zu verhüten vermocht, daß die eigene Stellung irgendwie angetastet wurde. Die Lehre hatte eine festere Formulierung gefunden, und zwar durchaus in mittelalterlichem Sinne, unberührt vom Protestantismus. Was an Reformen beschlossen worden war, stärkte die Zentralgewalt des Papstes oder war bestimmt, den Klerus zu reinigen und zu heben durch sorgfältigere Auswahl des Nachwuchses, bessere Erziehung und Vorbildung, vollkommenere Handhabung des Gottes-

dienstes, des Unterrichts und der Seelsorge, straffere Disziplin in der Führung der höheren und niederen kirchlichen Ämter und manches andere. Mag es zum Teil Jahrhunderte gedauert haben, bevor diese Reformen zur vollen Durchführung kamen, sie blieben das Ziel, das dem Kirchenregimente gesteckt war. Die katholische Kirche besann sich auf sich selbst. Sie sammelte die Kräfte, die noch in ihr lebendig waren, und stemmte sich in fester Geschlossenheit dem Protestantismus entgegen, gewillt, nicht nur weiteres Vordringen abzuwehren, sondern das verlorene Gebiet wiederzugewinnen.

Und dem Willen fehlte es nicht an der Tat. Dem wiederaufgerichteten Papsttum stand eine Hilfstruppe bereit, wie sie vollkommener kaum gedacht werden konnte.

In dem spanischen Edelmann Ignaz Loyola war der Gedanke gereift, einen Orden zu stiften, der niemand dienen sollte als Christus und dem Papste. Die Bestätigung Pauls III. gab 1540 der Gesellschaft Jesu das Leben. Ihre Rechte sind bald erweitert worden. Es währte nicht lange, so gestaltete sich ihre Tätigkeit vielseitiger als die irgend eines älteren Ordens. Sie wetteiferte mit den Benediktinern in Gelehrsamkeit, mit den Dominikanern in Rechtgläubigkeit, mit den Franziskanern im Dienst der Seelsorge. Mehr als alle anderen wandte sie sich der Erziehung zu, in gleicher Weise für die Weltlichkeit wie für den geistlichen Beruf. Sie hat in den exercitia spiritualia eine Richtschnur geschaffen, die Ziel und Maß geistlicher Ausbildung bestimmen sollte. Es gibt kein Gebiet kirchlichen Dienstes und christlicher Pflichten, auf dem die Jesuiten nicht in Tätigkeit getreten wären. Und das alles mit dem einen und ausschließlichen Ziel, das Papsttum, die Statthalterschaft Christi auf Erden, zu stützen und zu stärken.

Während des Papstes Macht und ihre Übung überall, nicht nur bei Protestanten, auf Widerspruch stießen, erstanden ihr hier bedingungslose Verfechter. Der Inhalt mittelalterlicher Kirchenentwickelung fand in diesen Zielen gleichsam seine Vollendung, die Konzentration aller kirchlichen und weltlichen Gewalt im Papste,

wie sie Gregor VII., Thomas von Aquino, Bonifazius VIII. vertreten hatten. Kampfesmutig und kampfesfähig trat der Geist des Mittelalters gegen den aufsteigenden der Neuzeit in die Schranken.

Einem solchen Orden konnten ohne Bedenken außerordentliche Freiheiten gewährt werden. Für die Gesellschaft Jesu gab es keine kirchliche Obergewalt als die des Papstes. Ihre Angehörigen konnten im Auftrage ihrer Oberen überall kirchlich oder weltlich in Aktion treten; von allen mönchischen Äußerlichkeiten konnten sie entbunden werden.

Ignaz war in seiner Jugend ein Kriegsmann gewesen. Als Krieger hat er Zeit seines Lebens sich und die Seinen angesehen, die Strenge mönchischer Regel durch soldatische Ordnung und Disziplin auf ihren Gipfel gebracht, es verstanden, daneben scheinbare Laxheit bestehen zu lassen. Er schuf die verkörperte ecclesia militans. „Was Hamilkar dem Hannibal, das ist uns Ignatius; auf seine Anstiftung haben wir ewigen Krieg an den Altären geschworen." Als Kriegsgeschichte hat der erste Historiograph des Ordens dessen Geschichte geschrieben. Die Vertretung päpstlicher Allgewalt führte naturgemäß zur Geringschätzung des Staates. Es wurden bald Anschauungen vertreten, die denen Machiavellis und Luthers diametral entgegenstanden. Der Staat hatte nur Berechtigung als Diener der Kirche. Seine Form war gleichgültig, wenn er nur den Zweck erfüllte, Christi und des Papstes Herrschaft auf Erden zu fördern und zu stützen. Sie durfte gewaltsam geändert werden, wenn sie diesem Zweck nicht diente.

Der Jesuitenorden ist noch heute Gegenstand heftigster Kontroverse. Trotz der tiefen Kluft, die sich im Laufe der Zeiten zwischen Ethik und Jesuitenmoral eingesenkt hat, wird gerechte Beurteilung nicht in Abrede stellen können, daß bei der Gründung und Ausgestaltung des Ordens sittliche und religiöse Kräfte in reicher Fülle lebendig waren. Völlige Aufgabe des eigenen Selbst, Unermüdlichkeit im Dienste Christi, felsenfestes Vertrauen auf Gottes Führung hat Ignaz bewährt und von den Seinen gefordert. Es war wohl das Höchste, was der alte Glaube leisten konnte, und das Empor-

blühen des Ordens ist der bündigste Beweis, daß dieser Glaube noch eine Macht war in den Gemütern. Aber konfessioneller Friede war mit seinem Bestehen unvereinbar. Er konnte mit Gregor VII. das biblische Wort zu dem seinen machen: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert", und das weitere: „Verflucht sei, wer sein Schwert aufhält, daß es nicht Blut vergieße." Gab es unter den Protestanten Kampfrichtungen, die nicht müde wurden, das „Schwert Gideons" im Munde zu führen, so war ihnen darin der Katholizismus jetzt mindestens gewachsen. Es war das Aufeinanderstoßen zweier Weltanschauungen, die, wie nun einmal menschliche Dinge sind, nicht wohl dahin kommen konnten, sich zu dulden, ohne ihre Kräfte gemessen zu haben.

Hinter ihnen aber standen Völker. Denn so wenig wie Luther in Deutschland, so wenig war Ignaz in Spanien eine Einzelerscheinung. Auch er verkörperte einen Nationalgeist. Für den Spanier war der Kampf gegen die Ungläubigen durch das ganze Mittelalter ein Kampf um die Heimat gewesen; so hatte sich der Glaube, der für ihn auch das Vaterland bedeutete, fester als irgendwo sonst eingelebt. Strengste Kirchlichkeit ward ihm der Inbegriff sowohl seiner nationalen wie religiösen Pflichten. Isabella, die den Geist ihres Volkes so klar in sich wiederspiegelte, fand allein an den strengsten Beichtvätern Genüge. Ihr erster, Torquemada selbst, hat die Jugendliche versprechen lassen, wenn sie zum Throne gelange, wolle sie sich „der Ausrottung der Ketzerei zum Ruhme Gottes und zur Verherrlichung des katholischen Glaubens weihen".

Auch Spanien hat seinen Humanismus gehabt. Er hat sich, anders als in Italien, ähnlich wie in Deutschland, mit besonderem Nachdruck theologischen Fragen zugewandt. Aber während er hier zur Auflösung der kirchlichen Autorität führte, hat er sie in Spanien befestigt. Weder erasmischer noch lutherischer Geist ist im spanischen Volke heimisch geworden; ernstliche Zweifel an der kirchlichen Lehre sind in seiner Mitte nie aufgetaucht. Die vereinzelten evangelischen Anwandlungen, die zum Vorschein kamen, haben die einheimischen

Kreise nur leicht berührt und sind bedeutungslos und zukunftslos geblieben. In den Tagen, da Kaiser Karl in Worms sich anschickte, Luther zu richten, beschloß daheim der spanische Adel ein Schreiben an ihn, das aufforderte, die Reinheit des Glaubens zu wahren und der Ketzerei ein Ende zu machen. Die Tat des Johannes Diaz, der 1545 in Neuburg an der Donau seinen Bruder ermordete, weil er sich von evangelischen Gesinnungen hatte gefangennehmen lassen, ist bezeichnend für die Glut des religiösen Fanatismus, der bei Spaniern möglich war. Hier waren und blieben Herrscher und Volk im Glauben einig.

Spanien ist das Land gewesen, in dem die schon in Vergessenheit geratende Inquisition noch vor dem Auftauchen lutherischer Meinungen eine Erneuerung erfahren hat. Isabellas erwähntes Versprechen konnte nur noch Juden und Mauren, nicht mehr abtrünnige Christen im Auge haben. Sie hat 1481 in Kastilien die Inquisition wieder aufgerichtet, die Juden zu verfolgen. Als der gleiche Schritt in Aragonien geschah, stieß er auf Widerstand. Der vielgenannte Inquisitionsrichter Peter d'Arbues ward 1485 im Dome von Saragossa ermordet. Aber der Widerstand war weit mehr ein politischer als ein religiöser.

Es wird in gewissen Kreisen gelehrt, daß die Inquisition vor allem ein Werkzeug des Staates gewesen sei, seine Allmacht aufzurichten. Wenn es Hergänge gibt, die sich verwenden lassen, das zu belegen, so sind sie in Spanien zu suchen. Die neu in Tätigkeit gesetzte spanische Inquisition hat in der Tat diesem Nebenzweck gedient, und er ist gelegentlich auch Hauptzweck geworden. Es hat daher auch in der Folgezeit und besonders unter Karl V., der, wie sein Geschichtschreiber sagt, in der Inquisition „die sicherste Grundlage seiner Macht sah", nicht an Beschwerden über sie gefehlt. Aber so weit sie sich der Erhaltung der Glaubensreinheit widmete, war sie der allgemeinsten Zustimmung unbedingt sicher, ob es nun den Juden, den Mauren oder den vereinzelten evangelischen Regungen galt. Wenn Karl V. nach der Schlacht bei Pavia befahl, alle spanischen Mauren zu Christen zu machen, „da er Gott nicht

anders für die erfahrenen großen Wohltaten danken könne", so konnte er sicher sein, daß seine Auffassung bei seinem Volke volles Verständnis und volle Billigung fand.

Dieser religiöse Eifer hat der Kirche doch nicht allein durch Verfolgung ihrer Feinde gedient. Es ist in neuerer Zeit von einer spanischen Reformation neben der lutherischen und vor ihr gesprochen worden; das Recht dazu kann nicht ganz in Abrede gestellt werden. Es ist in Spanien ernstlich und nicht erfolglos an der Reinigung und Hebung kirchlichen und klösterlichen Lebens gearbeitet worden. Männer wie Talavera, Mendoza, Ximenes haben diesen Bestrebungen den Hauptteil ihrer unermüdlichen Tätigkeit gewidmet und sind vorbildlich gewesen in der Strenge gegen sich selbst. Erasmus, der Grund genug hatte, diesen Männern zu grollen, rühmt doch die in Spanien heimisch gewordene Bildung. Die führenden Geistlichen waren bemüht, den Unterricht zu heben. Ximenes, der den maurischen Handschriften, soviel er nur zusammenbringen konnte, ein Autodafé bereitete, hat die Universität Alcala begründet und ist Urheber der ersten (komplutensischen) Polyglotte geworden.

Was in dieser Richtung geschah, vollzog sich ohne jede Mitwirkung der Päpste, ja gelegentlich im Widerspruch mit ihnen, aber allein und ausschließlich im Sinne des alten Glaubens. Die Spanier, die in Trient die Sache der Reform gegen den Papst vertraten, haben eben dort durch ihre theologische Gelehrsamkeit entscheidend mitgewirkt bei der Formulierung der vornehmsten Glaubenslehren. Die Entrüstung über römische Verderbnis findet auch in Spanien die stärksten Ausdrücke; auch hier sieht man im sacco di Roma Gottes verdientes Strafgericht. Aber man ist dadurch nicht irre geworden an der göttlichen Bestimmung des Papsttums; auf dem Trientiner Konzil hat sie niemand entschiedener verteidigt als der Kastilier Laynez, Loyolas Nachfolger an der Spitze seines Ordens. Man beharrte durchaus bei der strengsten mittelalterlichen Auffassung.

Das Besondere der spanischen Entwickelung aber ist nun, daß diese Kirche, in der ein so starkes selbständiges Leben pulsierte,

sich enge anschloß an den Staat, ihn förderte und hob und sich wieder auf ihn stützte. Als Karl V. 1517 sein neues Reich betrat, schrieb ihm Ximenes: „Das Wohl der Untertanen fordert, daß sie ihren Fürsten immer mächtig sehen.“ Er war der Meinung, daß „nichts ein Volk unverschämter und unehrerbietiger mache, als die Freiheit zu reden und sich nach Belieben zu beklagen“. Die führende Geistlichkeit stand auf Kaiser Karls Seite, wenn er „in jeder Auflehnung gegen seine Regierung ein unverzeihliches Vergehen gegen die göttliche Ordnung sah“.

In den Cortes sind mancherlei Beschwerden über kirchliche Mißstände laut geworden, vor allem über das rasche Wachsen des geistlichen Besitzes. Der Kaiser ist ihnen nie ernstlich nahe getreten. Er wußte, daß die kirchlichen Güter fast den eigenen glichen, daß er sie nach Bedarf zu außerordentlichen Leistungen heranziehen konnte, daß die Ablaßgelder, die für den Kampf gegen die Ungläubigen gesammelt wurden, in seine Kasse flossen, Konfiskationen auf Grund geistlicher Urteile ihn bereicherten.

Dabei hat das Königtum seine Rechte gegen Rom gleich der Nation kräftig vertreten. Alle päpstlichen Erlasse waren dem königlichen Plazet unterworfen. Sixtus IV. mußte Isabella versprechen, daß er zu den Pfründen Kastiliens nur von den Herrschern des Landes genannte Landeskinder befördern wolle. Hadrian VI. hat das Kirchenpatronat der spanischen Könige ausdrücklich anerkannt. Sie übten eine Oberaufsicht über die geistliche Gerichtsbarkeit. Der Staat ging ihnen durchaus vor der Kirche trotz ihres Untertanen Loyola, und in den zahlreichen Konflikten zwischen Spanien und dem Papst, welche die Zeit erlebte, hat die Kurie, soweit nicht die Religion in Frage kam, auf Entgegenkommen seitens der spanischen Regierung wenig rechnen können, ihr auch, wie es schon die Stellung der Spanier in Italien mit sich brachte, kein solches erwiesen. Wer die Unterordnung der Kirche unter den Staat in protestantischen Ländern tadelt, wird sich doch vergegenwärtigen müssen, daß im streng katholischen Spanien die Kirche dem Staat kaum weniger dienstbar wurde.

Der engen Verbindung von Staat und Kirche ist es vor allem zuzuschreiben, daß Spanien im 16. Jahrhundert in der Zurückdrängung der ständischen Gewalten weiter gelangte als irgend ein anderes Land. Als Karl nach dem ersten zweijährigen Aufenthalte sein Königreich wieder verließ, loderte der Aufstand hinter ihm auf. Die Communidades der kastilianischen Städte und die Germania von Valencia erhoben sich zugleich gegen sein burgundisches Regiment und gegen den bevorrechteten, grundbesitzenden Adel. Sie wollten den unter Ferdinand und Isabella noch verstärkten königlichen Einfluß auf die Zusammensetzung der Stadtmagistrate zurückdrängen und die Krone zwingen, die Cortes häufiger, mindestens alle drei Jahre, zu berufen.

Die Bewegung stützte sich auf die breiten Schichten der bürgerlichen Bevölkerung, fand aber schon im April 1521 durch die Niederlage von Villalar ihr Ende. Karl hat sie, als er im nächsten Jahre nach Spanien zurückkehrte, an den Schuldigen blutig gerächt, es vor allem auch an Konfiskationen nicht fehlen lassen. Von Selbständigkeit der Städte gegenüber der Krone konnte seitdem nicht mehr die Rede sein. Wenn es auch noch Formzwistigkeiten gegeben hat, so haben doch die Cortes nie mehr die außerordentlichen Leistungen geweigert, zu denen sie im Dienste der kaiserlichen Politik zusammenberufen wurden.

Der Adel hat sich bald eingelebt in die Weltpolitik Karls V., die in ihren letzten Zielen ein Kampf für den Glauben war. Was man seit Jahrhunderten auf dem spanischen Boden geleistet hatte, sollte man jetzt in ganz Europa, ja in der Welt vertreten. Adels- und hochfahrender Nationalstolz, ritterliche und soldatische Passionen, auch Herrsch- und Goldgier, neben der Neigung zu religiösem Fanatismus längst heimisch im spanischen Nationalcharakter, bahnten den neuen Aufgaben den Weg.

Und hier griff nun die in der Neuen Welt errungene Machtstellung bedeutungsvoll ein. Schon die Zeitgenossen der Entdeckung heben hervor, daß Sinn für friedliche Erwerbstätigkeit im spanischen Volke wenig verbreitet sei und gering bewertet werde. Ganz beson-

ders im Kernstamme der Halbinsel, der für die Politik des Reiches doch den Ausschlag gegeben hat, bei den Kastilianern, sind bürgerliche und bäuerliche Betriebe nie stark entwickelt gewesen, stets niedrig eingeschätzt worden. Die Zufuhr von Edelmetallen steigerte die bedenklichen Neigungen der Nation zu gefährlichem Übergewicht. Da die Ausgewanderten noch lange, ja während der ganzen Dauer der spanischen Herrschaft, für die Befriedigung gewohnter Lebensbedürfnisse überwiegend auf Zufuhr aus der Heimat angewiesen waren, hat die Entdeckung auf das spanische Gewerbe zunächst belebend eingewirkt. Aber doch nur auf kurze Zeit; man zog es bald vor, von den Fremden zu kaufen, was man den Kolonien zu liefern hatte. Der Metallstrom aber, der in die königlichen Kassen floß — selbstverständlich weitaus der größere Teil —, diente ausschließlich den Zwecken der Politik und des Krieges. So ward Spanien für die Schätze, die ihm von jenseit des Ozeans zuflossen, zum bloßen Durchgangsland. Sie sind die Machtmittel geworden, denen es seine europäische Vorrangstellung im 16. Jahrhundert verdankt.

Inhaber dieser Stellung aber ward nun Philipp II. und mit ihm die Verkörperung spanischen Glaubens und autokratischen Herrscherbewußtseins. Es fehlte diesem Könige nicht an menschlich ansprechenden Eigenschaften, nicht an Familiensinn, auch nicht an persönlicher Rechtschaffenheit und gesitteter Lebensführung, an Gewissenhaftigkeit in Auffassung und emsigem Fleiß in Ausübung seiner Regentenpflichten. Aber seine Fähigkeiten waren beschränkt, sein Gesichtskreis eng, umgrenzt von den Geboten seiner Religion und übertriebenen Vorstellungen von Hoheit, Macht und Recht eines spanischen Herrschers. So machte er der Selbständigkeit seines Volkes ein Ende und ward der Vorkämpfer der Kirche und des strengsten katholischen Glaubens, stellte diese Seite des nationalen Wesens der Entwickelung Europas entgegen. Spanische Macht und katholischer Glaube wurden eins, soweit weltliche und geistliche, staatliche und kirchliche Dinge überhaupt ineinander aufzugehen vermögen. König und Volk standen bereit, für sie zu kämpfen im Dienste Gottes.

Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts ist eine so friedliche Periode gewesen, wie sie das Deutsche Reich vor dem Abschluß der napoleonischen Kriege in gleich langer Dauer sonst nicht durchlebt hat. Von 1563—67 tobte in Franken und Thüringen die sogenannte Grumbachische Fehde, ein letztes Zucken des ritterlichen Strebens nach unabhängiger Stellung neben den Fürsten, das durch die sinnlose Parteinahme Johann Friedrichs des Mittleren von Gotha eine Bedeutung gewann, die ihm an sich nicht zukam. Der Kampf um das Erzstift Köln zwischen Gebhard Truchseß von Waldburg und Ernst von Baiern, der 1583 begann, blieb trotz pfälzischer und baierischer Einmischung auf den Niederrhein beschränkt und wurde, als er nach Jahresfrist zwischen den Gegnern entschieden war, nur dadurch in die Länge gezogen, daß man Niederländer und Spanier herbeirief. Grenzgebiete des Reiches sind durch die Kämpfe in Frankreich, in den Niederlanden und in Skandinavien in Mitleidenschaft gezogen worden.

Das hing zum Teil zusammen mit den Werbungen, die der Sitte der Zeit zu sehr entsprachen, als daß sie hätten verhindert werden können. Die Reichsordnung von 1555 hat sie ausdrücklich gestattet; auch für das Ausland durften Werbeplätze eröffnet werden. Das Pensionswesen, das darauf gegründet war, hat sich fast übers ganze Reich verbreitet. Die Zeit hat von den „gartenden Landsknechten", die bald hier, bald dort und nicht selten in Haufen von Tausenden und unter fürstlichen Führern auftauchten, viel zu leiden gehabt, und die „eilende Hilfe", welche die Reichsordnung gegen sie vorschrieb, hat nur zu oft ihren Zweck verfehlt. Trotzdem bleibt das halbe Jahrhundert, das dem Passauer Vertrage folgte, eins der friedlichsten unserer Geschichte. Man muß sich das vergegenwärtigen, wenn man die Bedeutung der konfessionellen Gegensätze richtig einschätzen will. Diese haben nicht soviel Anlaß zu offener Fehde neu schaffen können, als durch die Reichsreformen des ausgehenden Mittelalters beseitigt worden war.

Die Ursachen dieser Erscheinung sind zweifacher Art. Zunächst und vor allen Dingen herrschte in den weitesten Kreisen der Nation

und vornehmlich unter ihren Leitern eine entschiedene Abneigung, die religiösen Streitigkeiten durch Waffengewalt zu entscheiden; dann wurde die konfessionelle Spaltung durch politische oder persönliche Beziehungen freundlicher oder gegnerischer Natur mannigfach durchkreuzt, gab daher nur losen Anhalt für die Bildung rein konfessioneller Parteien. Erst allmählich ist das im Verlaufe dieser Periode anders geworden.

Die Tridentiner Beschlüsse haben für die Kirche lange nur den Wert eines ideellen Systems gehabt. Der deutsche Episkopat hatte an ihnen nicht teilgenommen; er hat sich auch nicht beeilt, sie durchzuführen. Einzeln ist ihnen geradezu Widerstand geleistet worden. Auch unter den Geistlichen waren Meinungen vertreten, die in einer dogmatischen Abweichung keinen genügenden Grund für eine dauernde konfessionelle Befehdung sahen, die die Einheit der Kirche Christi betonten. Pius IV. selbst hat sich herbeilassen müssen, Zugeständnisse zu machen. Im April 1564, also in fast unmittelbarem Anschluß an das Konzil, das die Erwartungen des Kaisers so wenig erfüllt hatte, gestand er diesem und dem Herzog Albrecht von Baiern das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu. Die Verhältnisse ihrer Höfe und Territorien erforderten das gebieterisch.

Als ganz unmöglich erwies es sich, die beschlossenen Reformen in der Verwaltung der Kirche durchzuführen, z. B. die Besetzung der Domkapitel, die Residenzpflicht, das Verbot der Pfründenhäufung. Ernst von Baiern ist zwölfjährig (1566) zum Bischof von Freising gewählt worden, war einunddreißigjährig (1585) im Besitz von einem Erzbistum und vier Bistümern und hat diese Würden siebenundzwanzig Jahre lang bekleidet. Es ist der krasseste Fall von Bistümer-Pluralität, der je vorgekommen ist, und das unmittelbar nach dem Tridentinum inmitten der Bemühungen, es dogmatisch streng durchzuführen.

In den Hergängen des Schmalkaldischen Krieges ist, so weit deutsche Teilnehmer in Frage kommen, von religiösem Fanatismus wenig zu entdecken. Auch in der Folgezeit ist Deutschland, verglichen mit den romanischen Ländern, für diese Pflanze ein schlechter Nähr-

boden geblieben. Gerade die leitenden Fürsten waren dieser Art des Denkens und Empfindens zunächst unzugänglich. Kaiser Ferdinand war fast ebenso sehr Deutscher geworden, wie sein Bruder Karl Spanier. Er hat nie in seinem Glauben gewankt, aber auch nie den Gedanken gefaßt, Glaubenskriege zu führen. Mit dem reichsten und mächtigsten protestantischen Fürsten, Moritzens Bruder August, der schon durch den Gegensatz zur ernestinischen Linie auf Habsburg angewiesen war, verbanden ihn persönliche Beziehungen. August stand wieder in naher Verwandtschaft mit Christian III. von Dänemark und Holstein und mit dessen Sohn und Nachfolger Friedrich II. Schon in diesen Verhältnissen, die sich unter Maximilian II. fortsetzten, lag eine Gewähr für die Erhaltung des Friedens.

Kaiser Maximilian hat dann durch seine Annäherung an protestantisches Wesen einerseits Hoffnungen, andererseits Befürchtungen erweckt. Es ist von ihm gesagt worden, daß er im Herzen Protestant gewesen sei. Vor allen Dingen war er doch Politiker; um religiösen Überzeugungen nachzuleben, hätte er politische Vorteile nicht aufgegeben. Das Streben nach der Nachfolge im Reiche, die Verbindung seiner Tochter mit Philipp II., der Wunsch, außer der ungarischen und böhmischen auch noch die polnische Königskrone zu tragen, setzten seiner Protestantenfreundlichkeit engere Grenzen, als vielleicht seiner Gesinnung entsprach. Auf kriegerisches Vorgehen gegen die Andersgläubigen zu sinnen, konnte ihn aber auch das alles nicht bewegen. Als der Kölner Streit begann, war August von Sachsen der Meinung: „Das protestantische Interesse muß der Sorge für Erhaltung des Friedens nachstehen.“ Er war ein vielgeschäftiger und beweglicher, auch protestantisch überzeugter, doch aber enger Geist, dem weitere Ziele völlig fremd waren. Ähnliches gilt von Joachim II. von Brandenburg und auch von Christoph von Württemberg. Männer vom Schlage und der Begabung des Kurfürsten Moritz hat die Zeit nicht aufzuweisen, auf beiden Seiten nicht. Die Bemühungen, konfessionelle Bündnisse zu Abwehr und Angriff zustande zu bringen, haben lange bei den Protestanten

keinen, bei den Katholiken im sogenannten Landsberger Bunde nur teilweisen Erfolg gehabt.

Im Laufe der Jahrzehnte haben sich die Verhältnisse aber mehr und mehr zugespitzt. Die Neigung, religiöse Gegensätze schärfer zu betonen, sie zur vornehmsten Grundlage der politischen Gruppierung zu machen, sie unter Umständen durch weltliche Machtmittel zur Entscheidung zu bringen, ist gewachsen und zwar zunächst und zumeist auf katholischer Seite. Das ist der Punkt, wo der Jesuitenorden eine schwerwiegende Bedeutung gewonnen hat für den Gang der deutschen Geschichte.

Alsbald nach der Begründung des Ordens hat Loyola das Geburtsland der Ketzerei selbst besucht. Es schien ihm ein „sehr unfruchtbarer Boden für seine Tätigkeit“. Aber schon damals oder bald nachher fand der Orden in dem Gelderländer Peter de Hondt (Canisius) einen begeisterten Verehrer, sein erstes und eins seiner bedeutendsten deutschen Mitglieder. 1543 ward durch ihn in Köln die erste Niederlassung begründet, besonders um dem reformfreundlichen Erzbischof Hermann von Wied entgegenzuarbeiten. In den fünfziger Jahren setzte man sich in Wien, Ingolstadt, Trier, Mainz, Prag, München und an anderen Orten fest. Loyola stiftete 1552 in Rom für das deutsche Bekehrungswerk das collegium Germanicum, das Gregor XIII., von dem mit Recht gesagt worden ist, er habe die deutsche Gegenreformation „in den Sattel gesetzt“, gleich im ersten Jahre seines Pontifikats (1573) mit hundert Stellen ausstattete.

Einer der eifrigsten Förderer antiprotestantischer Bestrebungen war stets Otto Truchseß, Bischof von Augsburg, gewesen, seit 1544 Kardinal. Er übergab 1564 seine Universität Dillingen den Jesuiten. Dem Unterricht widmeten sich diese ganz besonders, an den Hochschulen oder in Rivalität mit ihnen. Sie kamen um so leichter zur Geltung, als an den katholischen Universitäten lange schwerer Mangel an Lehrern gewesen war. In der Form der Unterweisung konnten sie mit den Besten wetteifern. Da sie in

Erziehung, Unterricht und Seelsorge ihre Tätigkeit grundsätzlich angesehenen, einflußreichen, besonders fürstlichen Persönlichkeiten zuwandten, so gelangten sie bald zu weitreichendem Einflusse, obgleich sie vielfach mit entschiedener Abneigung, ja andauerndem Widerstand der Geistlichkeit zu kämpfen hatten. Am frühesten und wirksamsten haben sie am baierischen Hofe Stellung gewonnen; er ist dann auch durch drei Generationen der entschlossenste Vertreter katholischer Ansprüche und Gesinnungen geworden. Hauptschuld oder -verdienst, je nach der Auffassung, daß die Kampfesneigung auf katholischer Seite wuchs, liegt zweifellos beim Jesuitenorden. Er gab den Tendenzen, die in dieser Richtung lebendig waren, das Rückgrat. Daß dieser Geist von außen in die deutsche Welt hineingetragen, von dort her vor allem gestärkt worden ist, kann nicht bestritten werden.

Die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens waren für die Protestanten vorteilhaft. Auf Grund der Religionshoheit konnten sie die noch in ihren Territorien vorhandenen Klöster der Reformation unterwerfen, sie auf den Aussterbeetat setzen oder zwangsweise räumen lassen. Auf diese Weise sind besonders die Folgen des Interims wieder beseitigt worden. Ein Eindringen katholischer Gesinnungen in ihre Gebiete brauchten sie kaum ernstlich zu fürchten. Dagegen waren protestantische Anschauungen immer noch im Vordringen begriffen, besonders in der Weise, daß aus der Mitte katholischer Bevölkerungen heraus lebhaft und unter Beteiligung weiterer Kreise gewisse Zugeständnisse und Änderungen von der Kirchenleitung gefordert wurden. Der baierische Bevollmächtigte auf dem Tridentiner Konzil hat, obgleich ihm ein Jesuit als theologischer Berater beigegeben war, im Auftrage seines Herrn nachdrücklich den Laienkelch und die Priesterehe vertreten; nur durch diese Zugeständnisse könne die Kirche wieder aufgerichtet, das Volk beruhigt werden. Den geistlichen Landesherren waren solchen Forderungen und direktem Abfall zum Protestantismus gegenüber durch die „Deklaration" die Hände gebunden.

Zudem bot der „geistliche Vorbehalt“ nicht allzu große Vorteile. Denn die Leiter der evangelischen Bistümer vermieden es, sich offen von Rom zu lösen. Sie suchten päpstliche Bestätigung nach, leisteten die üblichen Gefälle und achteten die überlieferten Rechte des Papstes. Das Verfahren Karls V., bischöflichen Territorien einfach ein Ende zu machen, hat auf protestantischer Seite keine Nachahmung gefunden. Es würde zum Kriege geführt haben, und den hat man sorgfältig vermieden. Erst als Erzbischof Gebhard von Köln im Dezember 1582 sich offen vom Papste lossagte, um Agnes von Mansfeld zu heiraten, vollzog sich ein zweifelloser Verstoß gegen den geistlichen Vorbehalt. So waren die ersten Jahre nach dem Religionsfrieden für den Protestantismus noch Jahre langsamen Fortschrittes; vor allem wurden Deutschlands katholische Gebiete überaus stark mit Meinungen durchsetzt, die einem ausgleichenden Reformkatholizismus zustrebten.

Die entscheidende Wendung setzt in der ersten Hälfte der siebziger Jahre ein. Trotz der „Deklaration“ begannen bald nach der Bartholomäusnacht, unter dem Pontifikat Gregors XIII., auch in Deutschland die gewaltsamen Rekatholisierungen in geistlichen Territorien, so in Fulda durch den Abt Balthasar, auf dem mainzischen Eichsfeld durch den Amtmann Leopold von Stralendorf. Die katholische Partei versuchte die Echtheit der Deklaration anzuzweifeln. Von kurpfälzischer Seite wurde dann das Verlangen gestellt, daß sie in Rudolfs II. Wahlkapitulation aufgenommen werde. Da aber Sachsen und Brandenburg trotz gegebener Zusage auf dieser Forderung nicht bestanden, ward sie nicht erfüllt. Die Deklaration blieb jetzt ein stehender Streitpunkt auf den Reichstagen. Um diese Zeit wurde auch die evangelische Markgrafschaft Baden-Baden in den Katholizismus zurückgezwungen; die Erziehung des noch im Knabenalter stehenden, vorzeitig mündig erklärten Markgrafen Philipp II. hatte sein Vormund Herzog Albrecht von Baiern durch Jesuiten besorgen lassen. Es war doch ein durchaus anderer Hergang als die Durchführung der Reformation im Herzogtum Braun-

schweig-Wolfenbüttel, wo nach dem Tode Heinrichs des Jüngeren (1568) der neue Landesherr sich der Konfession anschloß, die längst bei seinen Untertanen die herrschende gewesen und nur gewaltsam zurückgehalten worden war.

Kaiser Rudolf, der in Spanien unter Leitung seines Onkels erzogen worden war, stand den konfessionellen Fragen anders gegenüber als sein Vater Maximilian. Seitdem Herzog Alba die Niederlande verwaltete, haben spanische Diplomatie und Kriegsmacht auch direkten Einfluß zu üben begonnen. Sie gaben den verwickelten Verhältnissen in Kleve-Jülich-Berg unter dem unfähigen Herzog Wilhelm eine dem Katholizismus günstige Wendung; sie unterstützten die Festsetzung des Baiern Ernst in den drei großen und reichen nordwestdeutschen Stiftern Lüttich, Köln und Münster und verhalfen im Kölnischen Kriege der baierischen Sache zum entscheidenden Siege; ihre Waffen führten die Gegenreformation durch im Bistum Münster, in der Reichsstadt Aachen und später im Stift Paderborn. Daß in den reichen und dichtbevölkerten Gebieten des niederrheinischen und westfälischen Nordwestens heute die katholische Konfession durchaus vorherrscht, in Gebieten, die für den heutigen deutschen Katholizismus Kernlande sind, ist ganz überwiegend spanisches Werk. Ohne die Fremden hätte die Entwickelung dort eine andere Wendung genommen.

Für den Rückgang der protestantischen Sache wird meistens die Verschiedenheit des Bekenntnisses verantwortlich gemacht. Sie trägt zweifellos eine Hauptschuld. Die theologischen Fehden, heftig genug ausgefochten schon innerhalb des Luthertums, haben vor allem die werbende Kraft des Evangeliums schwer beeinträchtigt. Sie haben aber auch der politischen Einigung, die herzustellen ohnehin schwierig genug war, böse Hindernisse in den Weg gelegt.

Mit Friedrich dem Frommen von der simmernschen Linie zog 1559 der Calvinismus in Heidelberg ein. Es erhob sich die Frage, ob die Pfalz teilhabe am Religionsfrieden, der nur für die Augsburger Konfession abgeschlossen war. Die Konkordienformel, die

1576 die lutherischen Lehrmeinungen einigermaßen einigte, erweiterte die Kluft, die von der Pfalz trennte. Und zwischen ihr und der führenden lutherischen Macht fehlte es auch nicht an politischen Verstimmungen. Daß Sachsen sich in der Deklarationsfrage von Friedrich dem Frommen trennte, hatte nicht zuletzt seinen Grund in der Förderung, die der pfälzische Kurfürst der dritten Vermählung Wilhelms von Oranien angedeihen ließ, nachdem dieser kurz zuvor sich von Anna, der Tochter des Kurfürsten Moritz, Augusts Nichte, hatte scheiden lassen. Dazu kam die abenteuernde, unruhige Art des pfälzischen Regenten Johann Kasimir, der sich gern überall einmischte und wenig geeignet war, Gegensätze zu überbrücken und Führer oder Wegweiser zu werden. Während er für Gebhard Truchseß zu den Waffen griff, betonten die lutherischen Kurfürsten den Bruch des geistlichen Vorbehalts.

Bei allen Protestanten hat das herrische, vielfach brutale Auftreten der Spanier auf dem Boden des Reiches, dann die steigende Schärfe der niederländischen und französischen Glaubenskämpfe gereizt und erbittert. Aber Johann Kasimir zu folgen zu gemeinsamem Handeln für die Sache des evangelischen Glaubens, konnte man sich doch nicht entschließen, zumal wieder Christian I. von Sachsen nicht, der 1586 an die Stelle Augusts trat und in Konfessionsfragen durchaus der Politik des Vaters folgte. Gegenüber den Bündnisbestrebungen, die seit Heinrichs IV. Nachfolge in Frankreich immer dringender an die deutschen Fürsten herantraten, sind die Lutherischen kühl und zurückhaltend geblieben. Fast allein aus der Pfalz ist den Hugenotten bewaffnete Hilfe zugeführt worden. Der vorwärtsdrängende, kriegerische Geist des Calvinismus, der unter den Vertretern des neuen Glaubens die dem Jesuitismus entsprechende Kampfrichtung darstellt, hat den Gegensatz der beiden Schwesterbekenntnisse geradezu verschärft; auf lutherischer Seite wollte man sich den Glauben an die Möglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens mit den Anhängern der alten Kirche nicht nehmen lassen.

Das Luthertum ist für seine abwartende, gelegentlich schwächliche, zaghafte und engherzige Haltung oft getadelt, der Calvinismus als die weiter blickende, tatkräftige Richtung gepriesen worden. Man hat ihn als den Retter der bedrängten Reformation bezeichnet, von seinem Weltkampf mit der Gegenreform gesprochen. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Anschauungen, die Luther über die Beziehungen von Politik und Religion vertrat, seine Abneigung, den Glauben mit dem Schwerte zu verfechten oder gar zu verbreiten, bis zu einem gewissen Grade in den lutherischen Fürsten wirksam geworden sind. Daß sich Angehörige der lutherischen Konfession auch von ihnen frei machen konnten, beweisen Landgraf Philipp und sein Urenkel Gustaf Adolf.

Es liegt nahe, die Frage aufzuwerfen, was ein allgemein europäisches Bündnis aller Protestanten, wie es von Heinrich IV., als sein Thronrecht in Kraft getreten war, erstrebt und später wiederholt geplant worden ist, der evangelischen Sache hätte nützen können. Es hätte ihr vielleicht Erfolge in Frankreich, in den Niederlanden und in Deutschland erfochten; vielleicht, denn menschlichem Ermessen nach wäre einem solchen Bündnis das allgemein katholische, das von päpstlicher und spanischer Seite so oft angestrebt worden ist, auf dem Fuße gefolgt. Keins von beiden ist je zustande gekommen. Daß Europa, wie die Dinge lagen, auf diesem Wege die religiöse Einheit hätte wiedergewinnen können, kann niemand glauben. Unter allen Umständen hätte es nur nach entsetzlichem Blutvergießen geschehen können, nach Greueln, denen gegenüber der Dreißigjährige Krieg eine milde Heimsuchung zu nennen wäre. Mag sein, daß politische Unfähigkeit eine charakteristische Schwäche des Luthertums war, vielleicht noch ist. Wer aber diese Meinung hat, darf, wie mir scheint, doch ein anderes nicht vergessen. Die geistigen Führer, die uns besonders das 18. Jahrhundert, „die klassische Zeit", in so reicher Fülle geschenkt hat, denen unsere heutige Bildung nicht bloß ihre Färbung, sondern den Kern ihres Wesens und Inhalts verdankt, entstammen ausnahmslos dem lutherischen Bekenntnis. Sollte das Zufall sein? Sollte der bezeichneten

Schwäche nicht auch eine Stärke gegenüberstehen? Jene Abwendung von irdischer Gewalt, die „das Wort“ auf sich allein gestellt sehen will, die den Schutz durch weltliche Macht gering schätzt, die des Glaubens lebt: „Ist es von Gott, wer wird's hindern; ist es aber nicht von Gott, wer kann's fördern“, sollte sie nicht einer Vertiefung der Bildung, einer Hinwendung des Menschen auf sein Selbst, auf die Entwickelung des Besten, was in ihm ist, günstig gewesen sein? Und liegt nicht in diesem Triebe die letzte Quelle aller Erfolge, die wohl zeitweise unsichtbar fließen, nie aber ganz verschüttet werden kann? Weder die völlige Einigung der Christenheit im Sinne des kriegerischen Calvinismus noch die im Sinne des jesuitischen Katholizismus kann als eine Bürgschaft angesehen werden für eine unserer heutigen ebenbürtige Kultur. Die Stimmung, die sich scheute, um des Glaubens willen Krieg zu beginnen, mochte sie in so manchen Einzelfällen auch geweckt und genährt sein durch persönliche Schwäche und Unfähigkeit, traf auch für jene konfessionell so schwer heimgesuchten Zeiten trotz mancher Schuld, die sie auf sich lud, doch wohl im Kerne das Richtige.

Wenn religiöser Glaube nie Kraft genug gewonnen hat, Europa in zwei getrennten Lagern allein um konfessionelle Banner zu scharen, so ist er doch stark genug gewesen, die Beziehungen der Staaten mehr als je durch Interessen zu beeinflussen, die an sich nicht politischer Natur waren, und die inneren Vorgänge der einzelnen Länder so oft in Wechselwirkung zu setzen, wie man es bisher nicht gekannt hatte. Die überlieferten internationalen Verhältnisse sind auf diese Weise vielfach verschoben und die gewohnten Bahnen mannigfach durchkreuzt worden. In Frankreichs Geschichte tritt das noch deutlicher als in der deutschen zutage. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist dieses Land neben den Niederlanden und fast noch mehr als sie das vornehmste Schlachtfeld geworden, auf dem die Kräfte der religiösen Gegner aufeinanderstießen.

In Frankreich war, anders als in Deutschland, eine territoriale

Sonderung der Gegensätze nicht möglich. Sie mußten ihre Zwistigkeiten auf dem Boden des Ganzen, in Nation und Staat, austragen. Das Nationalgefühl hätte entwickelter sein müssen, als es in jenen Zeiten überhaupt denkbar ist, wenn man sich in solchem Kampfe nicht nach Hilfe vom Auslande hätte umsehen sollen. Jede Konfession suchte sie bei ihren Glaubensgenossen. Naturgemäß wirkten gleichzeitig auch die alten, in der Weltstellung des Landes begründeten Interessen fort. Spanien war der Hort des katholischen Glaubens, aber auch Frankreichs natürlicher Gegner in der europäischen Politik. Es konnte auch nicht ausbleiben, daß die Stellungnahme der Einzelnen bestimmt wurde durch die verschiedenartigsten persönlichen oder ständischen Interessen. Die Unsicherheit im Bestande des königlichen Hauses, die gerade in dieser Zeit eintrat, die wechselnden Aussichten und Ansprüche der Agnaten, der Ehrgeiz vornehmer Familien, die noch lebendigen und vielfach umstrittenen ständischen, munizipalen und parlamentarischen (richterlichen) Rechte, die Aspirationen einzelner hoher Zivil- und Militärbeamter, das alles machte sich geltend in der die Nation bewegenden Frage und wurde zum Austrag gebracht auf dem Boden des gesamten Staatslebens. So stellt Frankreichs Geschichte, bis den Hugenotten wenigstens vorläufige Sicherheit erkämpft und dem Königtum wieder ein fester Boden bereitet war, eine der bewegtesten und mannigfaltigsten Episoden europäischer Entwickelung dar.

Die Hoffnungen, die der Religionsfriede von Poissy bei den Hugenotten erwecken mochte, sind durch die Bluttat von Vassy sur Blaise (unweit der lothringischen Grenze) schon nach wenigen Wochen vernichtet worden. Indem Franz von Guise am 1. März 1562 mit einem Haufen wehrloser, zur Andacht versammelter Calvinisten Händel anfing und sie durch seine bewaffneten Begleiter niedermetzeln ließ, wurde den Anhängern der neuen Lehre klar, daß für sie nur im Kampfe Rettung zu suchen sei. Frankreich verfiel den Greueln eines dreißigjährigen Bürgerkrieges, dessen Friedenspausen nur immer wieder die tiefe Kluft zeigten, die beide Richtungen voneinander trennte.

Wiederum anders als in Deutschland waren die Evangelischen in diesem Kampfe nicht nur zu Anfang, sondern während seines ganzen Verlaufes in zweifellosem Nachteil. Sie waren zunächst eine schwache Minderheit und sind trotz der Verstärkung, die ihre Reihen durch Zutritt neuer Gläubigen gefunden haben, nie aus dieser Stellung herausgekommen. Die Hilfe, die vom Auslande kam, konnte diesen Mangel nicht ausgleichen; sie war zudem nicht immer frei von Hintergedanken. Die englische Besatzung, die Elisabeth 1562 nach Havre schickte, hat der Prinz von Condé im nächsten Jahre selbst wieder hinaustreiben helfen. Später ist die Sache der Hugenotten von England her nur noch mit Geld, und keineswegs besonders ausgiebig, unterstützt worden. Deutschland hat Söldnerscharen geliefert, die wiederholt einen ganz wesentlichen, einzeln den Hauptteil der hugenottischen Streitkräfte gebildet haben. Aber beide Pfalzgrafen, Wolfgang von Zweibrücken, der sich vorher schon in die Grumbachischen Händel eingemischt hatte und Pensionär Philipps II. gewesen war, und Johann Kasimir, haben neben — vielleicht vor — konfessionellen auch politische Absichten verfolgt, besonders die Erwerbung der Bistümer Metz, Toul und Verdun für das pfälzische Haus ins Auge gefaßt. Dazu haben die Hugenotten nicht immer Glück in der Wahl ihrer Führer gehabt, sind ihrer auch ungewöhnlich häufig beraubt worden. Wenn sie trotzdem sich behaupteten und ihre Anerkennung erzwangen, so haben sie das zunächst und vor allem ihrem starren und entschlossenen Ausharren zu verdanken. Die Wandlungen im Königshause, die zuletzt ihr Oberhaupt auf den Thron führten, und andere politische Konstellationen kamen fördernd hinzu, dann der Widersinn einer Verbindung mit Spanien, die Frankreichs Politik diesem Lande dienstbar machte, und zuletzt, doch nicht am wenigsten, das nicht zu ertötende Gefühl weiter altgläubiger Kreise, daß man die religiöse Einheit nicht erzwingen dürfe durch das Hinschlachten von Hunderttausenden von Landsleuten. Es hat sich behauptet trotz heftigster Ausbrüche des leidenschaftlichsten religiösen Fanatismus, an denen ja besonders diese Zeit reich ist.

Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß die Hergänge im einzelnen sich wechselvoll genug gestalteten. Es gab doch Glaubenseifrige genug, die der Tat von Vassy Beifall spendeten. Vor allen Dingen war und blieb die Hauptstadt, die schon damals weit mehr den Mittelpunkt des Landes bildete, als das in irgend einem anderen festländischen Reiche der Fall war, eine Hüterin der reinen Lehre. Die Katholiken bemächtigten sich der Königin, die dringend verdächtig war, eine unabhängige Stellung zwischen den Parteien zu erstreben, und führten sie gewaltsam nach Paris; sie meinten „König und Königin zu befreien, die Religion zu verteidigen". Im offenen Felde behielten sie die Oberhand. Der Kampf bei Dreux im Dezember 1562 endigte mit einer Niederlage der Hugenotten. Aber beiderseits gerieten hier leitende Männer in Gefangenschaft, Condé und der Connetable von Montmorency, der neben Franz Guise der angesehenste Kriegsmann der Katholiken war. Die Führung der hugenottischen Streitkräfte übernahm Kaspar von Chatillon, Herr von Coligny, Admiral von Frankreich, einst Jugendfreund und Kampfgenosse des Franz von Guise. Es war schwer, ihm etwas Entscheidendes abzugewinnen. So erstarkte die Stimmung der Nachgiebigkeit. Im März 1563 kam es zum Edikt von Amboise, das Adligen Duldung des calvinistischen Gottesdienstes zusagte, ebenso den Städten, die ihn bisher schon gehabt hatten, überdies in jedem Amtsbezirk die Anweisung eines Ortes für solchen Gottesdienst in Aussicht stellte. Die Dinge nahmen abermals eine friedliche Gestalt an.

Wenn das nicht von Dauer war, so lag der Grund zum wesentlichen Teil in den Beziehungen zu Spanien und in den niederländischen Hergängen. Philipp II., seit 1559 Gemahl der Elisabeth, der ältesten Tochter Katharinas von Medici, hat die Schwäche des französischen Königtums und Frankreichs innere Schwierigkeiten nicht ohne Geschick zu benutzen gesucht, das Nachbarreich in seinem Sinne zu lenken. Die Hugenotten zu bekämpfen, lag ebenso sehr in seinem politischen Interesse, wie es ein Glaubensgebot war, denn sie waren, als die niederländischen Unruhen begannen, die

Hauptträger des Unterstützungsgedankens. Enge Verbindung des Königs mit der katholischen Richtung und ihrem Haupte, dem Kardinal Guise, war selbstverständlich. Den Hugenotten machte sie sich bald fühlbar in mangelhafter Durchführung des Edikts von Amboise.

Als Alba, der 1565 in der Zusammenkunft zu Bayonne der Königin-Mutter eifrig zugeredet hatte, schärfere Maßregeln gegen die Hugenotten zu ergreifen, zwei Jahre später nach den Niederlanden zog, und es den Hugenotten schien, daß die französische Regierung dieses Unternehmen begünstige, faßten sie den Entschluß, Schlimmerem zuvorzukommen und zwar auf dem gleichen Wege, den vier Jahre früher die Katholiken mit Erfolg betreten hatten, durch einen Versuch, sich der Königin-Mutter und des Hofes zu bemächtigen und sie so dem Einfluß des Kardinals zu entziehen. Der Anschlag schlug fehl. Trotzdem hat die Königin-Mutter, die vor allem bemüht war, ihre Stellung zwischen den Parteien zu behaupten, den Hugenotten im Vertrag von Longjumeau im März 1568 das Edikt von Amboise bestätigt. Aber durchzuführen vermochte sie es nicht. Die Erfolge Albas in den Niederlanden entflammten den katholischen Eifer an allen Enden. Pius V. forderte die Zurücknahme des Edikts und fand Gehorsam. Er bewilligte Kirchengut zum Kampf gegen die Hugenotten. Öffentlicher, nichtkatholischer Gottesdienst wurde bei Todesstrafe verboten, die Calvinisten jedes Amtes für unwürdig erklärt.

In dem jetzt heftiger als zuvor auflodernden Kampfe erlitten die Hugenotten zwei empfindliche Niederlagen. Im März 1569 wurden sie bei Jarnac an der Charente geschlagen. Condé geriet verwundet in die Hände des Feindes und wurde nach der Schlacht von dem französischen Führer der Schweizergarde erschossen. Im Oktober ward bei Moncontour im nördlichen Poitou der deutsche Zuzug vernichtet, nachdem sein Führer Wolfgang von Zweibrücken schon vorher gestorben war. Aber eine Reihe von festen Plätzen, Städten und Burgen, unter denen sich schon damals La Rochelle hervortat, vermochte man nicht zu nehmen, auch Coligny nicht völlig aus dem

Felde zu verdrängen. Fortdauernd trug Katharina Scheu, allzusehr unter spanisch-katholischen Einfluß zu gelangen. So kam es im August 1570 zum Frieden von St. Germain en Laye. Das Edikt ward erneuert. Es mußten aber den Hugenotten, um sie zu beruhigen, Sicherheitsplätze eingeräumt werden: La Rochelle, Cognac, Montauban und La Charité unterhalb Nevers an der mittleren Loire. Im Südwesten, jenseit der Loire, hatte die Bewegung ihre größte Widerstandskraft erwiesen; in La Charité besaß sie einen Posten, der für die Verbindung mit Deutschland wichtig war.

Es kommt die Zeit, in der Colignys Persönlichkeit beherrschend in den Vordergrund tritt. Dem Abschluß des Friedens folgte die Verlobung Heinrichs, des Sohnes Antons von Navarra und der Jeanne d'Albret, mit Margarete von Valois, der jüngeren Schwester der königlichen Brüder. Wenn diese erbenlos verschieden, war ein Hugenotte der nächste zur Krone, da Elisabeth von Spanien 1568 gestorben war. Seine Glaubensgenossen konnten anfangen, auf dauernde Duldung zu hoffen. Ihr Haupt Coligny war erfüllt von dem Gedanken, die Kraft der Nation gegen Spanien zusammenzufassen. Was hätte erreicht werden können in einer Zeit, wo die Niederländer gegen ihren Herrscher in Waffen standen? Hier lagen die alten burgundischen, die wichtigsten Streitpunkte. Hier hatte Frankreich in den Grafschaften Flandern, Artois, S. Pol Boden eingebüßt, der zweifellos altfranzösisch war. Nirgends hatte französisch-burgundische Kultur so über die Grenzen des Reiches hinaus gegriffen wie gerade in diesen Gebieten. Sich selbst hier an die Stelle Spaniens setzen, hieß, der erstrebten Stellung am Oberrhein einen festen Rückhalt geben. Kaum je ist nationalere Politik zugleich in großem Stile und in denkbaren Grenzen getrieben worden. Der schwache Karl IX. geriet unter den Einfluß des überlegenen Coligny; der Admiral war entschlossen, nötigenfalls das Unternehmen auf eigene Hand zu beginnen. Da griff wieder Katharina von Medici ein, die ihre Herrschaft über den Sohn nicht missen wollte. Es folgten der Anschlag auf Coligny

und die Pariser Bluthochzeit. Katholischer Fanatismus und Blutgier der Pariser feierten ihre Orgien.

Auch in dem neuen Kriege, der sich anschloß, gelang es nicht, die Hugenotten völlig niederzuringen. Vor allem leistete wieder La Rochelle erfolgreichen Widerstand. Im Juli 1573 wurde dieser Stadt, außerdem Montauban und Nîmes und den Inhabern der hohen Gerichtsbarkeit freie Religionsübung zugestanden; die Verfolgungen sollten eingestellt werden. Aber damit waren nun die Hugenotten nicht zufrieden; sie glaubten volle Religionsfreiheit erringen zu können. Die Richtung unter den Altgläubigen, die ein friedliches Nebeneinanderleben beider Parteien erstrebte, war durch die Greuel von 1572 nur gestärkt worden. Sie fand besonders Anhänger unter den Adligen und in Beamtenkreisen. Die Söhne des Connetable von Montmorency, der 1567 bei St. Denys im Kampf gegen die Hugenotten gefallen war, Franz und Heinrich, traten an die Spitze der „Politiker". Man hoffte auch die ständischen und gouvernementalen Rechte gegen die Krone erweitern zu können.

Als Herzog Heinrich von Anjou 1573 zum Könige von Polen erwählt wurde und die Krone annahm, trat der jüngste Bruder des Königs, Franz von Alençon, in seine Stellung. Er näherte sich der Opposition. Daß dann der kaum gekrönte König, als Karl IX. am 30. Mai 1574 starb, alsbald sein Land im Stich ließ, um als Heinrich III. Frankreichs Thron zu besteigen, bestärkte den Bruder Franz, jetzt Herzog von Anjou, nur in seinem Beginnen. Die Streitkräfte der verbündeten Opposition waren den Königlichen und Katholischen doch besser gewachsen als die Hugenotten allein.

Im Frühling 1576 zeigten sich Heinrich III. und Katharina bereit, freie Religionsübung in ganz Frankreich, mit der einzigen Ausnahme von Paris, zuzugestehen. Das erwies sich aber als undurchführbar. Der katholische Geist, lebendig im weitaus größeren Teile des Volkes, neu angefacht unter Gregor XIII., lehnte sich dagegen auf. Es bildeten sich die Anfänge der „Ligue". Doch mußte im nächsten Jahre in den Verhandlungen zu Poitiers und

Bergerac eingewilligt werden, daß den Reformierten alle Ämter offen blieben, daß sie in den vier südlichen Parlamenten gemischte Gerichte erhielten und in jedem Amtsbezirk einen Ort zur Abhaltung ihrer Gottesdienste, außerdem noch Freiheit der Religionsübung da, wo sie zur Zeit des Vertragsschlusses tatsächlich bestanden hatte.

Eine neue Krisis entstand erst, als Franz von Anjou im Juni 1584 starb. Sein Tod machte Heinrich von Navarra zum nächstberechtigten Thronerben. Zu Anfang des nächsten Jahres haben dann die Niederländer, führerlos durch Oraniens Ermordung und zu Hoffnungen auf Frankreich gestimmt durch die Gunst, die ihnen der verstorbene Anjou gezeigt hatte, Heinrich III. die Oberherrschaft über ihre Lande angeboten. Der Gegenstreich war genügend vorbereitet, um so gut wie gleichzeitig geführt zu werden. Noch im Januar 1585 kam auf Schloß Joinville zwischen Spanien und den Guise, deren Führer jetzt Franzens ritterlicher und hochstrebender Sohn Heinrich war, heimlich das engste Bündnis zum Abschluß. Es schloß Heinrich von Navarra vom Throne aus, stellte Philipp II. wesentliche territoriale Vorteile, auch Hilfe in den Niederlanden in Aussicht und erklärte die Rekatholisierung Frankreichs für notwendig. Es ist der Höhepunkt spanischer Erfolge in Frankreich.

Nicht lange vorher war in den „Stemmata" der gelehrte Nachweis versucht worden, daß das Haus der Guise von den Karolingern abstamme. Der halt- und sittenlose König geriet vollständig in ihre Gewalt. Im Juli 1585 erging ein Edikt, das jede andere als die katholische Religion verbot; wer diese nicht bekennen wolle, solle das Land verlassen. Papst Sixtus V. erklärte Heinrich von Navarra aller Ansprüche auf die Krone verlustig. Es folgten die Jahre der heftigsten Feindseligkeiten gegen das reformierte Bekenntnis, die Zeit des „Krieges der drei Heinriche". Es ist die Zeit, in der am Niederrhein, in den Niederlanden, gegen England die entscheidenden Streiche geführt oder versucht wurden.

Es hat sich aber auch jetzt wieder gezeigt, daß Königtum und katholische Ultras auf die Dauer nicht zusammengehen konnten.

König und Königin-Mutter ertrugen Macht und Ansehen Heinrichs von Guise, des „Königs der Gemüter", mit steigendem Unwillen. Auch konnte die konfessionelle Spaltung die Bande des Blutes im königlichen Hause doch nicht vollständig lösen. Dazu hatte das spanische Bündnis denn doch seine Schwierigkeiten. Philipp II. ist zeitweise selbst irre geworden, ob es denn richtig sei, das zerrissene Frankreich wieder zur Einheit zu bringen. Konnte nicht auch ein katholisch geeinigtes Frankreich in den Niederlanden eingreifen und sie Spanien abspenstig machen? Der Verlust der durch ihre Lage so wichtigen Markgrafschaft Saluzzo, die der Herzog von Savoyen im Einvernehmen mit den Spaniern besetzte, zeigte, was das innere Zerwürfnis für Frankreich bedeutete. Heinrich von Guise mußte allen auswärtigen Verbindungen entsagen, wobei er allerdings die mit Spanien stillschweigend vorbehielt.

Der Gegensatz gedieh zur höchsten Schärfe, als Heinrich III. im Mai 1588 vor einer durch das Erscheinen Heinrichs von Guise veranlaßten Erhebung der religionseifrigen Pariser aus seiner Hauptstadt weichen mußte. Es wurden ihm schwere Opfer zugunsten einer Erweiterung der ständischen Rechte zugemutet. Am 23. Dezember 1588 hat er sich dann des Bedrängers entledigt, ihn im Schlosse von Blois ermorden lassen; am nächsten Tage erlitt des Ermordeten Bruder, Kardinal Ludwig von Guise, das gleiche Schicksal. Damit hatte sich Heinrich III. völlig in die Arme Heinrichs von Navarra und der Hugenotten geworfen; im April schloß er ein Bündnis mit ihnen. Als sie gemeinsam vor Paris lagerten, es wieder zu gewinnen, erreichte ihn am 1. August 1589 der Rachestahl des Dominikaners Jakob Clement. Der Meuchelmord spielt doch in der französischen Geschichte, und nicht nur um diese Zeit, eine ganz andere Rolle als in der deutschen. Die völlige Verwilderung der Begriffe zeigte ein Mehrheitsbeschluß der Sorbonne, der eine Ermordung Heinrichs III. für erlaubt erklärt hatte. Katharina von Medici hat den Tod des letzten ihrer Söhne nicht mehr erlebt; sie war an einem der ersten Tage des Jahres gestorben.

Heinrich IV. hat es verstanden, sich inmitten der wilderregten

Leidenschaften seines Volkes zur Geltung zu bringen. Der Begründer des Königtums der Bourbonen war doch die bedeutendste Persönlichkeit, die das Haus hervorgebracht hat. Die enge Verbindung seiner Gegner mit den Spaniern hat den Erfolg erleichtert. Überall in Europa hat ihre Einmischung, ihre hochfahrende, herrschsüchtige, habgierige Art, die gleichen Empfindungen ausgelöst, auch wo sie als konfessionell förderlich angesehen wurde. Allerdings hat Heinrich IV. es für richtig gehalten, das Opfer seines Bekenntnisses zu bringen. Das hat er allein vor Gott zu verantworten. Er lebte in einer Zeit, in der gerade bei leitenden Persönlichkeiten Religion nicht immer Grundstimmung des Lebens gewesen ist. Moritz von Sachsen, Elisabeth, Wilhelm von Oranien belegen es. Seinem Volke hat sein Entschluß die Ruhe wiedergebracht. Es hat zweifellos von allen Völkern Europas am schwersten durch religiösen Hader gelitten; denn der Dreißigjährige Krieg war nicht in dem Maße Religionskrieg wie die Hugenottenkämpfe. 1598 hat Spanien im Frieden von Vervins sich herbeilassen müssen, auf alle errungenen Vorteile zu verzichten. Gleichzeitig sicherte Heinrich IV. seinen reformierten Untertanen durch das Edikt von Nantes unter gewissen Beschränkungen die Freiheit der Religionsübung und gleiche bürgerliche Rechte; der Besitz fester Plätze sollte Deckung gewähren. Frankreich war wieder geeint und stand, soweit seine geschwächten Kräfte es zuließen, zur Aktion nach außen bereit.

Sechstes Kapitel.

Der Norden und Osten zur Zeit der Gegenreformation.

Die Kämpfe der Gegenreformation in Deutschland und Frankreich stehen in engsten Beziehungen zu den niederländischen Hergängen. Ihre Erfolge dort, ihre Mißerfolge hier sind von den Niederlanden her mit bestimmt worden. Als Herren dieser Lande haben die Spanier im angrenzenden Deutschland rekatholisierend eingegriffen; wäre ihre Herrschaft dort nicht bestritten worden, ihre Macht möchte ausgereicht haben, in Frankreich die Alleinherrschaft des Katholizismus wieder aufzurichten. Die Sonderstellung dieser Gebiete gewann so abermals einen bedeutungsvollen Einfluß auf die beiden Reiche, aus denen ihre Bestandteile losgelöst waren.

Weder die deutschen noch die französischen Herrscher haben in mittelalterlichen Zeiten in den Gegenden der Rhein-, Maas- und Scheldemündungen ihre Autorität in gleicher Weise aufrecht erhalten können wie in den inneren Landschaften ihrer Reiche. Es entwickelte sich hier ein politisches und in mancher Beziehung auch kulturelles Sonderleben, das seine Kreise zog bis tief nach Frankreich und Deutschland hinein, bis über die Somme und hinauf gegen Köln. Übers Meer waren diese Landstriche Hauptträger festländischer Beziehungen zu England. Das Haus Burgund faßte sie zu einem einheitlichen, allerdings nur lose, nur dynastisch verbundenen Staatswesen zusammen, indem es seit 1384 nacheinander Flandern und Artois, Brabant und Limburg, dann Namur, Holland, Seeland und Hennegau, danach Luxemburg und endlich Friesland und Groningen erwarb. Von der Reichsreform blieben die deutschen

Teile dieser Lande unberührt. Karl V. hat sie durch die Besitzergreifung von Utrecht, Cambrai und Geldern 1528 und 1543 zur vollen Abrundung gebracht.

Man könnte diesen Monarchen als den Begründer des jetzt bestehenden niederländischen Staatswesens bezeichnen, denn seine Erwerbungen umfassen die gute Hälfte des Areals, mit dem dieses ins Leben trat, und ohne die alten utrechtschen und geldernschen Gebiete sind die „Vereinigten Provinzen" zusammenhangslos. Karl V. ist es auch gewesen, der „Burgund" staatsrechtlich von beiden Reichen gelöst hat. Von Frankreich geschah das durch die Friedensschlüsse von Madrid und Cambrai 1526 und 1529. Deutschland gegenüber erstrebte Karl das Ziel, seinen Landen die Rechte eines Reichsgebiets zu erhalten, sie aber von den Pflichten zu lösen. Er setzte 1548, in der Zeit des Interims, den „burgundischen" Vertrag durch, der jede Hoheit des Reiches in den Niederlanden aufhob, es trotzdem aber zu ihrem Schutze verpflichtete und dem „Herzog von Burgund" Sitz und Stimme auf dem Reichstage gewährte. Dafür sollte „der burgundische Kreis" bei Reichsleistungen das Doppelte bzw. Dreifache eines Kurfürstentums auf sich nehmen, ein Zugeständnis, das die Reichsexekutionsordnung von 1555 wieder beseitigte. So gingen die Niederlande den Weg, den ein halbes Jahrhundert früher aus Anlaß der ersten Reichsreformen schon die Eidgenossenschaft eingeschlagen hatte.

Die Vereinigung unter burgundischer Herrschaft hat der Eigenart der einzelnen Lande zunächst wenig Abbruch getan. Sie bargen in sich die größten Verschiedenheiten, zweifache Nationalität, abweichendes Wirtschaftsleben, dazu jetzt noch die konfessionelle Spaltung. Nirgends in Europa diesseits der Alpen sind Handel und Gewerbe so früh Grundlagen der Existenz für weitere Kreise geworden wie in Flandern. Am sagenberühmten Wulpensande, an der Grenze friesischen und fränkischen Volkstums, da, wo noch heute Holland und Belgien am Meere sich scheiden, lag die jetzt verschwundene Einfahrt des Swin oder Sinkfal, seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert der besuchteste Hafen der nordeuropäischen Küsten.

Das naheliegende Brügge ward ein Handelsemporium, in dem die Kaufleute und Schiffer vom Mittelmeer und der Nordsee, vom atlantischen und baltischen Europa und weither vom Binnenlande sich trafen. Binnenwärts entwickelte sich in den flandrischen Städten, mit Gent an der Spitze, eine blühende Industrie, vor allem in Tuch, dem verbreitetsten und gewinnreichsten Handelsartikel, den das Mittelalter kannte. Sprichwörtlicher Reichtum und entsprechendes Wohlleben wurden Kennzeichen dieser Lande; an stolzem Übermut fehlte es nicht.

In der Zeit Maximilians hat das brabantische Antwerpen, wesentlich durch seine Lage an der tiefsten Strommündung Europas, das flandrische Brügge, dessen Hafen versandete, überflügelt. Es mußte bald in schärfstem Wettbewerb mit den nördlichen Nachbarn um seine Stellung kämpfen. Die Friesen hinter dem schmalen Dünenrande, der von der Schelde bis zur Wesermündung die niedrigsten Lande Europas notdürftig schützt vor den Wogen der Salzsee, haben sich früh der Schiffahrt und dem Handel zugewandt. Ihre Städteentwickelung war während des ganzen Mittelalters eine dürftige, nicht zu vergleichen mit der des benachbarten Flandern. Bewohner des flachen Landes waren es, friesische Bauern, die den Grund legten zur niederländischen Seegröße, allen voran die eigentlichen Holländer von den Maasmündungen bis zum Vlie und die Friesen am jenseitigen Ufer dieses Meeresarms. Im Kern dieser Lande, wo Ij und Zaan, Pampus und Haarlemer Meer von der Südersee her weitverzweigte Binnengewässer bildeten, erwuchs im 16. Jahrhundert Amsterdam zu beherrschender Stellung in diesem Verkehrsleben, ein neues Venedig aus den Lagunen.

Die übrigen burgundischen Lande, den engumgrenzten Verkehrsgebieten an Umfang weit überlegen, waren ganz überwiegend agrarischen Betrieben ergeben; doch schöpften auch sie mannigfachen Vorteil aus der merkantilen und gewerblichen Blüte des Küstensaumes. Überall aber hatte sich ein wohlhabender und stolzer Adel erhalten, der gewohnt war, eine führende Rolle im politischen Leben dieser Lande zu spielen. Seine burgundische Umgebung war es ge-

wesen, die es Karl V. so außerordentlich erschwert hatte, in Spanien Fuß zu fassen, deren Hochmut, Herrsch- und Habsucht den mit diesen Eigenschaften nicht schlechter ausgestatteten Spaniern verhaßt gewesen war.

In der spanischen Gesamtmonarchie bildeten diese Lande den fremdartigsten und zugleich schwierigsten Bestandteil. Ihre Bewohner standen nach Lebensauffassung und Lebensform dem Kernlande doch ganz anders gegenüber als Neapolitaner und Mailänder. Sie ertrugen es ungleich schwerer, daß ihre Interessen denen des Gesamtreichs und der Dynastie dienstbar gemacht wurden. In den Bündnissen mit England ist die flandrische Industrie der konkurrierenden englischen wiederholt preisgegeben worden. Die Kriege mit Frankreich haben schwere Opfer an Geld und Blut gekostet, zumal man lange den geldernschen Gegner mitten im Lande hatte. Aber diese Kriege haben auch die Grenze gedeckt, haben einem alten Feinde gewehrt, dem die burgundische Macht allein vielleicht nicht gewachsen gewesen wäre.

Der seefahrende Norden ist von der burgundisch-spanischen Regierung nicht nur mit Kraft, sondern auch mit einer gewissen Sorgfalt und Umsicht vertreten worden. Seine Stellung im baltischen Handel und in den skandinavischen Ländern, ausschlaggebend für sein ganzes Verkehrsleben, hat sich gerade in der Zeit der Verbindung mit Spanien mächtig gehoben. Für Karls V. Politik in diesen Gebieten sind fast ununterbrochen, ganz besonders unter der Statthalterschaft seiner Tante Margarete von Savoyen, die Interessen der Niederlande bestimmend gewesen. Es ist für die Entwickelung ihrer See- und Handelsmacht nicht ohne Bedeutung geblieben, daß sie länger als ein halbes Jahrhundert die Meere befahren konnten als Untertanen der mächtigsten Herrscher Europas. In der Zeit Karls V. taucht denn auch nirgends ein Trennungsgedanke auf. Er war ja auch der angestammte Fürst; seine niederländische Geburt ist nicht vergessen worden, wie er sie selbst nicht vergessen hat.

Auch seine Feindschaft gegen die Reformation hat das nicht ändern können.

Luthers Lehre hat früh bei den beweglichen, weltkundigen Niederländern Eingang gefunden. Namen wie Thomas von Kempen, Johann Wessel von Groningen, Erasmus von Rotterdam belegen, was die niederfränkisch-friesischen Gebiete für das Aufkommen reformatorischer Anschauungen bedeuteten. Später drang von Frankreich her der Calvinismus ein. Von jeher haben ja diese Lande sich für das Geistesleben beider Völker empfänglich erwiesen. Der demokratischen Art der friesischen Gebiete entsprach es, daß die neuen Lehren mancherlei Abwandlungen erfuhren, wiedertäuferische und andere sektirerische Meinungen weitere Verbreitung fanden als irgendwo sonst. Das alles geschah trotz schärfster Gegenmaßregeln. Der erste Scheiterhaufen zur Verbrennung lutherischer Ketzer ward 1522 in Brüssel entzündet; Luthers berühmtes Lied zeigt, welchen Eindruck das machte. Dieser Politik ist Karl V. treu geblieben bis zu seinem Rücktritt. Als er nach Moritz' Sieg seinem Bruder Ferdinand den Abschluß des Friedens überließ, stimmte er zu, daß die Todesstrafe für protestantische Untertanen katholischer Fürsten falle; nur für die Niederlande sollte das keine Geltung haben. Niederländer haben schon damals angefangen, Zuflucht zu suchen in den deutschen Nachbargebieten, haben ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit dorthin übertragen. Daß die Reformation nicht erstickt werden konnte im Blut, dafür sind die Hergänge in den Niederlanden wohl ein voller Beweis.

Doch hat Philipp II. den Versuch fortgesetzt, und zwar nicht nur mit den Mitteln, die schon Karl V. angewendet hatte. Nicht von durchschlagendem Gewicht, doch aber auch nicht ganz gleichgültig ist die Tatsache, daß die Länder, in denen die Reformation stark auftrat oder gar sich siegreich durchsetzte, durchweg eine weit geringere Entwickelung der Hierarchie aufweisen als die vom Katholizismus behaupteten. Das Deutsche Reich hatte im Mittelalter nicht halb so viel Erzbischöfe und Bischöfe als das kleinere Frankreich, und

dieses wurde wieder von dem noch weit kleineren Italien um mehr als das Doppelte übertroffen. An diesem Punkte setzte die neue Episkopalverfassung von 1559 ein. Eine päpstliche Bulle errichtete achtzehn Bistümer an Stelle der bisherigen fünf oder sechs. In den Niederlanden war die Gesinnung nie ausgestorben, die schon im 11. Jahrhundert Bischof Wazo von Lüttich vertreten hatte, daß man der Ketzerei nicht mit Feuer und Schwert begegnen dürfe. Die Tätigkeit der Inquisition und die neue Hierarchie, die auch neue Lasten mit sich führte, erregten böses Blut bis weit hinein in die Kreise treuer Katholiken. Dem landfremden Philipp II., der persönliche Sympathien nicht erwecken konnte, stand man anders gegenüber als Karl V.

Die Neuerung hatte auch ihre politische Bedeutung. Die Provinzen — man zählte ihrer im ganzen zwanzig — wurden nur zusammengehalten durch die Person des Herrschers. So weitgehende Rechte sie im einzelnen besaßen, gemeinsame hatten sie nicht. Andererseits mußte die Regierung bei allen ihren Forderungen und Vorschlägen mit jeder Provinz einzeln verhandeln. Diesen Zustand erkannten beide Teile als verbesserungsfähig an. 1558 traten zum ersten Male „Generalstaaten" von dreizehn Provinzen zusammen und bewilligten der Regierung umfassende Geldmittel zum Kriege gegen Frankreich. Die Erhebung und Verwendung geschah unter ihrer Aufsicht.

Es waren aber verschiedene Gesichtspunkte, die zu dieser Änderung der Verfassung führten. Die Provinzialstände hofften durch ihren Zusammenschluß ihre Rechte besser vertreten, ja erweitern zu können; die Regierung erwartete nicht nur Erleichterung des Verfahrens, sondern auch Steigerung der Einnahmen. Sie bedurfte dazu eines möglichst starken Einflusses in den Generalstaaten. Auch diesem Zweck sollte die neue Episkopalverfassung dienen; Bischöfen konnte die Teilnahme an den städtischen Rechten nicht wohl versagt werden.

Mit Geschick und Erfolg und in schwierigen Lagen hatten Kaiser Maximilians im Lande geborene Tochter Margarete, verwitwete Herzogin von Savoyen, und Karls V. ebenfalls den Niederlanden

entstammende Schwester Maria, Witwe Ludwigs von Ungarn, nacheinander fast ein halbes Jahrhundert (1507—1555) die Statthalterschaft geführt. 1559 sandte Philipp II. seine Halbschwester Margarete, die Gemahlin Ottavio Farneses und dadurch Herzogin von Parma und Piacenza, die durch ihre flämische Mutter ebenfalls dem Lande nahe stand, die gleiche Stellung einzunehmen. Neben sie stellte er Anton Perrenot von Granvella, Bischof von Arras, jetzt zum Erzbischof von Mecheln und Kardinal erhoben, der seinem Vater Nikolaus zwar nicht an Treue und Ergebenheit, wohl aber an Geschick und Erfahrung nachstand. Er hatte die doppelte Aufgabe, die königlichen Wünsche durchzusetzen und die Statthalterin zu überwachen, und ward bald nach beiden Seiten hin gleich verhaßt. Er stieß vor allem auf den Widerstand des mächtigen und selbstbewußten Adels. Dessen Führer und angesehenste Vertreter, Graf Egmond, eben in diesem Jahre Sieger über die Franzosen bei St. Quentin und Gravelingen, und Wilhelm von Oranien, Liebling Karls V., aus dem Hause Nassau-Dillenburg, das schon seit anderthalb Jahrhunderten in burgundischen Diensten tätig und in den Niederlanden begütert war, gerieten bald in den schärfsten Gegensatz zu ihm. Unterstützt von Provinzialstatthaltern und Ordensrittern, erlangten sie vom Könige, daß Granvella, „das Verderben der Lande", im März 1564 abberufen wurde.

Inzwischen hatte sich die Erbitterung über die Maßnahmen der Inquisition nicht wenig gesteigert. Dem scharfblickenden Oranien konnte es nicht entgehen, daß die religiöse und die politische Frage eng zusammenhingen. Vernichtung der Reformierten bedeutete zugleich Aufrichtung der landesherrlichen Gewalt in spanischem Sinne; erweiterte politische Selbständigkeit aber konnte nur erreicht werden, wenn man sich der Reformierten bediente. Oranien selbst stand religiösen Angelegenheiten mit der gleichen inneren Teilnahmlosigkeit gegenüber wie Moritz von Sachsen, mit dessen Tochter er damals vermählt war. Aber es war ihm klar, daß er niemals für seine Bestrebungen den nötigen Anhang im Lande würde finden können, wenn er sich feindselig stellte gegen die

Reformation, oder auch nur deren fernere blutige Verfolgung zuließ. Als die Regierung noch 1564 um neue Geldbewilligungen einkam, begegnete man ihr mit der Forderung, die Regierungsrechte der Generalstaaten anzuerkennen, die Inquisition außer Tätigkeit zu setzen und die Religionsedikte mit der neuen Episkopalverfassung zu beseitigen. Das stieß, obgleich Egmond persönlich in Spanien erschien, auf den entschlossenen Widerstand des Königs. Er antwortete im November 1565 mit einer energischen Erneuerung der Inquisitionsordnung und der Religionsedikte; die Generalstaaten sollten bis auf weiteres nicht zusammengerufen werden. Herzog Alba war der Meinung gewesen, Egmond, Oranien und Hoorn verdienten den Tod. Den Niederländern wurde klar, daß es jetzt Freiheit oder Knechtschaft gelte. Die Entscheidung konnte nicht zweifelhaft sein in einem Lande, das, seit Jahrhunderten an Selbstbestimmung gewöhnt, sie oft verteidigt und bis jetzt behauptet hatte.

Der ererbte Freiheitssinn ward gesteigert durch die Ausbreitung des Calvinismus. In den flandrisch-friesischen Landen, wo dieser Sinn ganz besonders zu Hause war, hatte auch die streitbare Richtung des Protestantismus über das Luthertum völlig die Oberhand gewonnen. Als Friedrich der Fromme 1559 die Regierung der Pfalz antrat, ward neben Genf das nähere und verwandtere Heidelberg eine Pflanzstätte der niederländischen Theologen neuer Richtung. Die Lehre ergriff besonders die bürgerlichen und bäuerlichen Kreise, die gerade in diesen Gebieten am wenigsten gewohnt waren, sich zu fügen. Der Niedergang der städtischen Tuchindustrie Flanderns infolge des englischen Wettbewerbes und das Aufkommen einer billiger arbeitenden ländlichen vermehrten einerseits die Unzufriedenheit und andererseits die Kräfte des Widerstandes. Bald zog auch die calvinistische Organisation ein. Man ließ nicht ab vom verbotenen Gottesdienst und setzte der Gewalt die Gewalt entgegen. Der Adel wandte sich mit einer Massenpetition an den König und trat zu einer Konföderation zusammen. Doch vermochte die Statthalterin die offenen Unruhen, die in einzelnen Landstrichen ausbrachen und grobe Ausschreitungen gegen Geistliche, Kirchen und

Klöster mit sich führten, aus eigener Kraft zu dämpfen und erfreute sich dabei der Unterstützung Egmonds. Nachgiebigkeit in der Religionsfrage hätte die Gemüter zweifellos beruhigt. Aber das lag Philipp II. fern. Er sandte Alba.

Die militärische Überlegenheit der Spanier schlug zunächst jeden Widerstand nieder. Die Versuche der Oranier, Fuß zu fassen im Lande, mißlangen vollständig. Alle fünf Brüder des Dillenburger Hauses haben für die Freiheit der Niederlande das Schwert gezogen, drei von ihnen auf dem Schlachtfelde, Wilhelm selbst durch Meuchelmord den Tod gefunden. Zu einer Beruhigung des Landes haben aber Albas anfängliche Erfolge nicht führen können. Dafür sorgte sein „Rat der Unruhen", dessen Opfer Alba selbst schon im April 1568 auf 800 Köpfe berechnete, die Zügellosigkeit der Soldateska und die schweren Auflagen, die verhängt und erpreßt wurden für Rüstungen, deren Zweck die Fesselung des Landes war. Der kleine Krieg lebte auf. In den wald- und wasserreichen Niederungen Westflanderns machten die Buschgeusen, in den Marschen Hollands, Seelands und Frieslands, die dem kundigen Schiffer zahllose, vom Lande her unzugängliche Schlupfwinkel boten, die Meergeusen den Söldnern Albas zu schaffen.

Anfang April 1572 gelang es den letzteren, sich in Briel an der Maasmündung, Südhollands mittelalterlichem Rotterdam, festzusetzen und gleich darauf auch in dem noch schwerer zugänglichen Vlissingen. Holland und Seeland schlossen das Dordrechter Bündnis. Gleichzeitig nahm Ludwig von Nassau von Frankreich her — es war die Zeit von Colignys Einfluß — die Hauptstadt des Hennegaues. Er mußte sie im September wieder räumen, aber Alba sah sich veranlaßt, im nächsten Jahre sein Amt niederzulegen, weil seine Aufgabe gelöst und jetzt ein Statthalter notwendig sei, der sich nicht so wie er rühmen könne, vom Volke gehaßt zu sein. In Wirklichkeit war ihm die Aussichtslosigkeit seines Vorgehens klar geworden. Noch ehe er das Land verließ, zeigte die heldenhafte Verteidigung Alkmaars, des alten Hauptortes des Kennemerlandes,

welch zähen Widerstandes diese „Bauern" fähig waren. Die Holländer jubelten: „Von Alkmaar beginnt der Sieg."

Es war zu spät, als Requesens nun mildere Saiten aufzuziehen versuchte. Man fühlte sich der Zukunft sicher und wußte, daß Freiheit der Religion doch nicht gewährt werden würde. Der Sieg der Spanier auf der Mooker Heide konnte daran nichts ändern. Leiden, Hollands gewerbtätigste Stadt, widerstand zweimal neunmonatlicher Belagerung. Geldmangel machte die Söldner der Spanier immer schwieriger und unbotmäßiger; sie wurden auch den ruhig gebliebenen Provinzen zur schweren Plage. Als Requesens 1576 gestorben war, plünderten sie am 4. November Antwerpen, beraubten einheimische und fremde Kaufleute, brannten und mordeten; Tausende von Bürgern fanden ihren Tod. Inzwischen waren die Generalstaaten zusammengetreten. Sie schlossen Frieden mit den aufständischen Provinzen Holland und Seeland und traten am 8. November zur Genter Pazifikation zusammen, gemeinsam den Ausschreitungen der Söldnerscharen Widerstand zu leisten. Da noch vier nicht in den Generalstaaten vertretene Provinzen sich anschlossen, so waren ihrer siebzehn einig, Sicherung und Leitung des Landes selbst in die Hand zu nehmen.

Auch Don Juan d'Austria vermochte jetzt nichts mehr auszurichten. Denn Holland und Seeland hatten den Heidelberger Katechismus angenommen und den Calvinismus zur Landesreligion erklärt; Don Juan aber hatte wohl Auftrag, alles zu tun, um eine Aussöhnung herbeizuführen, sollte doch aber unverbrüchlich auf der Alleingeltung der katholischen Religion bestehen. Schon daran scheiterten die Verhandlungen mit den Staaten, die sich in dieser Frage von Holland und Seeland nicht trennen wollten. Die siebzehn Provinzen traten in der Brüsseler Union vom Dezember 1577 Spanien geschlossen gegenüber, eine Wendung, die auch Don Juan nicht unerwünscht war. Er war doch der Meinung: „Blut und Eisen, das ist es, was die Niederländer verdienen," und für seinen Kriegsruhm hoffte er in den Niederlanden und dann in England auf reichen Gewinn.

In dem nun beginnenden Kampfe zwischen den fast völlig geeinigten Niederlanden einer-, Spanien andererseits waren schon die militärischen Kräfte nicht gleich. Sie konnten auch nicht ausgeglichen werden durch gelegentliche Unterstützungen, die von Frankreich und England kamen. Zu einem festen Bündnis ist man mit keinem der beiden Staaten gelangt; sowohl Heinrich III. wie Elisabeth von England haben die angebotene Oberherrschaft abgelehnt. Die Führer, die von dorther kommend in den Niederlanden auftraten, Anjou und Leicester, haben wenig Geschick und kaum viel mehr guten Willen gezeigt, die niederländische Sache zu fördern. Dazu erwies sich die neu begründete Gemeinschaft nicht als fest. Das Hereinziehen von Kaiser Maximilians Sohn Erzherzog Matthias durch die Brabanter hat verwirrend und hemmend gewirkt. Es gab in den südlichen Landesteilen doch zu viele, die Oranien nicht trauen mochten oder ihm seine Macht nicht gönnten. Auch hatte die Reformation hier nur teilweise Boden gefunden; der Katholizismus überwog stark. Zwischen den südlichen und nördlichen Küstenlanden steigerte sich die alte Handelsrivalität durch den wachsenden Betrieb und Wohlstand der Holländer.

So hat denn der zugleich kluge und tapfere Alexander Farnese, der Sohn der Margarete, der dem 1578 gestorbenen Don Juan d'Austria folgte und die Statthalterschaft bis zu seinem Tode im Jahre 1592 verwaltete, durch Verhandlungen und Waffengewalt den größeren, reicheren und bevölkerteren Teil der aufständischen Provinzen wieder unter spanische Herrschaft zurückbringen und hier auch die Alleingeltung des Katholizismus durchsetzen können. Was Spanien von den Niederlanden rettete, verdankt es in der Hauptsache ihm. Schon 1579 schlossen die wallonischen, fast durchweg katholischen Provinzen Luxemburg, Namur und Hennegau einen Sonderfrieden. In den folgenden Jahren wurden Brabant und Flandern wieder zur Botmäßigkeit gebracht. Als im August 1585 Antwerpen nach glorreicher Verteidigung endlich fiel, konnte die spanische Herrschaft in den südlichen Landen als gesichert gelten.

Eine um so festere Vereinigung hatte sich inzwischen im Norden vollzogen. Holland und Seeland, die Groninger „Umlande“ (nicht die Stadt, die erst 1594 beigetreten ist), Utrecht, Geldern, wo noch der alte antiburgundische Geist lebendig war, und Zütfen waren im Januar 1579 zur Utrechter Union zusammengetreten und hatten Vereinbarungen für gemeinsame Verteidigung getroffen. Weitere Städte und Landschaften hatten sich angeschlossen; 1581 war die völlige Lossagung von Spanien erfolgt.

Bislang hatte Oranien die Täuschung aufrechterhalten, daß die Herrschaftsstellung des spanischen Königs nicht angetastet werden solle. Es war ein Verfahren, das mehr oder weniger wohl bei allen Aufstandsversuchen geübt worden ist, und das berechnet war auf die Kreise, die es so weit nicht kommen lassen wollten. Als die Katholiken ihren Frieden machten, mußte die andere Erwägung in den Vordergrund treten, daß Religionsfreiheit unter der Herrschaft Philipps II. nicht zu erlangen war. Der Krieg hat unter wechselnden Erfolgen fortgedauert; im allgemeinen waren die spanischen Waffen im offenen Felde die überlegenen. Die Selbständigkeit der losgelösten Provinzen konnte aber nicht mehr erschüttert werden, auch nicht, als die über Wilhelm von Oranien ausgesprochene Ächtung 1584 im Mörder Gérard ihren Vollstrecker fand. Der Sohn Moritz und Oldenbarneveld traten an die Stelle.

Antwerpens Fall hat Amsterdams Handelsherrschaft zu voller Entfaltung gebracht. Man sagt den Holländern wohl nicht ohne Grund nach, daß sie absichtlich säumig gewesen seien in der Unterstützung. Eine bedeutungsvolle Wendung war auch für die Niederländer die Vernichtung der Armada, bei der sie mitwirkten. Seitdem war an eine vollständige Unterwerfung nicht mehr zu denken. Als Philipp II. 1598, kurz vor seinem Tode, im Anschluß an den Frieden mit Frankreich den Versuch machte, durch Überlassung der Niederlande an Kaiser Maximilians Sohn Albrecht, dem er die Tochter Isabella vermählte, sie wenigstens dem Katholizismus zu retten, war es zu spät. Spinola vermochte nach dreijähriger Belagerung 1604 noch Ostende als letzten Posten des Südens zu gewinnen;

fünf Jahre später entschloß sich Philipp III., durch einen zwölfjährigen Stillstand die tatsächliche Selbständigkeit der vereinigten sieben Provinzen anzuerkennen.

Das vierzigjährige Ringen der Niederländer mit den Spaniern ist oft und laut als einer der glänzendsten Freiheitskämpfe gepriesen worden. Und mit Recht! Daß auch engherzige, ja niedrige Selbstsucht hervortrat, kann an diesem Urteil nichts ändern. Zu starr waren die Köpfe der Friesen und allzu streitbar ihr Sinn, als daß die üblichen Landes- und Familienzwiste hätten völlig ruhen sollen selbst in den Tagen dringendster Not. Auch konnte die gemeinsame Gefahr nicht Eigennutz und Sondersinn zum Schweigen bringen; zu lebendig war auch hier die germanische Eigenart, nur für das Nächste die ganze Kraft einzusetzen. Schier unerschöpflicher Ausdauer und Geduld hat es bedurft, die neue Republik auch nur einigermaßen zu einheitlichem staatlichen Leben zu bringen; vollständig hat sie es nie erreicht.

Doch bleibt die Tatsache bestehen, daß ein Volk von Bürgern und Bauern, von Schiffern und Hirten, eine Handvoll Leute auf mühsam dem Meere abgerungenem, unsicherem Boden sich behauptete gegen die gewaltigste Macht der Christenheit, daß ein Land von noch nicht 150 Quadratmeilen, gut halb so groß wie Baden, nicht so groß wie die damalige Pfalz (denn ein so enges Gebiet trug die Last des entscheidenden Widerstandes), Sieger blieb im Kampfe gegen das Reich, in dem die Sonne nicht unterging. Und das mit nichten durch überlegene Geldmittel! Denn der sich entwickelnde Wohlstand der Niederlande, wie er ihrem Handels-, ihrem Schiffahrts- und Fischereibetriebe entsprang, konnte in den Jahren der Entscheidungskämpfe noch gar nicht in Vergleich gestellt werden mit den Schätzen, die den Kassen Philipps II. zuflossen, und dem Kredit, der ihm zur Verfügung stand. Aber hier lebte ein anderer Geist als in Mailand und Genua, Florenz und Neapel in den Tagen, da sie sich widerstandslos den Spaniern beugten.

Es ist bisweilen betont worden, daß die Aufrichtung der

niederländischen Selbständigkeit die Loslösung dieser Gebiete vom Deutschen Reiche vollendet hat. Das ist doch höchstens formell richtig. Kaiser und Reich haben nur schwache Versuche gemacht, Einfluß zu gewinnen auf den Gang der Dinge. Die Bemühungen Maximilians II. in dieser Richtung sind völlig vergeblich gewesen; sie haben nicht zu hindern vermocht, daß das Reich durch die niederländischen Kämpfe in Mitleidenschaft gezogen wurde. Ostfriesland wäre fast von dem neuen Staatswesen abhängig geworden. Dem Reiche fehlte die Kraft, sich dieser Übergriffe zu erwehren, die obendrein noch von der katholischen Partei begünstigt wurden, die in den Spaniern erwünschte Bundesgenossen sah. Deutlich ward erkennbar, daß das Reich in diesen Gegenden nichts mehr bedeutete. Aber zu dieser Machtlosigkeit hatten es Karl der Kühne, Maximilian I. und Karl V. herabgedrückt, nicht erst die neuerstandene Republik. Sie verfolgte, soweit die Beziehungen zu Deutschland in Frage kamen, nur den Weg weiter, der längst vor ihr eingeschlagen worden war, und neben dem es keinen anderen mehr gab.

Das neue Staatswesen sollte nun aber nach mehr als einer Richtung weitgreifende Bedeutung gewinnen. Es war die zweite Absplitterung vom Reiche, die sich vollzog durch Volkskräfte. Den Alemannen im Hochgebirge waren die Friesen am Meeressaum gefolgt. Auch sie gaben ihrer Freiheit eine volkstümliche Form. Die Verdienste Oraniens führten zur Errichtung einer Erbstatthalterwürde und gaben so der neuen Bildung ein monarchisches Gepräge. Aber die Macht blieb bei den „Staaten“. Ihre föderative Verfassung war nicht ganz so lose wie die der Eidgenossenschaft; sie behauptete eine größere Einheit für die auswärtigen Fragen. Die Generalstaaten bedeuteten mehr als die Schweizer Tagsatzung. Aber die Provinzen bewahrten doch eine große Selbständigkeit, und ihre Angehörigen behielten in vollem Umfange die politischen Rechte, in deren Besitz sie bisher gewesen waren. Es war ein neuer Erfolg des föderativen und des demokratischen Prinzips in einer Zeit, da überall in Europa die dynastische Staatsbildung die herrschende war. Auch in den westlichen Reichen hatte der Glaubenskampf Anschauungen geweckt,

nach denen Volkssouveränität an die Stelle monarchischer Autorität zu treten hatte.

Die Freiheit der Religion war Kern der Streitfragen von Anfang an gewesen und stets geblieben. Aber die Lande, die sie zum Siege führten, erfreuten sich keineswegs voller konfessioneller Geschlossenheit. Auch in den sieben Provinzen ist der Katholizismus nie völlig verschwunden; es gibt noch heute altniederländische Gemeinden, die ihren Glauben vom Mittelalter her bewahrt haben. Soviel man weiß, haben sie sich ihrer Heimat im Freiheitskampf gegen Spanien nicht versagt. Es ging nicht an, sie ihres Glaubens wegen zu verfolgen. So ward der neue Staat ein Staat der religiösen Duldung. Zwar ward der Calvinismus zu seiner Religion erklärt; andere Kulte sollten auch nicht das Recht öffentlicher Übung genießen, aber niemand sollte seiner religiösen Überzeugungen wegen in Untersuchung gezogen und verfolgt werden dürfen. Die Niederlande waren das erste Staatswesen, das diesen Grundsatz aufstellte und durchführte.

Im freien Gebrauch der Meere haben die Niederländer eine Hauptquelle ihrer Kraft zum Kampfe gefunden. Es hat lange gedauert, bis diese Sachlage in ihnen den Entschluß zeitigte, ihren Feinden über den Ozean nachzugehen und sich auch im Werben um indische Schätze von ihnen unabhängig zu machen. Neben den Engländern sind sie dann aber doch die ersten gewesen, die den Spaniern ihre päpstlich privilegierte Stellung streitig machten und dadurch den Weltbeziehungen einen breiteren Raum schufen.

Diese Bedeutung Englands als eines Wegweisers und Bahnbrechers in der Ausnutzung des Weltmeers tritt in der Zeit der Elisabeth auf den ersten Blick nicht hervor. Die Aufgabe des Landes scheint sich vielmehr zu erschöpfen in der Durchfechtung des Gegensatzes zwischen Elisabeth und Maria Stuart, England und Spanien. Der besondere Reiz, der diesen Geschehnissen eigen ist, die persönliche

Färbung, die sie annehmen, hat ihnen von jeher eine besondere Teilnahme gesichert. Nur die Hauptzüge können hier in Erinnerung gebracht werden.

An der Aufgabe, die Maria Guise nicht gelöst hatte, ist auch ihre Tochter gescheitert. Es war selbstverständlich, daß die achtzehnjährige Witwe nicht unvermählt bleiben konnte. Hätten Jugend und Sinnesart das zugelassen, so hätte es die Lage des Landes verboten, das durch Eigenwillen und Selbstsucht der Großen zerklüftet und jetzt auch konfessionell gespalten war. Mit Elisabeth sind Verhandlungen über Marias Wiederverheiratung geführt worden; die englische Königin verlangte, daß sie keinem Katholiken die Hand reiche, eine Forderung, die Elisabeth sich selbst und ihrem Lande schuldig war. Maria verweigerte ein solches Versprechen, solange ihr die Thronfolge in England nicht durch Parlamentsakte zugesichert worden sei, wozu sich Elisabeth nicht verstehen wollte. Sie vermählte sich 1565 dem Katholiken Heinrich Stuart, Lord Darnley. Elisabeth konnte darin nur eine Herausforderung erblicken, denn Darnley stammte in dem gleichen Gliede wie Maria von Heinrich VII. ab und seiner sowohl in England wie in Schottland begüterten Familie lagen Hoffnungen auf den Thron nicht fern. Sie beantwortete den Schritt der Maria mit der Gefangensetzung von Mutter und Bruder ihres Gemahls, die erst nach Darnleys Tode ein Ende gefunden hat. Maria hat sich stets geweigert, den Edinburger Vertrag anzuerkennen und Titel und Wappen einer Königin von England abzulegen.

Es hat dann nicht drei Jahre gedauert, bis Maria selbst eine Gefangene Elisabeths war, zweifellos nicht ohne eigene schwere Mitschuld. Schon ihre Gattenwahl war, ganz abgesehen von dem politischen Mißgriff, eine grobe Unbesonnenheit, denn Darnley besaß schlechterdings keine Tugenden, Fähigkeiten oder Verdienste als die eines schönen Jünglings. Er beteiligte sich an der Verschwörung gegen Riccio; er büßte es mit seiner eigenen Ermordung. Daß diese geschah unter Maria Stuarts Mitwissen, kann keinem Zweifel unterliegen, auch nicht, daß sie schon vor Darnleys Tode in Verkehr stand mit Bothwell. Sie folgte dann diesem rohen,

wilden Gesellen, den jedermann als den Mörder ihres Gatten ansah, und den wiederum kein anderes Verdienst auszeichnete als seine rauhe, starke Männlichkeit und eine zügellose Brutalität; es waren kaum drei Monate seit Darnleys Tode vergangen, als sie seine Frau wurde. Daß die sogenannte Entführung eine Komödie war, ist selbstverständlich. Wenn neuerdings wiederum Versuche gemacht worden sind, Maria von diesen schweren Vorwürfen zu reinigen, so kann man sie ruhig beantworten mit der Bemerkung des schottischen Historikers Hume, der auf die Mitteilung von einer neuen derartigen Rettung erwiderte: „Kann der Mann beweisen, daß Maria Stuart den Bothwell nicht geheiratet hat?"

Auch im wilden Schottland konnte derartiges nicht ungeahndet hingehen. Die Reformierten wurden die Führer, aber ihr Racheschrei fand überall Wiederhall. Maria war in wenigen Wochen eine Gefangene ihres eigenen Volkes. Sie hat noch einmal der Haft entkommen können; aber ihre Anhänger waren nicht zahlreich genug, sie zu schützen. Sie mußte im Mai 1568 in England Zuflucht suchen. Bothwell hat in dänischer Gefangenschaft geendet, nachdem er jahrelang als Seeräuber auf den nordischen Meeren und in den Schlupfwinkeln ihrer Felsenküsten ein trauriges Dasein gefristet hatte.

In wunderlicher Verkennung der Sachlage hatte Maria in England nicht nur Schutz, sondern auch Hilfe erwartet. Aber konnte Elisabeth im Jahre 1568 eine Politik verfolgen, die der von 1560 genau entgegengesetzt war? In demselben Augenblicke, wo Alba in den Niederlanden seines Blutgerichts waltete und die Guisen, die nahen Verwandten Marias, in Frankreich den Calvinismus auf Tod und Leben bekämpften? Unmöglich konnte Maria erwarten, daß Elisabeth gegen die schottischen Reformierten ins Feld ziehen werde, das gedemütigte Königtum aufzurichten. Elisabeth hat sich auch nicht entschließen können, der Rivalin den Weg wieder freizugeben. Es geschah Ähnliches wie fünfunddreißig Jahre früher in Dänemark, als Friedrich I. Christian II. wider Erwarten festhielt, und wie 1547 in Halle, als Karl V. sich des Landgrafen bemächtigte. Elisabeth brach keinerlei voraufgegangene

Verabredung, enttäuschte keine Vermittler, aber sie überschritt ihr Recht, das nicht gestattete, die hilfesuchende Herrscherin des Nachbarlandes ihrer persönlichen Freiheit zu berauben. Politische Beweggründe waren in allen diesen Fällen maßgebend. Auch darf man nicht vergessen, daß der Brauch der Geiseln noch durchaus lebendig war.

Elisabeths Bedenken, Maria ihres Weges ziehen zu lassen (denn von einem baldigen Entschluß, sie in lebenslänglicher Gefangenschaft zu halten, kann nicht die Rede sein), gründeten sich ausschließlich auf die Befürchtungen, die sie für sich und ihr Land vor dem Katholizismus hegte. Eine Aussöhnung mit Rom war nur durch Unterwerfung zu erreichen. Darüber konnte gegenüber den Erfahrungen in Frankreich und den Niederlanden und gegenüber dem Tridentiner Konzil mit allem, was daran hing, kein Zweifel sein. Eine Unterwerfung aber war unmöglich, ohne die eben begründete Kirchenordnung neuerdings umzustoßen, was wiederum undurchführbar war ohne inneren Krieg und schweres Blutvergießen. Was das sagen wollte, dafür gab Frankreich ein warnendes Beispiel. Dazu hätte ein zweiter Versuch, den Katholizismus wieder aufzurichten, den Gegensatz zu Schottland, wo soeben Marias Verhalten dem Calvinismus völlig die Oberhand verschafft hatte, verschärft, vielleicht unversöhnbar gemacht. Und doch mußte eine weitsichtige Politik auf eine Annäherung und dereinstige Verschmelzung der beiden Länder hinarbeiten! Zweifellos war ein gemeinsamer Gegensatz gegen Rom ein Schritt zu diesem Ziele. Dazu hatten die Beziehungen zu Spanien sich zugespitzt, nicht nur, weil dieses Land immer deutlicher als der entschlossene Vorkämpfer des Katholizismus hervortrat, sondern auch, weil die Reibereien auf der See sich mehrten. Französische und englische Unternehmungslust haben in einer Zeit, wo Piraten- und Schiffertätigkeit noch nahe beieinander lagen, Gewinn gesucht in der Störung des spanischen Verkehrs. Die Erfolge waren zu verlockend, als daß man den einlaufenden Klagen und Beschwerden besonders rasch Gehör und Abhilfe hätte verschaffen können und wollen. Eine freie Maria Stuart war aber gewiß

eine gefährliche Waffe in der Hand jedes Gegners von England, und gar so mächtiger Gegner wie Spanien und der Papst. Denn noch hatte der Katholizismus in England zahlreiche Vertreter, und Elisabeth hatte bis dahin keine Versuche gemacht, diese Tatsache mit Gewalt zu ändern, hatte auch nicht die Absicht, mit solchen Versuchen zu beginnen. Persönlichkeit, Konfession, Thronansprüche sicherten der Maria eine ausgedehnte Anhängerschaft im Lande. Elisabeth kann doch nicht so scharf getadelt werden, daß sie diese ihre eigene und Englands Lage in Erwägung zog, als ihr Verhalten gegen Maria entschieden werden mußte.

Daß dann die Erfahrungen der folgenden Jahre nicht geeignet waren, zu geringerer Vorsicht zu ermutigen, ist unbestreitbar. Fast unmittelbar nach dem Übertritt der Maria auf englischen Boden beginnen die Versuche, in Verbindung mit ihr ehrgeizige Pläne durchzuführen, Schottlands Krone und zugleich die Ansprüche auf Englands Thron zu gewinnen. Als Elisabeth dagegen einschreitet, erhebt der katholische Adel Nord-Englands die Waffen gegen sie selbst. Der spanische Gesandte in London unterhält Verbindungen mit den Aufständischen. Im Februar 1570 bannt Pius V. die Königin, erklärt sie des Reiches verlustig und entbindet die Untertanen vom Gehorsam. Mit päpstlicher Unterstützung erheben sich die Irländer; durch päpstliche und spanische Hilfe haben sie ihren Widerstand fast während der ganzen Regierung Elisabeths fortsetzen können. Die Verschwörungen richten sich bald gegen Elisabeths Person; unter Mitwissen und Mitwirkung nicht nur des spanischen Gesandten, sondern auch Philipps II. und Albas werden sie begonnen und gefördert. 1571 faßte das Parlament den Beschluß, es sei Hochverrat, wenn man die Königin als Ketzerin erkläre, ihr Anrecht auf den Thron leugne oder ein solches sonst irgend jemand zuschreibe.

Als Coligny in Frankreich Geltung besaß, konnte Elisabeth versuchen, durch ein französisches Bündnis entgegenzuwirken; aber dieser Faden ward mit der Bluthochzeit durchschnitten. Er hat später

nie mehr haltbar gesponnen werden können. Dafür suchte Elisabeth den Widerstand der Niederländer zu fördern. Die Nachstellungen gewannen einen immer gefährlicheren Charakter; die Mordpläne drängten sich geradezu. In Douai errichteten die Jesuiten ein Kolleg zur Erziehung englischer Jünglinge für die Propaganda, das dann nach Reims und von Gregor XIII. nach Rom verlegt und mit dem collegium Germanicum verbunden wurde. Bald waren Hunderte von Priestern in England tätig, den Aufruhr gegen die Königin zu predigen und das Land auszuspionieren. Auf dem Festlande ward verkündet, wie leicht das Land zu erobern sei; noch sei es zu zwei Dritteln katholisch, und (was tatsächlich auch der Fall war) feste Plätze besitze es nicht.

Mittelpunkt all dieser Bemühungen blieb fortdauernd die spanische Gesandtschaft. Wenn sie einen Erfolg nicht erzielten, so hatten Elisabeth und England das nicht zuletzt der Wachsamkeit und dem Scharfsinn des Staatssekretärs Walsingham zu verdanken, von dem man sagte, daß er in London höre, was man sich in Rom ins Ohr raune. Er handhabte ein Überwachungssystem, das dem päpstlich-jesuitischen nichts nachgab, und das bis an den spanischen König selbst hinanreichte. Der Masse ihres Volkes konnte Elisabeth sicher sein und ward es von Jahr zu Jahr mehr. 1585 trat die „Association" zusammen und verbreitete sich bald über das ganze Land; sie wollte jedem Versuche, etwas gegen die Königin zu unternehmen, entgegentreten und keine Ansprüche auf die Krone anerkennen, die durch ein Attentat auf die Königin in Kraft getreten seien. Das Parlament erklärte, daß jede Person, zu deren Gunsten ein Aufstand versucht oder ein Attentat gegen die Königin unternommen werde, alle Ansprüche auf die Krone verlieren solle.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Maria Stuart von dem, was für sie unternommen wurde, meistens unterrichtet war und es billigte. Sie hat selbst eingestanden, daß sie sich verschworen habe gegen Reich und Königin; nur daß sie Teil habe an den Anschlägen auf das Leben Elisabeths, hat sie stets geleugnet, hat auch verlangt, zur Association zugelassen zu werden. Sicher ist, daß sie

gleich beim Versuche des Herzogs von Norfolk, der zum Aufstande von 1569 führte, die Hand im Spiele hatte. Für ihr Verhalten war katholische Überzeugung nicht weniger bestimmend als dynastisches Selbstgefühl. Aber um so mehr ward sie zur Gefahr für das Land, dessen Glück und Ruhe sich je länger desto fester mit dem Geschick seiner Königin verknüpfte. So konnte es zu den Entschließungen kommen, die im Februar 1587 Marias Dasein ein Ziel setzten. Es geschah nicht, ohne daß die Kehrseiten von Elisabeths Charakter in grelle Beleuchtung traten. Daß ein Rechtsgrund für ein Todesurteil vorhanden war, kann niemand behaupten. Denn es stand Königin gegen Königin, und Maria durfte der Gewalt mit Gewalt begegnen. Es war ein Akt der Macht, den die Lage des Landes aber gebieterisch forderte. Marias Plan, ihren Sohn entführen zu lassen, damit Philipp II. ihn katholisch erziehe, ihr Entschluß, alle ihre Erbrechte an Philipp II. abzutreten, wenn der Sohn bei ihrem Tode noch nicht katholisch sei, zeigen deutlich, um was es sich handelte. Das Glockenläuten und die Freudenschüsse der Londoner hatten doch ihre Berechtigung. Von Maria Stuart aber kann man sagen wie von Christian II: „Ihre Vergehen hat sie schon auf Erden schwer gebüßt."

Ihr Tod entflammte die katholische Welt zu dem größten Unternehmen, das der Geist der Gegenreformation geboren hat. Die Beziehungen Englands zu Spanien hatten schon in den letzten Jahren mehr und mehr die Form offenen Krieges angenommen. Die Belästigungen spanischen Handels und spanischer Schiffahrt durch Engländer waren allmählich zu planmäßigen Beutezügen geworden. Die Einverleibung Portugals in Spanien (1580) hatte diesen Zügen ein neues Feld der Tätigkeit geöffnet. 1585 ward Leicester von Elisabeth nach den Niederlanden geschickt; im gleichen Jahre dehnte Drake seine Unternehmungen auf die spanisch-portugiesischen Küsten aus. Die englischen Schiffe in spanischen Häfen wurden mit Beschlag belegt. Nach Marias Hinrichtung versuchte sich Drake sogar an Cadiz, „versengte dem katholischen Könige den Bart". Unmöglich konnte Philipp II. sich fernerhin auf die Ver-

teidigung beschränken. Die „Armada“, die 1588 unter Segel ging, entsprach dem Umfange der Hilfsmittel, die dem Weltreiche zu Gebote standen. Auch fehlte päpstliche Unterstützung nicht; es war ein arger Anachronismus, aber doch nicht ohne Bedeutung, wenn Philipp II. England von Sixtus V. zu Lehen nahm.

Die Verschiebung der Machtverhältnisse, die sich vollzog, indem die Armada dem Gegner, der Ungunst der Witterung und den Schwierigkeiten der nordischen Meere erlag, machte sich in ganz Europa fühlbar. An der Kurie ward England jetzt anders eingeschätzt als bisher und demgemäß behandelt. Hätte man zwanzig Jahre früher die Milde anstatt der Gewalt versucht, es möchte kaum so weit gekommen, der schottischen Königin ein friedliches Ende beschieden gewesen sein. Jetzt war es zu spät. Es war gegangen wie in den Niederlanden; die Kleinen hatten gesiegt über die Großen, die Armen über die Reichen, der Wille eines Volkes über den eines Selbstherrschers.

Denn das war im August 1588 klar geworden, daß das englische Volk hinter Elisabeth stand. Sein nationaler Sinn hatte sich glänzend bewährt in schwerer Zeit; auch die Katholiken hatten sich um ihre Königin geschart. Ihr Ansehen, ihre Stellung war nicht mehr zu erschüttern. Die anderthalb Jahrzehnte, die ihr noch geschenkt waren, lassen das deutlich erkennen; sie stand fest nach innen und außen. Innerhalb eines Jahres nach den Kämpfen mit der Armada trat Heinrichs IV. Anspruch auf Frankreichs Thron in volle Kraft; einem Bündnisse stand nichts mehr im Wege. Auch die Verbindung mit den Niederlanden knüpfte sich fester. Von Niederländern unterstützt, nahmen die Engländer 1596 Cadiz ein, vernichteten eine spanische Flotte und plünderten die Stadt. Die Spanier waren damit nicht aus der See gebracht; aber von einer ernstlichen Bedrohung Englands konnte nicht mehr die Rede sein. Auch die volle Unterwerfung Irlands gelang noch in den letzten Jahren der Regierung Elisabeths (1601). Die Siebzigjährige konnte beruhigt über die Zukunft ihres Landes aus dem Leben scheiden. Sie hat es vortrefflich verstanden, zugleich die Stärke des

Königtums zu bewahren und das Parlament zufriedenzustellen. Die Kräfte, die in ihrem Volke lebendig waren, erkannte sie und schätzte sie richtig ein. Der Inhalt ihres Strebens war, sie zu voller Wirksamkeit zu bringen unter der Leitung der Krone. Zögernd in ihren Entschließungen, abgeneigt allen raschen Entscheidungen, wußte sie doch stets im rechten Augenblick das Rechte zu tun. Mit den Schwächen und Fehlern menschlicher Natur war sie reichlich ausgestattet. Was sie erreicht hat, wäre auch kaum möglich geworden ohne die Mitwirkung ungewöhnlich befähigter und ergebener Berater, die sie an sich zu fesseln verstand, von Männern wie Burghley, Walsingham, Gresham. Doch aber war sie es, die den Grund zur Größe des modernen, des protestantischen und meerbeherrschenden Englands legte.

Während Westen, Süden und Mitte des Erdteils in Kämpfe verwickelt wurden, die ohne die konfessionellen Gegensätze nicht denkbar sind, vollzogen sich im Norden und Nordosten Verschiebungen, die mit der Religionsfrage in keinem oder nur losem Zusammenhange standen, für den weiteren Gang der Dinge aber doch die größte Bedeutung gewannen. Man könnte sie als das Aufkommen einer baltischen Frage bezeichnen, ohne daß doch diese Wendung die Sache völlig deckte.

Die Unterwerfung der Republik von Nowgorod (1478) hatte die moskowitische Macht an den Finnischen Meerbusen gebracht; sie beherrschte seine Küste von der Narwa bis über die Newa. Der Zar selbst war jetzt Grenznachbar des livländischen Ordensstaates. Formell hat die dortige Landmeisterwürde die preußische Hochmeisterstellung einige dreißig Jahre überdauert; in Wirklichkeit hat sie nach dem Tode Walther von Plettenbergs (1535) kaum noch weiter bestanden. Es waren Zeiten völliger innerer Auflösung, die der Kampf um die neue Lehre nicht verursachte, an der er aber seinen Anteil hatte. Als Iwan IV. Wassiljewitsch, der nicht ohne Grund den Beinamen des Grausamen führt, den Tataren-

reichen von Kasan und Astrachan ein Ende gemacht hatte, suchte er 1558 unter entsetzlichen Verheerungen das Ordensland heim, Fuß zu fassen an der offenen Ostsee. Es war die Losung zum Kampf um die baltischen Provinzen, um das Küstenland von Nimmersatt bis Narwa, zu einem Kampfe, in dem der rechtliche Besitzer, das Deutsche Reich, von vornherein ausschied. Für den Kaiser und die habsburgischen Interessen waren diese Lande zu entlegen, als daß etwas anderes für sie hätte aufgewendet werden mögen als Worte, Tinte und Papier; Fürsten und Städte aber waren zu schwach, zu uneinig oder zu kurzsichtig, um festzuhalten, was einst von Deutschen der abendländischen Kultur gewonnen worden war. So wurden Livland, Estland und Kurland ein Zankapfel der Russen und Polen, Dänen und Schweden.

Polen, das schon die Weichsel besaß, suchte auch die Düna zu erlangen. Dänemark erinnerte sich seines alten Besitzes von Estland, das ihm einst Waldemar der Sieger erobert hatte; sein König Friedrich II. sah im Bistum Oesel eine erwünschte Abfindung für den jüngeren Bruder Magnus. Schweden begehrte zu Finland auch die gegenüberliegende Küste, um den Handel mit seinen alten Feinden, den Russen, besser überwachen oder selbst in die Hand nehmen zu können. So besetzte jede der vier Mächte den nächstgelegenen Teil des Landes. Dadurch aber gerieten Polen und Schweden, die Bollwerke gegen russische Ausdehnung nach Westen, in eine Feindschaft, für die frühere Zeiten kein Beispiel aufzuweisen haben, und die überlieferte Gegnerschaft zwischen Schweden und Dänemark gewann eine Schärfe, die sie auf Jahrhunderte zu einer unversöhnlichen gemacht hat. So ward die Auflösung des Ordensstaates Ausgangspunkt einer Neugestaltung des europäischen Nordostens. Die entscheidende Wendung fiel zusammen mit dem Thronwechsel in den beiden skandinavischen Reichen.

Man könnte Erich XIV. von Schweden ein Zerrbild seines großen Vaters, des Begründers des Wasa-Regiments, nennen. Selbstbewußtsein und Stolz arteten in ihm zu törichter Hochfahren-

heit und hohler Selbstüberhebung aus, Klugheit und Verstellungskunst zu grober Verlogenheit, unermüdlicher Pflichteifer zu krankhafter, verwirrender Geschäftigkeit. Er hat im Wahnsinn geendet, und die Züge des Leidens sind früh hervorgetreten. Doch aber besaß er den eisernen, unbeugsamen Willen seines Vorgängers und seinen politischen Ehrgeiz. Daß Schweden in Europa völlig hinter Dänemark zurückstand, ertrug er noch schwerer als der Vater. Und es gab keine Wahl; Schweden mußte in dieser Rolle verharren oder sich durch Krieg mit Dänemark eine andere schaffen.

Ein Blick auf die Landkarte lehrt, daß Schweden damals von Dänemark nach Westen und Süden völlig umschlossen und von Europa abgesondert war. Norwegen reichte herab bis zum nördlichen Mündungsarm der Göta-Elf, der Besitz Dänemarks jenseit des Sundes hinauf bis zum südlichen. Schweden stand mit den Nordseegewässern nur durch den Strom selbst und die zwischen seinen Ausflüssen liegende Insel Hising in Verbindung. Wo heute die Meraker-Bahn dem südlichsten Nordschweden eine ständige Verbindung mit der stets eisfreien Drontheimer Bucht sichert, reichte bis zum Frieden von Brömsebro Norwegen durch seine Provinzen Jemtland und Herjedalen bis fast zum Bottnischen Busen hinab. Gotland war seit 1361 in dänischen Händen und die Insel Oesel nebst benachbarten estnischen und livländischen Plätzen jetzt eben von den Dänen in Besitz genommen. Schweden konnte tatsächlich mit dem übrigen Europa nicht in Verbindung treten, ohne dänische Lande oder dänische Gewässer zu passieren.

Die neue Rivalität in Estland mußte die schwedische Empfindlichkeit besonders reizen. Dazu kam der läppische (es findet sich in der Tat kein anderer die Sache treffender Ausdruck) Dreikronenstreit um die Wappen beider Reiche. Einem Könige von Schweden gegenüber nachzugeben hätte ein dänischer Herrscher wohl als eine besondere Erniedrigung empfunden; man fühlte sich als die überlegene Macht und nährte Hoffnungen, Schweden in die alte Stellung zurückdrängen zu können. So bedurfte es geringer Anlässe, um beiderseitige Eifersucht und gegenseitiges Mißtrauen zu offenem

Kriege aufflammen zu lassen. Man könnte sagen, es sei genau umgekehrt gegangen wie in den englisch-spanischen Beziehungen.

1563 entbrannte der nordische siebenjährige Krieg. In Europa herrschte während der vier ersten Jahre seines Verlaufs fast vollkommene Ruhe. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die Streitenden auszusöhnen. Katholische und protestantische Fürsten haben dabei zusammengewirkt. Aber ihre Bemühungen scheiterten an dem grimmen Hasse der Könige, der sich ihren Völkern mitteilte. Gegensätzliche konfessionelle Interessen standen dabei nicht in Frage, da beide Mächte im reinen Luthertum wetteiferten. Wohl aber bedeutete der Kampf eine Schwächung des Protestantismus; er legte den Norden lahm, wie Granvella wohlgefällig Philipp II. bedeutete. Er hat auch nicht sofort geendet, als Erich XIV. sich im September 1568 geisteskrank seinen aufständischen Untertanen und seinen Brüdern ergeben mußte und nun Johann III., Gustaf Wasas zweiter Sohn, an seine Stelle trat.

Erst Ende 1570 ward im Stettiner Frieden eine Einigung erzielt, die Geldzahlungen Schwedens festsetzte, sonst aber alles beim alten ließ. Des vermittelnden Kaisers Rechte auf Livland gelangten noch einmal zu theoretischer Geltung, ohne doch praktische Bedeutung zu gewinnen. Die Stimmung der beiden Mächte gegeneinander blieb aber gereizter, als sie je unter Gustaf Wasa und seinen dänischen Zeitgenossen gewesen war. Dänemark hatte den Gegner nicht niederzwingen können, Schweden aber Fortschritte auf dem Wege nach Europa nicht gemacht. Bei der Deckung seines finnischen, der Erweiterung seines estländisch-livländischen Besitzes gegen die Russen empfand es die Nachbarschaft der Dänen in diesen Gebieten als eine Behinderung.

Auch in die östlichen Länder abendländischer Kultur und abendländischen Glaubens hat die Reformation Eingang gefunden. Es war nicht anders zu erwarten, da sie vom Mittelalter her so stark durchsetzt waren mit deutschen Elementen. Was in Polen und Ungarn zu diesen gehörte, hat sich im 16. Jahrhundert wohl nahezu

vollständig der neuen Lehre angeschlossen. Es waren die Hauptträger des geistigen Lebens, und so konnte es nicht fehlen, daß auch weite Kreise der nationalen Bevölkerung, und naturgemäß besonders die besseren, sich der gleichen Richtung zuwandten.

In Ungarn ist ihnen ein glücklicheres Los gefallen als in Polen. Der größere Teil des Landes geriet unter die Herrschaft der Türken, die sich um die religiösen Differenzen ihrer Untertanen nicht kümmerten. So weit die Habsburger ihre Macht behaupten konnten, waren die Evangelischen im 16. Jahrhundert schwereren Bedrückungen auch nicht ausgesetzt; auch später hat die Sonderstellung Ungarns solchen Bestrebungen stets eine Schranke gesetzt. So haben sich eine reformierte magyarische Bevölkerung und das Augsburger Bekenntnis der Siebenbürger Sachsen behaupten können bis auf den heutigen Tag.

Anders in Polen. Die Jesuiten haben dieses Land unter Sigismund II. August (1548—72) und unter Stephan Bathory (1575—86) zu einem Hauptschauplatz ihrer Tätigkeit gemacht, leidenschaftlich unterstützt und gefördert von dem Krakauer Stanislaus Hosius, Bischof von Ermeland, der Colignys, „des giftigsten Menschen", Tod bejubelte, und dem Ketzerhaß die echte, wahre Menschenliebe war. Der Widerstand der evangelischen Bürgerschaften und Adligen ward gebrochen. Mit der Reformation ist aber auch ihr Hauptträger, das Deutschtum, unterdrückt worden, und damit das bürgerliche Element. Denn das Städtewesen der östlichen Lande ist deutschen Ursprungs und war damals ohne die Deutschen nicht lebensfähig. Israeliten sind an ihre Stelle getreten. Es war eine verhängnisvolle Wendung für Polens weitere Entwickelung. Und gleich verhängnisvoll wurde, daß mit dem Aussterben der Jagellonen (1572) Polen sich zu einem reinen Wahlreich umwandelte. Während überall in Europa die erblichen Dynastien sich festsetzten, ging Polen den entgegengesetzten Weg, auf dem das deutsche Nachbarreich schon dem völligen Zerfall nahe gekommen war.

Mit der katholischen Restauration hängt aber noch eine andere Wendung zusammen, die nicht nur für Polen, sondern für Europa bedeutungsvoll geworden ist.

Während des nordischen siebenjährigen Krieges war Polen ein Verbündeter Dänemarks, hat seine militärischen Anstrengungen aber in sehr engen Grenzen gehalten. Sein Hauptgegner war doch Rußland, und gegen dieses hatte Polen mit Schweden ein gemeinsames Interesse. Dazu war Katharina, die Schwester des polnischen Königs Sigismund II. August, seit 1562 mit Erichs Bruder, Herzog Johann von Finland, vermählt, dem Gustaf Wasa nach überliefertem schwedischen Brauch diese Grenzprovinz zur Sonderregierung überwiesen hatte. Der Gedanke eines Ausgleichs der beiderseitigen livländischen Ansprüche hat bei dieser Verbindung eine Rolle gespielt. Hatte sie auch zunächst zur Folge, daß Johann mit seiner Gemahlin bald nach Ausbruch des Krieges von Erich gefangen gesetzt und über vier Jahre in Gewahrsam gehalten wurde, so trat doch die beabsichtigte Wirkung ein, als Johann selbst zu Schwedens Krone gelangte.

Durch seine Gemahlin war er dem Katholizismus nahe gebracht worden. Er gehörte zu den Naturen, die zur Vermittelung neigten, eigene feste religiöse Überzeugungen nicht besaßen. Vielleicht war ihm der Wunsch nicht fremd, sein Volk zum alten Glauben zurückzuführen und selbst zu diesem zurückzukehren. So konnte er zulassen, daß sein 1566 geborener Sohn Sigismund, der den in Schwedens Königsfamilie ungewöhnlichen Namen nach seinem polnischen Oheim führte, im strengsten Katholizismus erzogen wurde. Nach Stefan Bathorys Tode wählte die eifrig katholische Partei diesen Sigismund zum Könige; die Versöhnlichen stellten ihm den Erzherzog Maximilian entgegen, Kaiser Maximilians dritten Sohn. Eine habsburgische Kandidatur hatte schon nach dem Ableben Sigismund Augusts der des Herzogs von Anjou gegenübergestanden. Sie hatte auch diesmal keinen Erfolg; Maximilian ward im Januar 1588 bei Pitschen in Oberschlesien vom Reichskanzler Johann Zamoiski geschlagen und gefangen genommen. Unter

Sigismund III. ist die katholische Restauration in Polen zur vollen Durchführung gelangt. Eben dieser König war aber Schwedens Thronfolger.

In Schweden dachte man nicht daran, sich der drohenden Rekatholisierung zu fügen. Schon Johanns III. fremde katholische Umgebung, in der die Jesuiten nicht fehlten, hatte Anstoß und Unwillen erregt. Der erste Reichstag, der nach seinem Tode zusammentrat, faßte im März 1593, noch ehe der neue Herrscher ins Land gekommen war, den Beschluß, daß die lutherische Konfession in Schweden die herrschende bleiben solle. Bei der Krönung (Februar 1594) mußte Sigismund versprechen, das Reich bei seiner Religion zu erhalten. Da man aber nur zu viel Grund hatte, die Aufrichtigkeit dieser Zusage zu bezweifeln, so ging man weiter. Als der König das Land wieder verlassen hatte, beschloß der im Oktober 1595 versammelte Reichstag, daß katholische Priester und überhaupt katholische Religionsübung nicht geduldet werden sollten. Es war besonders Gustaf Wasas dritter Sohn, Herzog Karl von Södermanland, der den Widerstand des Landes leitete. Da es doch auch Schweden gab, die, ohne Anhänger der katholischen Kirche zu sein, eine Regierung gegen den ausgesprochenen Willen des Königs nicht wünschten, unter dem hohen Adel auch solche, die ein loseres Regiment vom Auslande her nicht ungern sahen, so faßte Sigismund den Entschluß, mit Waffengewalt seine Herrschaft zur Geltung zu bringen.

Bei Stångebro, unweit Linköping, unterlag er am 25. September 1598 seinem Oheim vollständig, und da er den jetzt abgeschlossenen Vertrag alsbald widerrief und aus dem Reiche entwich, ward er im Juli 1599 von den Ständen abgesetzt. Karl IX. trat an seine Stelle. Zwischen Polen und Schweden entbrannte der offene Krieg. Zu den livländischen Grenzfragen trat der Gegensatz der Religion und der Dynastie, eine entscheidende Wendung, die ihre Bedeutung für die europäische Staatengruppierung länger als ein Jahrhundert behaupten sollte.

Überblickt man die Zeit der Gegenreformation, so heben sich ihre Ergebnisse deutlich ab. Der Gegensatz der Konfessionen ist unleugbar verschärft; der Grundsatz cujus regio, ejus religio ist ziemlich in ganz Europa in Übung und, soweit das Bemühen nicht fruchtlos geblieben, zur Durchführung gebracht. Die Niederlande haben sich in ein ganz überwiegend protestantisches und ein noch schärfer katholisches Staatswesen gespalten. In den kleve-jülich-bergischen Landen hat die Frage wegen der Schwäche der regierenden Persönlichkeiten keine klare Lösung gefunden; sonst gibt es starke evangelische Minoritäten nur noch in Frankreich und in den Herrschaftsgebieten der deutschen Habsburger, starke katholische überhaupt nicht, wenn man nicht den Irländern unter Englands Herrschaft diese Stellung zuweisen will. Es hat dieser Unterschied aber nicht seinen Grund in einer entschiedeneren Durchführung der Konfessionseinheit in den evangelischen Gebieten; im Gegenteil haben die katholischen Regierungen in dieser Tätigkeit sich zweifellos weitaus eifriger und leistungsfähiger erwiesen. Der Unterschied lag begründet in der Art der beiden Bekenntnisse. Das evangelische barg in sich eine Anziehungskraft, die dem katholischen fehlte. Es hatte sich als freie Lehre in breitem Strome in alle Länder diesseit der Alpen und Pyrenäen ergossen, während die Wiederaufrichtung des Katholizismus ohne Zwang nirgends in größerem Umfange hat geschehen können. Bekenntnisfreiheit in unserem Sinne hat keine der beiden Konfessionen gewährt; völlig ohne Gewalt ist es nirgends abgegangen. Die Maßnahmen, die zur Durchführung des Einheitsprinzips getroffen wurden, tragen aber in den katholischen Gebieten nach Inhalt, Umfang und Form einen härteren und schärferen Charakter als in den protestantischen; darüber kann für den ruhigen Beurteiler kein Zweifel bestehen.

Wenn so das Zusammenleben beider Konfessionen in einem Staatswesen zu den Ausnahmen gehörte, so blieb doch, und das verdient immer wieder betont zu werden, das friedliche Nebeneinanderbestehen der verschiedenen, durch die Konfession getrennten

Staaten durchaus die Regel. Es sind beiderseits Richtungen aufgetaucht, die eine rein konfessionelle Teilung der europäischen Staatenwelt anstrebten, am kräftigsten und schärfsten wieder in der katholischen Welt. Denn was vom Luthertum in dieser Beziehung versucht worden ist, kam über Gedanken und Wünsche einzelner nicht hinaus, und auch was der Calvinismus in die Hand nahm, ist zusammenhanglos geblieben und stark durchsetzt mit Zwecken rein politischer Natur. Der Jesuitenorden aber hat, soweit er in die große Politik einzugreifen versuchte, ausschließlich dieses Ziel ins Auge gefaßt und es in allen Ländern der abendländischen Christenheit verfolgt. Ihm schwebte in der Tat ein allgemeiner Krieg und Kreuzzug der Gläubigen gegen die Ketzer vor. Aber seine Wünsche sind niemals Wirklichkeit geworden, niemals ihr auch nur nahe gekommen. Selbst Spanien, selbst die Kurie hat man nicht unentwegt in dieser Richtung festhalten können. So ist und bleibt es wahr, daß nach dem Schmalkaldischen Kriege, der, wie bemerkt, ja auch keineswegs einfach als ein Religionskrieg bezeichnet werden kann, nie ein evangelisches Staatswesen des Bekenntnisses wegen mit Krieg überzogen worden ist. Den Kampf Spaniens gegen die Niederlande kann man nicht als Gegenbeweis anführen. Er spielt sich durchaus ab in den Grenzen der Territorialität; es handelt sich um einen Herrscher, der sich für verpflichtet hält, seinen Untertanen seinen Glauben aufzuzwingen. Es ist genau das gleiche, was sich in den deutschen Territorien abspielt. Der Angriff auf England im Jahre 1588 hatte neben den politischen auch religiöse Beweggründe, aber zweifellos waren jene überwiegend. Daß zu den Glaubenskämpfen der Landesherren mit ihren Untertanen nicht selten fremde Hilfe herangezogen ward, lag zum Teil im militärischen Werbesystem der Zeit und kann eine andere Einschätzung der Hergänge nicht begründen. Es ist nicht anders, der Konfessionalismus hat auch in dieser Zeit seiner größten Bedeutung wohl staatsrechtlich, nicht aber völkerrechtlich eine durchschlagende Bedeutung gewonnen. Daß er die politische Gruppierung der europäischen Staatenwelt mannigfach beeinflußt hat, soll nicht in Abrede gestellt werden und ist durch die

vorangegangene Darstellung genügend belegt. Die weltlichen Beweggründe bleiben aber durchaus ausschlaggebend.

Dem Gedanken einer konfessionellen Sonderung der europäischen Staatenwelt stand vor allem die Tatsache im Wege, daß die beiden größten katholischen Mächte und zwei der bedeutendsten protestantischen durch weltliche Interessen so unversöhnlich geschieden waren, als gäbe es keine Religionsfrage. In ungeschwächter Stärke bestand der Gegensatz der Häuser Habsburg und Valois, jetzt Bourbon, der sich zu Anfang des Jahrhunderts gebildet hatte, am Ende desselben fort. Die Monarchie Karls V. war zwar zerfallen, aber der unter Spaniens Leitung gebliebene Teil umklammerte mit den politischen Trabanten, die diese Sonne an sich fesselte, Frankreich genau so wie beim Regierungsantritt dieses Herrschers, an den Pyrenäen und in wenig durchbrochener Linie von Nizza bis Dünkirchen. Während der inneren Kämpfe, die Frankreich zerwühlt hatten, war der Gegensatz der beiden Mächte zeitweise verschleiert worden, aber doch nur, um Spanien einen Einfluß auf französische Angelegenheiten zu verschaffen, der dauernd nicht geduldet werden konnte. Er trat in voller Schärfe wieder hervor, als Frankreich sich um Heinrich IV. neu geeinigt hatte. Gerade der Sieg des Katholizismus, der in Heinrichs Übertritt zweifellos lag, brachte Frankreich wieder auf den Plan gegen die bestkatholische Macht Europas.

Und nicht anders geschah es im Norden. Die endgültige Trennung Schwedens von Dänemark wäre geeignet gewesen, die Beziehungen beider Länder wieder zurückzuleiten in die friedlichen Bahnen, in denen sie sich vor ihrer Verbindung ganz überwiegend bewegt hatten. Beide Länder schlossen sich dem reinen Luthertum an. Von kirchlich-religiösen Differenzen ist schlechterdings nichts zu entdecken. Trotzdem standen sie sich am Schlusse des Jahrhunderts in Fechterstellung gegenüber wie nur je.

Eine gewisse Verschiebung war allerdings in der deutschen Welt eingetreten. Die katholisch gebliebenen geistlichen Fürstentümer konnten kaum anders, als sich um den Kaiser scharen, und Baiern wuchs

als dem einzigen ansehnlicheren weltlichen Reichsstand katholischen Bekenntnisses eine erhöhte Bedeutung und eine natürliche Führerolle zu. Das hatte seinen Grund in dem Deutschland eigentümlichen weltlichen Besitzstand der Kirche. Auch ergab sich aus dem Gegensatz zwischen Calvinismus und Luthertum eine Absonderung der Pfalz, die frühere Zeiten nicht gekannt hatten. Aber diese Änderungen haben auf die gesamteuropäischen Verhältnisse nicht allzuviel Einfluß geübt. Denn die große Masse der lutherischen Stände beharrte in den alten Bahnen. Als Frankreichs Machtlosigkeit nach außen ihr Ende erreicht hatte, schlossen sich die einzelnen, je nach ihren politischen Interessen, mehr dem Kaiser und Spanien oder dem westlichen Nachbarn des Reiches an. Auch Baiern und die geistlichen Fürstentümer haben sich, wie in früherer Zeit, von dem Schwanken zwischen diesen beiden Polen nicht ganz freihalten können. Daß auch die beiden skandinavischen Staaten in diese Kreise hineingezogen wurden, sobald Schweden neben Dänemark auf die europäische Schaubühne trat, versteht sich von selbst. Italien beharrte in seiner Stellung einer Domäne Spaniens.

So kann von einer tiefgreifenden Umgestaltung des europäischen Staatensystems durch Reformation und Gegenreformation nicht die Rede sein. Nicht ein einziger europäischer Staat hat durch diese Bewegungen seine Existenz eingebüßt. Die Umwandlung des Ordenslandes Preußen in ein weltliches Herzogtum blieb für dieses Jahrhundert bedeutungslos, und an der Säkularisation der Bistümer Utrecht und Cambrai, sowie am Untergang der Ditmarscher Bauernfreiheit sind weder Reformation noch Gegenreformation beteiligt. So schwer manche Staaten die Erschütterungen der religiösen Kämpfe empfanden, nirgends haben diese ihren äußeren Bestand ernstlich in Frage stellen und nur vorübergehend ihrer äußeren Politik Aufgaben zuweisen können, die nicht ihren politischen Zwecken entsprochen oder gar deren Erreichung gehindert hätten. Durchweg erwiesen sich in den Beziehungen der Völker zueinander die politischen Antriebe als die stärkeren gegenüber den religiösen.

Die religiöse Bewegung hat nirgends einen bestehenden Staat

zerstört, wohl aber hat sie einen neuen ins Leben gerufen. Daß die niederländische Republik ihr die Entstehung verdankt, kann nicht bestritten werden. Auch hat der gleichzeitige Sieg des Reformgedankens in England und Schottland die Versöhnung und Verbindung dieser beiden alten Widersacher vorbereitet und erleichtert und dadurch auf der britischen Insel eine ganz veränderte Lage geschaffen. Aber die so begründeten oder umgeformten Staaten haben nun keineswegs konfessionelle an Stelle der bisherigen Interessenpolitik getrieben. Das protestantische England ward antispanisch, nicht nur weil es sein Bekenntnis von dorther bedroht sah, sondern auch und mehr noch, weil seine maritime und merkantile Entwickelung auf Hemmnisse stieß, die nur durch Bekämpfung Spaniens weggeräumt werden konnten. Seine Politik ist niemals eine einfach protestantische geworden. Und ebensowenig ist das mit der niederländischen der Fall gewesen. Von besonderer Bedeutung wurde aber, daß in diesen beiden Völkern, die vor allen berufen waren, Europa auf dem Weltmeere über die spanisch-portugiesischen Erfolge hinauszuführen, die Reformation Kräfte entfesselte, die ohne sie schwerlich zur vollen Entfaltung gelangt wären.

Aus dem Mittelalter ist die christlich-abendländische Welt mit einer gewissen Einheitlichkeit ihres Völker- und Staatenlebens hervorgegangen, noch mehr aber mit einer Einheitlichkeit ihrer Gesamtkultur und ihres Geisteslebens. Die religiöse Spaltung hat jene Einheit wohl beeinflussen, nicht aber brechen können; sie hat das auch nicht auf diesem Gebiete vermocht, trotzdem sie selbst vor allem eine geistige Bewegung war. Auch kulturell ist das abendländische Europa im 16. Jahrhundert trotz allem eine Einheit geblieben, scharf gesondert von der übrigen Welt.

Das zeigt sich zunächst und vor allem im Verhältnis zur klassischen Kultur und Literatur, aus deren Schätzen Renaissance und Humanismus im 14. und 15. Jahrhundert angefangen hatten, die mittelalterliche Bildung zu bereichern. Das Zeitalter der Reformation und Gegenreformation ist es gewesen, das die klassischen

Autoren zum vollen Siege im Schul- und Bildungswesen des Abendlandes geführt hat, und zwar in beiden Lagern. Was der Protestantismus, der neben Luther, Zwingli und Calvin im praeceptor Germaniae seinen glänzendsten Vertreter fand, in dieser Richtung geleistet hat, ist bekannt genug; aber auch der Jesuitenorden hat an der klassischen Grundlage aller Schulung festgehalten und in der Vervollkommnung des altsprachlichen Unterrichts in seiner Weise ein Verdienst gesucht. Gründliche philologische Bildung ist heimisch geworden auf beiden Seiten, und ein Vorstoß, wie er einst in den Briefen der Dunkelmänner mit Erfolg geführt worden war, wäre jetzt ein Stoß in die Luft gewesen.

Mit Recht wird das Jahrhundert wegen seiner großen Fortschritte in naturwissenschaftlicher Erkenntnis gerühmt, vor allem in der Astronomie. Kopernikus und Galilei waren aber Katholiken, Tyge Brahe und Kepler Protestanten. Kopernikus hat sein weltbewegendes Werk de revolutionibus Paul III. gewidmet, Galilei eine das kopernikanische System verteidigende Schrift Urban VIII. Der Papst, der die Gegenreformation „in den Sattel setzte“, war der Urheber der Kalenderreform. Allerdings ist die Lehre des Kopernikus verboten worden, und Galilei hat widerrufen müssen, aber Tyge Brahe hat sich veranlaßt gesehen, sein lutherisches Vaterland mit Prag zu vertauschen, und Kepler fand sich durch Glaubensdifferenzen bewogen, aus Württemberg nach Steiermark überzusiedeln; beide haben ihre Hauptarbeiten in katholischen Ländern und unterstützt von katholischen Herrschern ausgeführt. Als Ferdinands Zelotismus Kepler vertrieb und arm machte, fand er bei Kaiser Rudolf II. Zuflucht und Hilfe. Karl V. legte 1556 der theologischen Fakultät von Salamanca die Frage vor, ob katholischen Christen erlaubt werden dürfe, menschliche Leichname zu zergliedern; die Antwort lautete bejahend. Sie ist in protestantischen Ländern auch anders ausgefallen. Die Frage ward vom Kaiser gestellt, weil ihm die Tätigkeit seines Leibarztes Vesal, des Begründers der wissenschaftlichen Anatomie, religiöse Bedenken erregte. Neben diesen guten Katholiken kann man als Naturforscher den Zürcher Refor-

mierten Geßner mit seinen grundlegenden Arbeiten in der Botanik und Zoologie nennen. Italien, das einen Leonardo da Vinci hervorgebracht hatte, blieb während dieser ganzen Zeit die fruchtbarste Heimstätte für physikalische Studien. Von seinen Universitäten blieb besonders das unter Venedigs Schutz fortblühende Padua noch lange eine Schule für die Besten und Vornehmsten Europas. Vesal, ein geborener Brabanter, und Galilei haben hier gelehrt; Harvey empfing hier die Anregung zur Entdeckung des menschlichen Blutumlaufs.

Bezeichnend ist, daß die Dichtung der Zeit oft so wenig Berührung mit den religiösen Streitfragen aufweist. Ihren größten Vertreter, Shakespeare, lassen seine Schöpfungen weder als Protestanten noch als Katholiken erkennen; es ist überhaupt nicht mit voller Bestimmtheit zu sagen, ob er das eine oder das andere war. Des Cervantes Don Quixote entbehrt jeder konfessionellen Tendenz. Und diese Namen der Weltliteratur gehören zwei im Bekenntnis scharf geschiedenen Völkern an. Selbstverständlich hat es auch in der schönen Literatur an kirchlicher Polemik nicht gefehlt; aber selbst bei so streitbaren Leuten wie Fischart und Rabelais überwiegt sie keineswegs. Dagegen zeigen diese beiden Geisteshelden der Zeit einen Zug, der für ihre Zeit bezeichnend ist, das eitle, für unseren in dieser Richtung gesunderen Geschmack geradezu alberne Prunken mit enzyklopädischem, meist an den Haaren herbeigezogenem Einzelwissen. Es tritt vor allem bei Rabelais und Fischart, aber auch bei Camões, Spenser und gelegentlich selbst bei Shakespeare und Cervantes hervor, fast unerträglich für jeden, der es nicht fertig bringt, allein in Formenschönheit und Wortklang zu schwelgen. Es ist die naive Freude an der unendlichen Fülle des neuen Wissens, das der geistig so überaus tätigen und reichen Zeit von allen Seiten zuströmte.

Die Geschichtschreibung nach klassischen Mustern suchte und fand reiche Stoffe in den Hergängen der Zeit. Mit Guicciardini, Sleidan, Davila, Sarpi, de Thou, Buchanan und Hvitfeldt kommen beide Konfessionen zu Wort. Daß die Kunst der Renaissance interkonfessio-

nell war, ist allbekannt; ihre Differenzierung ist national. Auch auf den Abwegen und in den Ausschreitungen und Verirrungen menschlichen Geisteslebens begegneten sich beide Richtungen. Astrologie und Alchimie haben beiderseits Adepten gefunden, und in Hexenverfolgungen und wüstestem Aberglauben haben die Kirchen miteinander gewetteifert. Es ist müßig, zu streiten, welche den Preis errang. Noch zahlreiche Belege, bis hinab zu den Äußerlichkeiten der Mode und des Geschmacks, ließen sich anführen, darzutun, daß europäisches Geistesleben in seiner Gesamtheit im 16. Jahrhundert die Einheitlichkeit bewahrte, die ihm das Mittelalter aufgeprägt hatte. Die Fortschritte, deren es sich rühmen darf, sind ein Gesamtwerk europäischer Kultur.

Doch aber ist nicht zu verkennen, daß sich eine Scheidung anbahnte. Auf die Dauer können religiöse Überzeugungen, die ganze Völker ergreifen, nicht ohne bestimmenden Einfluß auf ihr Geistesleben bleiben. Das Tridentiner Konzil legte die ins Wanken geratene mittelalterliche Weltanschauung wieder fest, richtete die kirchliche Lehre wieder auf als Richtschnur, Maßstab und Schranke alles Wissens und Denkens. Der Geist, der im Jesuitenorden lebendig war, gewann seitdem an Raum in der katholischen Wissenschaft, suchte sie zurückzubannen in die Scholastik. Es konnte auch nicht bedeutungslos bleiben, daß die Hebung des Unterrichts nicht um ihrer selbst willen erstrebt wurde, sondern vor allem Kampfzwecken dienen sollte. Hier lag eine Quelle der Überlegenheit für die protestantischen Länder, die je länger, desto stärker fließen mußte. Die Folgezeit hat das deutlich zur Erscheinung gebracht. Wie die Dinge aber zunächst noch ineinander griffen, dafür möge als Beleg hier nur in Erinnerung gebracht werden, daß der Begründer der modernen Philosophie, Descartes, seine erste Bildung den Jesuiten verdankte.

Siebentes Kapitel.

Europa und die Außenwelt.

Wie stellte sich nun diese trotz aller inneren Spaltungen geschlossene abendländische Kulturwelt zur übrigen Menschheit? Das ist die Frage, deren Beantwortung allein diese Hergänge in weltgeschichtliches Licht rücken kann.

Zunächst muß hervorgehoben werden, daß von irgend welcher geistigen Beeinflussung von außen her, wie das Mittelalter sie von den Arabern und in den Kreuzzügen erfahren hatte, für das 16. Jahrhundert nicht die Rede sein kann. Es ist darauf hingewiesen worden, daß um diese Zeit in weiterer Ausbildung der schiitischen Sonderstellung in Persien die nationale, von den Mongolen befreiende Herrschaft der Safis aufgerichtet wurde, daß Ostindien das Reich des Großmoguls erstehen sah und im Süden sich wahrscheinlich eine nicht unerhebliche Machterweiterung des Islam vollzog. Bei all diesen Bewegungen läßt sich irgend welcher Zusammenhang mit den europäischen Hergängen nicht nachweisen. Auch liegt die Sache nicht anders in betreff der türkischen Welt, die sich im 16. Jahrhundert zu glänzender Machtstellung erhob und dem abendländischen Süden und Osten schwere Aufgaben stellte. Die Türken waren keine Araber; Lehrer Europas konnten sie in keiner Form werden. Ob die Erweiterung mohammedanischen Machtbereichs in irgend welchem Zusammenhange stand mit den religiösen Bewegungen des Abendlandes, ob sie überhaupt religiösen Beweggründen entsprang oder nur politische Aktionen darstellt, wird kaum zu sicherer Entscheidung gebracht werden können. Wir sehen nur das zeitliche Zusammentreffen.

Das glänzende Emporsteigen spanischer Macht in den Tagen Ferdinands und Isabellas ist auch diesseit des Ozeans über die abendländisch-christliche Welt hinaus von Bedeutung geworden. Es lag in der Richtung des spanischen Geistes, daß man nicht innehielt bei der Vernichtung des maurischen Staates auf dem Boden der Halbinsel. Es war aber auch ein Gebot der Staatskunst, hinüberzugreifen nach Afrika, besonders seitdem Unter-Italien spanisch geworden war. Man konnte hüben nicht friedlich leben, wenn man das Drüben nicht unter Aufsicht nahm. Bis zur französischen Eroberung Algiers hin hat nie eine christliche Macht an den Küsten der Barbareskenstaaten Erfolge erzielt wie die der Spanier in den Kriegszügen der Jahre 1505—1510, die zum Teil unter persönlicher Mitwirkung und Führung des Ximenes unternommen wurden. Man gewann Tripolis, und von dort bis zur Straße von Gibraltar kam eine ganze Reihe von Küstenplätzen, darunter Oran und Bugia, in spanischen Besitz. Die Herrschaft zur See schien gesichert und der Türke vom westlichen Becken des Mittelmeeres ausgeschlossen. Die Hoffnungen gingen hoch; 1511 sollten für die Eroberung des Heiligen Grabes eine halbe Million Pfund verwendet werden. Der Erfolg war aber nur von kurzer Dauer.

Der Mongolensturm hat die Macht der osmanischen Türken nur vorübergehend erschüttert. Sie haben bald wieder bei Varna und zum zweiten Male auf dem Amselfelde siegen und Konstantinopel erobern können, haben noch unter Mohammed II., dem Bezwinger der griechischen Kaiserstadt, fast die ganze Balkanhalbinsel gewonnen, die Donau überschritten und den Tatarenchan der Krim unterworfen. Sein Nachfolger, Bajazet II., hat das Reich nicht wesentlich erweitert. Aber als dessen Sohn Selim I. 1512 zur Regierung kam, gewannen die Eroberungstendenzen — unentbehrlich für orientalische Reiche, wenn sie bestehen sollen — wieder die ursprüngliche Kraft. Sie wandten sich unter ihm besonders gegen die orientalisch-mohammedanische Welt. Er brach 1517 die Herrschaft der Mameluken in Ägypten, eignete sich den Titel des Chalifen an und stellte Mekka

und Medina unter seine Schutzherrschaft. Die Türken wurden eine Macht des Indischen Ozeans, mit der die Portugiesen zu rechnen hatten. Armenien, Syrien, Mesopotamien, Palästina hat Selim dauernd gewonnen. Er hat auch den Fortschritten der Spanier in Nordafrika ein Ziel gesetzt. In seinem Auftrage erschien 1515 der Lesbier Horuk Barbarossa in Algier, bekämpfte die Spanier und begann den kleinen almohadischen Dynastien ein Ende zu machen. Zwei spanische Versuche auf Algier, im letzten Regierungsjahre Ferdinands (1516) und bald nach Karls Ankunft im Lande (1518), scheiterten vollständig. Als Selim I. 1520 starb, stand vom Schwarzen Meer bis zur Straße von Gibraltar die mohammedanisch-türkische Welt in geschlossener, von ihm begründeter Einheit der zersplitterten christlichen gegenüber.

Sein Sohn Soliman II. war der Mann, diese Machtfülle zur vollen Geltung zu bringen, der gewaltigste Herrscher, den Osmans Stamm hervorgebracht hat, und von seiner Würde und Stellung durchdrungen, wie nur Karl V. selbst es sein konnte. Träumte Karl von einer christlichen Weltherrschaft, so schwelgte Soliman in dem Gedanken eines moslemitischen Siegeszuges über die Erde. Die christlichen und die mohammedanischen Machtideale stießen in diesen beiden Herrschern aufeinander; nie hatten ihre Vertreter gewaltigere Machtmittel in Händen gehabt. Es war schon ein Erfolg, daß die christliche Welt sich in diesem Kampfe behauptete, wenn es auch nicht ohne Verlust geschah. Sie war gespalten und zu wirksamem Angriff unfähig. Daß gleichzeitig das Persische Reich eine nationale Erneuerung erfuhr, war für sie ein Vorteil. Es ist der alte Faktor, den schon Rom und Byzanz hatten in Rechnung stellen müssen. Auch dem Mohammedanismus fehlte es nicht an nationalen und religiösen Zerklüftungen.

Soliman schritt in den ersten Jahren seiner Regierung von Erfolg zu Erfolg. Gleich 1521 nahm er Belgrad ein, den Schlüssel Ungarns und die festeste Stadt am Donaustrom. Die Art, wie es verloren ging, beweist die völlige Zerfahrenheit des Magyarenreiches unter seinem letzten jagellonischen Herrscher. Im nächsten

Jahr ward Rhodos erobert, der starke Vorposten der Christenheit in den Gewässern der Levante. Der Orden der Johanniter, der nach dem Falle von Akkon die Insel besetzt und über 200 Jahre gegen alle Angriffe der Muselmänner behauptet hatte, war abermals heimatlos. 1526 zog dann Soliman wiederum zur Eroberung Ungarns aus. Der Sieg bei Mohacs machte ihn zum Herrn fast des ganzen Königreichs. Johann Zapolya, der neue nationale Landesherr, war nur Fürst von seinen Gnaden und wurde bald sein Untertan. König Ferdinand führten seine deutschen Söldner zwar zur Krönung nach Stuhlweißenburg, konnten aber nur die an die Erblande und das böhmische Königreich anstoßenden Grenzgebiete für ihn einnehmen.

Drei Jahre nach der Schlacht von Mohacs kam Soliman, den Rest zu gewinnen, ins Reich des Kaisers selbst einzudringen und sich als den mächtigsten Herrn der Welt zu erweisen. Er scheiterte schon wenige Meilen diesseits der Grenze, vor Wien; es dämmerte in ihm auf, daß in den Kernlanden der Christenheit Kräfte lebendig waren, die kein orientalischer Hunnensturm niederzuzwingen vermochte. Doch blieb die Burg von Ofen in den Händen der Türken und mit ihr der weitaus größere Teil des Landes; in Siebenbürgen schufen sie zunächst für die Zapolya einen neuen türkischen Vasallenstaat. Die Habsburger waren in den nächsten 150 Jahren zwar Träger der Stefanskrone, aber nicht Herren des Landes. Ihre Macht endete an der Donau bei Komorn und beschränkte sich auf einen entsprechenden Landstreifen an den Beskiden und Karpathen einer-, an der österreichisch-steirischen Grenze andererseits. An Unruhen und Fehden hat es nicht gefehlt. Als 76jähriger ist Soliman noch einmal zu ähnlichem Beginnen ausgezogen. Er starb 1566 im Lager vor Sziget, dessen Feste, verteidigt von Zrinyi, diesmal schon den Strom zum Stehen brachte.

Derselbe Soliman, dessen gewaltige Heere der Schrecken der Donauländer waren, hat zuerst die Türken auch zur See furchtbar gemacht. Dem Horuk war in Algier schon 1519 sein Bruder Chai-

reddin gefolgt. Er gewann den Spaniern die meisten nordafrikanischen Plätze wieder ab, suchte ihre Küsten heim und bedrohte sogar Cadiz. 1525 räumte Karl V. den Johannitern Malta ein; aus den Rhodesern wurden Malteser. Sie gestalteten die öde Felseninsel, deren beherrschende Lage vor dem Engpaß des Mittelmeerbeckens jetzt erst Bedeutung gewann, zu einem der wichtigsten Schutz- und Stützpunkte christlicher Seemacht. Aber das konnte nicht hindern, daß Chaireddin sich 1534 auch zum Herrn von Tunis machte. Nur 50 Seemeilen trennen hier die Küsten Afrikas und Siziliens. Wollte Kaiser Karl eins seiner wertvollsten Besitztümer vor steter Bedrohung durch den gefährlichen Feind sichern, so blieb ihm nichts übrig, als ihn jenseits des Meeres anzugreifen.

Es war um die Zeit, als Landgraf Philipp der österreichischen Herrschaft in Württemberg ein Ende machte. Der Gang der deutschen Dinge ist fortgesetzt beeinflußt worden durch die Weltstellung, die Karl V. einnahm, und die Pflichten, die sie ihm auferlegte. Die bekannte Expedition führte im Juli 1535 zur Einnahme von Tunis, konnte aber nicht hindern, daß Chaireddin im September desselben Jahres schon wieder Menorca überfiel. Drei Jahre später blieb er in der Seeschlacht bei Prevesa, unweit des alten Actium, Sieger über den greisen Andreas Doria, den seegewaltigen Admiral des Kaisers. Als dann Karl V. 1541 mit noch mächtigerer Rüstung, als vor Tunis zum Erfolg geführt hatte, versuchte, Algier selbst zu erobern und so das Nest des Adlers auszunehmen, scheiterte er völlig. Den Türken blieb im Westen die See, wie an Theiß und Donau das Land, wenn auch nicht so unbestritten. 1543 machte Chaireddin zusammen mit den Franzosen einen Anschlag auf Nizza. Auch sein Tod (1546) hat an der Lage nichts Wesentliches geändert; 1551 haben die Türken Tripolis zurückerobert. Doch ist auch hier das letzte große Unternehmen Solimans fehlgeschlagen. Der furchtbare Angriff auf Malta 1565 scheiterte an der heldenmütigen Gegenwehr der Malteser. Die Namen La Valette und Zrinyi warfen dunkeln Schatten in die letzten Tage Solimans des Prächtigen.

Doch bedeutet seine Regierung Höhepunkt und Glanzzeit türkischer Macht. Er ist es auch gewesen, der das Schwarze Meer zu einem türkischen Binnensee gemacht hat. Es gab im Abendlande kein Reich, das sich dem seinen an Umfang, Bevölkerungszahl und Reichtum des Bodens hätte an die Seite stellen, keines, in dem ein Wille so unumschränkt hätte gebieten können. Das gesamte Abendland war nicht so groß wie Solimans Herrschaftsgebiet. Dazu fand er in Frankreich einen fast ständigen Bundesgenossen; auch die Kurie hat in ihren spanischen Nöten wiederholt hoffend des Padischah gedacht. Es war keine leichte Last, die Karl V. und sein Haus zu tragen hatten, und es ist eher bemerkenswert, daß noch so viel behauptet, als daß so wenig erreicht wurde.

Der Erfolg ist doch vor allem wieder dem Umstande zuzuschreiben, daß in den vorzugsweise ausgesetzten Gebieten, zwischen Karpathen und Adria, in Unteritalien, im westlichen Mittelmeere, ganz überwiegend habsburgischer Besitz der zunächst bedrohte war. An der Donau konnte die Gegenwehr sich auf das Reich stützen, wobei die protestantischen, zum Teil recht entlegenen Stände ihre Mitwirkung nicht versagt haben. Die Stimmung Luthers gegen den „grausamen Türken“ war in Deutschland eine gemeinchristliche und ist lange lebendig geblieben. Man kann nicht sagen, daß die konfessionelle Spaltung das Abendland im Kampfe gegen die Türken geschwächt habe; es sind die politischen Differenzen, die diese Wirkung ausüben. Deutlich aber zeigte sich, wie einst im Mongolensturm, daß die europäische Kulturwelt von asiatischen Eroberern nicht einfach überrannt werden konnte. Sie trug zu feste Bürgschaften der Dauer in sich, die in tausendjähriger Arbeit des Mittelalters gewonnen worden waren. Das Abendland war kein Römerreich, und Türken und Mongolen waren keine Germanen. Der unendliche Fortschritt an innerer Lebensfähigkeit, den das Mittelalter gegenüber dem sinkenden Altertum bedeutet, tritt sonnenklar zutage. Nur wo der Ansturm auf eine von abendländischem Wesen nur äußerlich berührte Halbkultur traf, hatte er mehr als vorübergehende Erfolge.

In den Gewaltreichen des Orients ist die Persönlichkeit des

Herrschers alles. Die türkische Spannkraft ließ nach unter Solimans Nachfolgern, die durch mehr als ein halbes Jahrhundert in raschem Wechsel einander folgten. Aber das Abendland, das seiner ganzen Natur nach in der Verteidigung stärker war als im Angriff, hat diese Zeit nicht benutzt, das Verlorene wiederzugewinnen; sie ist ihm nur insofern zugute gekommen, als es ohne wesentliche äußere Gefährdung seine inneren Gegensätze durchkämpfen konnte. Man pflegt hinzuweisen auf den glänzenden Seesieg, den Don Juan d'Austria im Oktober 1571 an der Spitze vereinigter spanischer, venetianischer und päpstlicher Streitkräfte bei Lepanto über die Türken erfocht. Es war die größte Seeschlacht, die das Mittelmeer seit den Römerzeiten gesehen hatte; sie ist auch später der Zahl der Streitenden nach nicht übertroffen worden; aber eine Entscheidung über die Herrschaft im Mittelmeer hat sie nicht herbeigeführt.

Man verdankte diesen Erfolg dem Bunde, der nach häufigen Versuchen und langen Bemühungen 1570 besonders durch Pius V. zwischen den drei führenden christlichen Mächten des Mittelmeeres zustande gekommen war. Spanien hatte drei Jahre mit dem Aufstande der Moriskos zu kämpfen gehabt, der von Nordafrika her geschürt wurde; Venedig sah sich mit dem Verlust von Cypern bedroht, nachdem es seinen Besitz im Ägäischen Meer und an den Küsten des Peloponnes schon unter Selim I. und Soliman II. eingebüßt hatte. Aber zwei Jahre nach Lepanto gab Venedig Cypern doch preis und ließ die Liga im Stich; 1574 nahmen die Türken Tunis zurück. Spanien behauptete in Nordafrika von namhafteren Plätzen nur noch Oran; ernstliche Versuche, das Verlorene wiederzugewinnen, hat es nicht mehr unternommen.

Andererseits sind auch große türkische Flotten im westlichen Mittelmeer nicht wieder erschienen. Aber das Piratenunwesen der Barbaresken blühte wie nie zuvor und schonte auch die spanischen und italienischen Küsten nicht. Venedig hielt sich mühsam auf Kreta als seinem östlichsten Besitz; von einer christlichen Seeherrschaft im Mittelmeer konnte keine Rede sein. Aus der Stellung, die die

Christenheit im Zeitalter der Kreuzzüge eingenommen hatte, war sie völlig zurückgedrängt. Das Europa, das begonnen hatte, jenseit des Ozeans neue Erdteile zu erschließen und zu beherrschen, behauptete sich mühsam auf dem Meere, das sein eigenstes Besitztum hätte darstellen sollen.

Indem wir die Geschichte Europas im 16. Jahrhundert überblickten, war selten Anlaß, der transozeanischen Beziehungen zu gedenken. Sie bestehen in der Tat nur spärlich, weit spärlicher als die übliche Geschichtseinteilung, die mit den Entdeckungen ein neues Zeitalter beginnt, vermuten läßt. Es ist darzulegen, worin das seinen Grund hat.

Die Kunde von den Erfolgen der Spanier und Portugiesen jenseit des Weltmeeres hat sich nur langsam über den Erdteil verbreitet, langsam auch nach dem Maßstabe der Zeit. Sie hat nicht nur Jahre, sondern Jahrzehnte gebraucht, um Allgemeingut zu werden, noch am meisten gefördert durch die Betriebsamkeit italienischer und deutscher Drucker. Hätte nicht Petrus Martyr, der Italiener im „indischen Rate", sich auf Antrieb Leos X. entschlossen, 1516 seine Dekaden „von der neuen Welt" herauszugeben, es möchte noch länger gedauert haben. Doch hat diese geringe Teilnahme in weiteren Kreisen, die sich auch in der Namengebung des neuen Erdteils auf Grund eines Gelehrteneinfalles widerspiegelt, nicht gehindert, daß neben Spaniern und Portugiesen trotz der päpstlichen Erdteilung bald auch andere Nationen ihr Glück auf dem westlichen Weltmeer versuchten, vor allem Engländer und Franzosen.

Es ist eine ebenso unrichtige wie allgemein verbreitete Vorstellung, in England die prädestinierte Herrscherin der Meere und in seinen Bewohnern das von der Natur auf die See gewiesene Volk zu sehen. Schon wenn man sich vergegenwärtigt, was Irland mit seiner „meerzerpeitschten Küste" geworden ist, muß man an dieser Vorstellung irre werden. Die maritime Sonderstellung Englands ist ein Ergebnis geschichtlicher Entwickelung, und zwar

einer späten Entwickelung. Das mittelalterliche England ist ein agrarisches Land, und ein solches ist England auch später noch lange geblieben. Erst das 19. Jahrhundert hat ihm endgültig diesen Charakter genommen.

Als eins der Haupterzeugnisse englischer Landwirtschaft erscheint seit dem 13. Jahrhundert die Wolle, deren Produktion durch Klima und Bodenkultur des Landes begünstigt wurde. Sie ward ein Handelsartikel, der besonders für die flandrischen Webereien, weitaus die bedeutendsten Europas, unentbehrlich wurde, aber auch in entlegenere Länder, bis nach Italien, seinen Weg fand. Der Gewinn, der aus der Schafzucht gezogen werden konnte, hat sich dem Ackerbau nachteilig erwiesen. Er führte zur Umwandlung von Acker- in Weideland, zur Zusammenhäufung ländlichen Grundbesitzes in den Händen einzelner und zum Umsichgreifen des Bauernlegens. Man sah sich im 16. Jahrhundert zu Maßregeln genötigt, die bestimmt waren, diese Entwickelung zu hemmen.

Einem so arbeitsamen und so auf bürgerliche Nahrung gerichteten Volke, wie es der angelsächsische Grundstock der Engländer war und ist, konnte der Vorteil nicht entgehen, der in der eigenen Verarbeitung der gewonnenen Wolle lag. So entwickelte sich die uralte einheimische Weberei zu einer Tuchindustrie, die neben der flandrischen emporkam, anfangs zwar nur gröbere Ware, dann aber auch einen Ausfuhrartikel liefernd, der nach erfolgter Veredlung in Flandern sich auf den festländischen Märkten einbürgerte. Das ausgehende Mittelalter ist bemüht gewesen, durch beschränkende Ausfuhrbestimmungen, durch Verkehrsfehden und darauf folgende Handelsverträge mit den burgundischen Herzögen die englische Tuchindustrie immer mehr von der flandrischen unabhängig zu machen. Schon von der ersten Hälfte der Regierung Heinrichs VIII. kann man sagen, daß das erreicht war. Das englische Tuch erscheint neben und bald vor dem flandrischen auf den Märkten des Auslandes.

Es lag aber weiter in der Natur des englischen Mannes, daß er versuchte, auch den Handel mit der heimischen Ware in die eigene Hand zu nehmen. Er war über See in sein Land gekom-

men und hat es unter Alfred zur See verteidigt. Das hat doch die insulare Lage der neuen Wohnsitze mit sich gebracht, daß die Fühlung mit dem Meere nie völlig verloren ging. Aber wir finden den mittelalterlichen englischen Seefahrer und Händler nicht weithin verbreitet wie den Friesen oder auch nur wie seinen Nachbarn, den Schotten, wie den Genossen der Hanse oder den Genuesen, Lombarden, Venetianer, Florentiner. Selbst in den Gewässern, welche die eigenen Küsten umspülten, hat er nie etwas wie eine Handelsherrschaft innegehabt. Am lebhaftesten waren noch die Verbindungen nach Westfrankreich, mit dem ja auch die politischen Beziehungen eng verknüpften. Doch war auch dorthin ein Teil des Handels stets in den Händen von Fremden, nicht nur von Franzosen, sondern auch besonders von hansischen Kaufleuten und Schiffern. Sonst ward während des Mittelalters fast überall der Warenaustausch Englands mit dem Auslande mehr von Auswärtigen als von Einheimischen vermittelt; fast ausschließlich war das im Verkehr mit Italien und ganz überwiegend im hansischen Handelsgebiet der Fall. Die Erträge des norwegischen Fischfangs haben sich die Engländer bis um 1300 selbst in Bergen geholt, später wurden sie ihnen durch Deutsche gebracht. In der isländischen Fischerei, in der sie Ersatz suchten, konnten sie sich nur unter blutigen Konflikten mit Leuten von der Elbe und Weser behaupten. Aus dem baltischen Handel, in den besonders die Kreuzfahrten ihrer Fürsten und Ritter sie eingeführt hatten, wurden sie noch im 15. Jahrhundert fast ganz hinausgedrängt. Dem Handel mit englischer Wolle und englischen Tuchen verdankten die Hansen kaum geringeren Gewinn als die Engländer selbst.

Es war das besonders eine Folge der langen Kämpfe mit Frankreich, der inneren Zwistigkeiten und der Schwäche der Dynastie, die im Auslande Halt und Hilfe suchen mußte und dafür mit Verkehrsbegünstigungen, Verpfändungen und Zollprivilegien zahlte. Das Begehren, diesen Zustand zu ändern, regte sich in dem tatkräftigen Volke besonders im 15. Jahrhundert immer stärker. Als mit dem Übergange der Krone an die Tudors die

Dynastie in den Sattel kam, konnte sie sich den Forderungen und Bedürfnissen des Landes unbehindert widmen.

Und da ward es nun von entscheidender Wichtigkeit, daß das Land im Parlament ein Organ besaß, durch das die Besten des Volkes und die tüchtigsten Kreise zu Worte kamen. Die Zeiten Heinrichs VII. und Heinrichs VIII. sind die Zeiten des Tiefstandes englischer Parlamentsmacht. Aber die Vertretung des Volkes besaß auch damals noch Ansehen genug, um der Krone, ganz abgesehen von fiskalischen und ärarischen Interessen, tunlichste Berücksichtigung ihrer materiellen Wünsche ratsam erscheinen zu lassen. Die gesunde ständische Gliederung im englischen Volke, die eine scharfe Trennung zwischen dem im Parlamente tonangebenden Landadel, der Gentry, und dem Bürgertum nicht kannte, die auch von einer scharfen Sonderung des hohen und niederen Adels nichts wußte und sich diesen Vorzug durch die Jahrhunderte bewahrt hat, vermehrte das Gewicht der öffentlichen Meinung, wie sie sich in der Landesvertretung widerspiegelte. In den Fragen des Handels und der Schiffahrt aber richteten sich die Wünsche auf entschlossene Zurückdrängung des Auslandes, auf ausschließliche Beherrschung des Handels mit den eigenen Waren, auf tunlichste Sammlung aller Verbindungen Englands mit dem Auslande in englischen Händen. Dieses Ziel des englischen Kaufmanns und Schiffers, in dem der Gewerbtreibende und der Landwirt zunächst nicht immer ihren Vorteil gesehen haben, mit dem sie sich aber doch abfinden konnten, ward auch das Ziel der auswärtigen Politik der Regierung. Heinrich VII. lenkte entschlossen in diese Bahn ein und folgte ihr standhaft. Unter seinen Nachfolgern ergaben sich Schwankungen. Aber Elisabeth legte die Richtung wieder fest; es war die Seite ihres Regiments, auf die Parlament und öffentliche Meinung den größten Einfluß geübt haben, und die am deutlichsten ihre Kunst offenbart, zugleich ihr Volk zu lenken und sich von ihm lenken zu lassen.

Es ist bekannt, daß zu gleicher Zeit wie in Spanien auch in

England der Gedanke einer Westfahrt nach Indien erwogen wurde. Die isländische Fischerei, die besonders von Bristol aus betrieben wurde, mochte zu Forschungen in dieser Richtung ermutigen, hat sie jedenfalls erleichtert. Dazu kam die Erwägung, daß in höheren Breiten die Überfahrt kürzer sein müsse.

Es war auch hier ein Italiener, unter dessen Leitung diese Gedanken zur Tat wurden, der Venetianer Giovanni Cabotto (John Cabot). Von Bristol aus fand er am Johannistage 1497 an den unwirtlichen Gestaden Labradors als Erster das Festland Amerikas. Im nächsten Jahre deckte er südwärts einen großen Teil der Ostküste auf bis gegen Florida hin. Es ist doch bezeichnend, daß Genua und Venedig Geburtshelfer der neuen Welt waren. Die Bank von Neufundland füllte sich überraschend schnell mit Fischern, nicht nur englischen, sondern wohl noch zahlreicher bretonischen, baskischen und portugiesischen. Es eröffnete sich hier der gewinnreichste Betrieb, den die nordamerikanischen Gewässer durch Jahrhunderte gekannt haben, und der einzige, in den sich, zunächst wenigstens, verschiedene europäische Nationen teilten. Die Zahl der alljährlich beschäftigten Fahrzeuge zählte bald nach Hunderten.

John Cabot, der schon 1498 starb, ist aus dem Leben geschieden in der Überzeugung, das Land des großen Chan gefunden zu haben. Doch ist unter Heinrich VII. und Heinrich VIII. nur ganz vereinzelt versucht worden, dem Gedanken weiter nachzugehen. Erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts geschah das häufiger und nachhaltiger. 1553 umsegelte Hugh Willoughby mit drei Schiffen das Nordkap, um eine nordöstliche Durchfahrt zu suchen; er fand auf Kola seinen Tod. Aber eins seiner Fahrzeuge unter Chancellor erreichte im nächsten Jahre die Dwinamündung. Es entwickelten sich Handelsbeziehungen, denen Archangel seine Entstehung verdankt; sie dehnten sich durch Rußland bis nach Persien hin aus und wurden besonders für den Tuchhandel wertvoll. Konflikte, die wegen Befahrens der norwegischen Gewässer und Schmälerung des Sundzolles durch den neuen Verkehr mit Dänemark

drohten, mußte Elisabeth mit gewohnter Klugheit und Festigkeit beizulegen.

Wurde hier, ganz außerhalb des eigentlichen Planes, ein unerwarteter Erfolg erzielt, so verliefen die Versuche, die gewünschte Durchfahrt im Nordwesten zu finden, gänzlich ergebnislos. Die Fahrten von Frobisher, Davis, Hudson, Baffin, Fox, James, die nacheinander bis in die Zeiten Karls I. hinein dieses Ziel verfolgten, dienten nur der Erweiterung geographischen Wissens in den Gebieten, die noch heute durch ihre Namen das Gedächtnis der kühnen Forscher und Seefahrer bewahren. Ebenso mußten die Bemühungen, weiter nach Nordosten vorzudringen oder gar über den Nordpol Indien und China zu erreichen, ihren Zweck verfehlen. Doch haben sie zur Bekanntschaft mit den Gewässern bei Spitzbergen und seit dem Ende des ersten Jahrzehnts des 17. Jahrhunderts zum Beginn eines ergiebigen Walfanges und Robbenschlags in jenen durch die letzten Wirkungen des Golfstroms vor weit niedrigeren Breiten begünstigten Gebieten geführt.

In all diesem Beginnen ist nun aber das Hervortreten des privaten Unternehmungsgeistes weit hinaus über das Maß dessen, was bei anderen Völkern, und zumal bei Spaniern und Portugiesen, beobachtet werden kann, besonders bemerkenswert. Seit dem beginnenden 15. Jahrhundert, vielleicht schon früher, waren weite Kreise englischer Auslandshändler in der Gesellschaft der „abenteuernden Kaufleute" (merchant adventurers) vereinigt und organisiert. Diese Gesellschaft ward Ausgangspunkt oder Muster immer neuer Bildungen gleicher Richtung. Noch unter Eduard VI. traten abenteuernde Kaufleute zu einer Gesellschaft für Entdeckung unbekannter Länder zusammen. Weiterhin bildeten sich eine moskowitische Gesellschaft, eine Nordwest- und, da die Türken nie ein Handelsvolk geworden sind, die merkantile Ausbeutung des Mittelmeeres also den Abendländern blieb, eine Türkei- und Levante-Kompanie. Daneben bestanden kleinere Vereinigungen, die bestimmten Einzelaufgaben dienten. Auch die Krone war mehrfach beteiligt, aber

die Privaten waren die Treibenden und leisteten weitaus die Hauptsache. Walter Raleigh hat in solchen Unternehmungen fast sein ganzes beträchtliches Vermögen zugesetzt; Nobility und Gentry, Kaufleute und Schiffer wirkten in ihnen zusammen. Überaus tätig war auch Walsingham, der Wächter über Elisabeths Sicherheit und Leben. „Er war der Pfeiler, auf den ich mich stützte," sagt Humphrey Gilbert, der Halbbruder Raleighs, der erste, der 1578 eine Expedition zu Kolonisationszwecken, allerdings ergebnislos, hinausführte.

Die so auszogen, „hatten alle Piratenneigungen". Es war naturgemäß, daß der Wagemut sich steigerte, je mehr der Gegensatz zu Spanien sich zuspitzte. Man „lechzte nach spanischer Beute". Die hervorragendsten Forschernamen, ein Frobisher, ein Davis und vor allem Franz Drake, begegnen uns in diesem Betriebe. Drakes Fahrten, besonders auch seine Weltumsegelung, haben keinen anderen Zweck gehabt als Bereicherung auf Kosten der Spanier. Elisabeth hat Verbote erlassen; sie sind gelegentlich, wie z. B. von Humphrey Gilbert, auch gewissenhaft befolgt worden. Aber man wußte, daß Übertretungen als läßliche Vergehen angesehen wurden, daß die Ahndungen erträglich waren.

Die Fahrten machten mit den spanischen Kolonien bekannt. Schon der Weg nach Nordamerika führte oft an ihnen vorbei. Denn dorthin benutzte man nicht nur die nördliche (Neufundland-), sondern auch eine südliche (Kanaren- und Dominica-) Route und letztere häufiger. Passat und Golfstrom glichen die größere Entfernung aus. Einer der ersten und erfolgreichsten dieser „wagenden Kaufleute" auf dem Atlantik war John Hawkins, derselbe, der am Hofe Philipps II. dem Könige 1571 das Geheimnis des Mordplans gegen Elisabeth entlockte; er ist (seit 1562) der Begründer des englischen Negerhandels, des Schmuggels mit der Menschenware. Sein Vater William war schon 30 Jahre früher in den brasilianischen und westindischen Gewässern tätig gewesen. Franz Drake kam 1572 auf einer Beute- und Plünderungsfahrt an den Isthmus, überschritt ihn und sah 59 Jahre nach Balboa als erster Eng-

länder den Stillen Ozean. Fünf Jahre später unternahm er den Raubzug gegen Peru, von dem er nach dreijähriger Abwesenheit ums Kap der guten Hoffnung in die Heimat zurückkehrte, „die zweite Weltumsegelung". Elisabeth suchte ihn zu rechtfertigen durch einen Protest gegen die päpstliche Weltteilung, durch den allerdings die Angriffe auf spanisches Besitztum schlecht genug gedeckt werden konnten. Thomas Cavendish hat 1586—88 Drakes Fahrt mit noch besserem Erfolge wiederholt.

Als Portugal in spanischen Besitz übergegangen war, faßte man auch Ostindien ins Auge. Die Expedition, die 1582 als erste englische das Kap der guten Hoffnung umsegelte, gelangte aber nicht ans Ziel. Doch gelang es bald, durch die Türkei- und Levante-Kompanie über Bagdad Nachrichten aus Indien zu erhalten.

Der Beginn des offenen Krieges gegen Spanien, seit 1585, gab diesen Unternehmungen einen neuen Anstoß. Dem lebhaften Fischereibetrieb der Spanier und Portugiesen auf der Bank von Neufundland ward ein Ende gemacht, und da deren Lande den Fisch nicht entbehren konnten, begann ein gewinnreicher Schmuggelhandel. 1591 glückte es auch, in direkter Fahrt Ostindien zu erreichen. Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte James Lancaster aus dem Lande des Sultans von Atschin (am Nordende Sumatras), der damals den Portugiesen ein ebenso erbitterter Feind war, wie er es bis in die allerjüngste Vergangenheit den Niederländern gewesen ist, glücklich in die Heimat zurück. Obgleich ein neuer Versuch 1596 mißglückte, bildete sich doch 1599 mit einem Kapital von etwas über 30000 Pfund die Ostindische Kompanie, die am letzten Tage des Jahres 1600 die Bestätigung der Königin erhielt. Der Führer ihrer ersten Expedition und dann einer ihrer Direktoren ward James Lancaster. Inzwischen hatte sich Walter Raleigh selbst 1595 am Orinoko versucht. Ost- und Westindien, Nord- und Südamerika, dazu den ganzen Norden hatten die Engländer in den Bereich ihrer Unternehmungen gezogen; als Seefahrer hatten sie Portugiesen und Spanier überflügelt.

Wer in dieser sich drängenden Fülle tatenreicher Bestrebungen

eine Vorstellung von dem Einzelverlaufe zu gewinnen sucht, wird zunächst kaum etwas anderes entdecken, als was auch das Konquistadorentum dem Blick des Beschauers zeigt: wildeste Abenteurerlust und gierigste Gewinnsucht, vor nichts zurückschreckenden Wagemut, fast übermenschliche Tapferkeit und Ausdauer auch in den größten Beschwerden und unter den härtesten Entbehrungen, fühllose Grausamkeit und leichtgläubigste Phantasterei; nur der fanatische Glaubenseifer der Spanier drängt sich nicht auf.

Und keineswegs handelt es sich nun sofort um eine Kette von Erfolgen und um reichen Gewinn. Erträge, wie sie den Portugiesen der ostindische Handel im 16. Jahrhundert brachte oder den Spaniern die Zufuhr von Edelmetallen, sind den Engländern nicht in den Schoß gefallen. Die Unternehmungen am Orinoko und nach Guayana rechneten stark mit dem Eldorado, natürlich ebenso vergeblich wie früher die spanischen. Wir vermögen nicht nachzurechnen, wie viel Beute von den Piratenzügen gegen spanische Schiffe, Häfen und Küsten heimgebracht worden ist, aber sicher ist der Ertrag hinter dem Aufwand zurückgeblieben. Daß es trotzdem nie an haschenden Händen fehlte, kann nicht wundernehmen. Man könnte von einer Lotterie sprechen, die immer wieder Spieler findet, trotzdem bekannt ist, daß die Höhe der Gewinne die der Einsätze entfernt nicht erreicht. Manchem ist es auch ergangen wie Sir Thomas Cavendish, der sein Väterliches verspielt hatte, von seiner Weltumsegelung dann als steinreicher Mann heimkehrte, drei Jahre später aber wiederum als Armer zu einer Molukkenfahrt auszog, um nie mehr zurückzukommen. Die Opfer an Menschenleben zählten natürlich nach Tausenden, die Krankheiten und Entbehrungen, der See oder weißen und farbigen Feinden erlagen. Ganze Expeditionen, auch solche, die zur Siedelung bestimmt waren, sind verloren gegangen; von manchen hat man ihr Schicksal nie erfahren. Wollte man die 45 Jahre der Regierung Elisabeths nach dem rechnungsmäßigen Gewinn beurteilen, den die überseeischen Unternehmungen dieser Zeit abgeworfen haben, man müßte ihr ein recht abfälliges Zeugnis ausstellen. Aber es haben Männer

in ihr gelebt und gestrebt, gewagt und gewonnen oder auch gelitten, Manneskraft und Mannesmut bewährt und ihrem Volke bewahrt und so den Grund gelegt für zukünftige Größe.

In siedelnder Tätigkeit ist in dieser Zeit von den Engländern keineswegs mehr, nicht einmal Gleiches geleistet worden wie von den Spaniern. Man hat dort wie hier alsbald nach dem Bekanntwerden des neuen Erdteils an Kolonisation gedacht; aber es hat bis 1578 gedauert, ehe ein erster ernstlicher Versuch gemacht wurde. In diesem Jahre und wieder 1583 führte Humphrey Gilbert Expeditionen nach Neufundland, ohne doch eine dauernde Siedelung zustande zu bringen. Ebenso ergebnislos blieben die Expeditionen, die Walter Raleigh in den Jahren 1584—87 nach Roanoke (vor dem Albemarle-Sund, Nord-Carolina) sandte; sie kosteten ihm 40000 Pfund, die verloren waren. Tatsächlich kann von irgendwelchem kolonialen Besitz Englands, als Elisabeths Regierung zu Ende ging, nicht die Rede sein. 1583 hatte Humphrey Gilbert von Neufundland Besitz ergriffen; aber das hat nicht gehindert, daß sich nach Beginn des nächsten Jahrhunderts Franzosen dort noch vor den Engländern niederließen. Ebensowenig hat zunächst Bedeutung gewonnen, daß man die lange Strecke amerikanischer Küste, die Cabot auf seiner zweiten Reise verfolgte, seit Raleighs Versuchen Virginien genannt, als englischen Besitz ansah. Als Elisabeth starb, hatte noch kein Engländer seine Heimstätte jenseit des Weltmeeres.

Trotzdem läßt sich die ungeheuere Bedeutung der Regierung dieser Königin für Englands maritime Machtstellung nicht leicht überschätzen. Die Nation, durch Elisabeths kluge Politik, soweit es die schwierigen Zeitverhältnisse erlaubten, politisch und konfessionell geschlossen, hatte den rechten Schauplatz gefunden für die Betätigung ihrer überschüssigen Kräfte, den einzig möglichen, der eine Erweiterung der engen Heimatsgrenzen gestattete. Sie hatte eine nirgends übertroffene Kenntnis der Fremde und der Ferne gewonnen und eine seemännische Erfahrung, die sie dem neuen

Elemente völlig vertraut machte. Die Zunahme der Handelsflotte und die Steigerung des Schiffsverkehrs lassen sich nicht ziffernmäßig feststellen, aber sie waren zweifellos bedeutend; Schätzungen sprechen vom Vierfachen, beziffern die Flotte auf 50000 Tonnen. Die Nation trug das sichere Gefühl der Kraft in sich und die feste Zuversicht, daß auf den eingeschlagenen Bahnen ihre Zukunft liege. Sicher war ihr Wohlstand mächtig gewachsen trotz mangelnder Rentabilität so mancher atlantischer und transatlantischer Unternehmungen.

Denn abgesehen von dem Kriege mit Spanien, der auch erst in den letzten Jahrzehnten anfing, diesen Namen zu verdienen, hatte England keinen Krieg geführt. Und dieser Krieg war, da die geringe, nach den Niederlanden gesandte Hilfe kaum in Betracht kommen kann, ein Seekrieg, d. h. er deckte einen nicht unwesentlichen Teil seiner Kosten selbst und wurde nach damaligem Brauche überwiegend mit Kapern und Privatschiffen geführt, nicht mit einer ständigen, auch im Frieden gerüsteten Kriegsflotte, die es derzeit in England wie in anderen Ländern nur in geringem Umfange gab. Innerhalb seiner eigenen Grenzen hatte England, von den wenigen konfessionell gefärbten Unruhen abgesehen, einen mehr als hundertjährigen Frieden genossen, was außer den Staaten der iberischen Halbinsel kein anderes Land Europas auch nur entfernt von sich sagen konnte. Naturgemäß war in dieser Zeit der wirtschaftliche Stand des Landes ein ganz anderer geworden, vor allem seine Handelsstellung.

Unter der Regierung Elisabeths vollzog sich ein ganz erheblicher Fortschritt Englands im europäischen Verkehr. Es hat vor allem die Italiener, Hansen und Niederländer aus seinem Eigenhandel fast ganz verdrängt. Unter der Führung des klugen und tatkräftigen Thomas Gresham haben die abenteuernden Kaufleute Stapelplätze in hansischen und niederländischen Orten errichtet, die Verschiffung der heimischen Waren und ihren Verkauf selbst in die Hand genommen. Die Gegenmaßregeln der Hanse hat man 1579 mit der Aufhebung ihrer sämtlichen Privilegien beant-

wortet und weiterhin (1598) mit der Schließung des Stahlhofs, der hansischen Niederlage und Niederlassung in London. Der niederländische Krieg, besonders das Schicksal Antwerpens, begünstigte die englischen Bestrebungen. Es wurden neue Wege gefunden und das englische Tuch von den eigenen Kaufleuten bis tief ins Innere Mitteleuropas geführt. Dazu wurden Handelsbeziehungen zum moskowitischen und in den letzten Jahrzehnten auch zum türkischen Reiche geknüpft. Neben dem neuen Verkehr nach Archangel entwickelte sich der baltische nach Preußen und Livland. Nach den Sundzollrechnungen passierten in den Jahren 1538—47 durchschnittlich 30 englische Schiffe die Meerenge, in den Jahren 1594—1603 dagegen 103. Es fehlen ziffernmäßige Belege für den englischen Verkehr in den atlantischen und Nordseehäfen; aber daß er im Laufe des 16. Jahrhunderts stark emporblühte, kann als feststehende Tatsache angesehen werden.

Trotzdem würde es falsch sein, wollte man sich vorstellen, daß England schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts irgendwie eine maritime Vorrangsstellung innegehabt oder in seiner wirtschaftlichen Entwickelung die großen Völker des Kontinents überholt hätte, oder auch daß eine derartige Überlegenheit durch das Erreichte für die Zukunft entschieden gewesen wäre. Es hatte sich Spanien gewachsen gezeigt und besaß in der Entfesselung seiner Volkskräfte eine Gewähr für die Zukunft, die der spanischen Gebundenheit nicht erreichbar war. Aber ersteres bedeutete nicht allzuviel, und der zweite Vorzug war anderen festländischen Nationen doch auch zugänglich.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Frankreich um die Scheide von Mittelalter und Neuzeit materiell England weit überlegen war. An Umfang und Bevölkerungszahl übertraf es das Inselreich um das Drei- oder Vierfache. Man hat Englands Bewohnerschaft nach der Mitte des 15. Jahrhunderts auf 2—3 Millionen veranschlagt; die französische bezifferte sich sicher auf 6—8,

vielleicht auf 10—12 Millionen. Und sie war keineswegs ärmer als die englische. Der größere Reichtum des Bodens, dessen südlicher Teil schon die wertvollen Erzeugnisse wärmerer Klimate, Wein, Öl und Seide, in Fülle hervorbrachte, gab ihr eine natürliche Überlegenheit. An Fleiß, Betriebsamkeit und Sparsamkeit, an den ökonomischen Tugenden, die alte Kulturen zu entwickeln pflegen, konnte es der Franzose dem Engländer mindestens gleichtun.

Man kann auch nicht auf den Gedanken kommen, bei den Engländern einen größeren Reichtum an Kapital vorauszusetzen als bei den Franzosen. So wenig wir darüber etwas Ziffernmäßiges zu sagen vermögen, so sicher ist es, daß die Bankiers von Lyon zu den geldkräftigsten Europas gehörten, und daß England Ähnliches nicht besaß. Auch war Frankreich keineswegs mit seiner geographischen Lage im Nachteil gegenüber England. Seine Küstenlinie stand der englischen an Ausdehnung nicht nach. Dem Ozean öffnet es sich noch weiter als die Nachbarinsel, und in seinen normannischen und pikardischen Häfen besaß es bequeme Ausgangspunkte auch für den Verkehr in der Nordsee und den anstoßenden Gewässern. Für Handelsbeziehungen mit Italien und dem westlichen und südlichen Deutschland, das will sagen, mit den produktivsten und belebtesten Gebieten des damaligen Europas, lag es ungleich günstiger. Dazu war es ein Mittelmeerstaat. Es hatte überhaupt den Vorzug einer mehr zentralen Lage, deren Wichtigkeit richtig einzuschätzen die glänzende Entwickelung Englands oft gehindert hat und heute noch hindert.

Eine seetüchtige Küstenbevölkerung fehlte auch in Frankreich nicht. Bretonen und Normannen gehören noch heute zu den besten Seeleuten Europas, und ihre seemännische Betätigung geht auf frühe Jahrhunderte des Mittelalters zurück. An der Westküste Frankreichs, in der Gegend zwischen Loire und Garonne, ist der Ursprung des Seerechts zu suchen, das bei den Völkern weiter nördlich und östlich bräuchlich geworden ist, und eben dort, in der Baie de Bourgneuf, dicht südlich von der Loire-, und bei Brouage, dicht

nördlich von der Garonnemündung, besaß Frankreich in seinen Salzhäfen, „Baie“ und „Browasien“ der hansischen Schiffer, zwei der belebtesten Verkehrsplätze Europas, die das spätere Mittelalter und die beginnende Neuzeit gekannt haben.

Zudem fehlte es nicht an den unerläßlichen politischen Vorbedingungen für ein starkes Auftreten auf dem Ozean. Das französische Königtum war durch Ludwig XI. schon aufgerichtet, als die Tudors zur Krone kamen, und es ist bis zum Tode Heinrichs II. nicht minder stark, ja stärker gewesen als das englische. Franz' I. vielseitiger Geist hat sich überseeischen Problemen rasch und lebhaft zugewandt, und neben ihm war ein kräftiges lokales und privates Streben lebendig, ein frischer, vorwärtsstrebender Geist in Adel und Bürgertum, Drang nach Betätigung und Entfaltung. Auch waren diese beiden Stände im Frankreich des 16. Jahrhunderts ebensowenig wie in England so geschieden, daß sie nicht hätten zusammenwirken können. Die hugenottische Bewegung sog ihre Hauptkraft aus der engen Vereinigung von Landadel und Bürgertum, und daß auch der Gegenseite eine derartige Gemeinsamkeit nicht fremd war, beweist die scharfe Parteinahme von Paris und seine Bedeutung für die katholische Übermacht im Lande.

So ist Frankreich denn auch noch früher und nicht minder lebhaft als England in die ozeanischen und kolonialen Bestrebungen eingetreten. Wenn es trotzdem am Schlusse des Jahrhunderts nicht in gleicher Weise auf Erfolge zurückblicken konnte, so hat das zunächst und vor allem seinen Grund in der Schwäche seines Königtums nach dem Tode Heinrichs II. und den damit in Zusammenhang stehenden inneren Kriegen. Sie sind es ja auch gewesen, die der zwischen politischen, konfessionellen und rein persönlichen Antrieben hin und her schwankenden offiziellen Politik eine so unsichere Haltung gegenüber Spanien gegeben haben. Es kam hinzu — und da tritt die insulare Lage allerdings in Wirksamkeit —, daß die überwiegend binnenländische Bevölkerung nicht in dem Maße auf das Meer angewiesen war wie die englische. Für ein gesundes, tatkräftiges England war Streben nach Seemacht das

Unvermeidliche, für ein ebensolches Frankreich das unter anderem auch Mögliche.

Neben den Portugiesen und fast mehr noch als die Spanier haben Franzosen schon im 14. und 15. Jahrhundert sich der Erforschung der atlantischen Gewässer an den afrikanischen Küsten gewidmet. Normannen waren es, die diese Unternehmungen besonders betrieben. Sie sahen sich auch nicht veranlaßt, von ihnen abzustehen, als Amerika entdeckt und der Seeweg nach Ostindien gefunden war. Unmittelbar nach Cabral erschienen Schiffer von Dieppe in Brasilien, und durch mehr als zwei Menschenalter ist dann ein fast ununterbrochener Verkehr dorthin unterhalten worden. Auf den Bänken von Neufundland waren Franzosen, Basken aus Navarra und Bretonen und Normannen aus der Gegend von St. Malo, unter den ersten, die an der gewinnbringenden Fischerei teilnahmen, und die letzteren haben sich in ihr behauptet bis auf den heutigen Tag. Dem Einspruch von Spaniern und Portugiesen soll Franz I. die Frage entgegengestellt haben, wo es denn im alten Testament zu lesen sei, daß Gott die Erde zwischen diesen Völkern geteilt habe. Er wollte, wie später Elisabeth, nur tatsächliche Besitzergreifung anerkennen.

Die Franzosen haben sich nie ernstlich mit dem Problem der nordwestlichen oder nordöstlichen Durchfahrt geplagt. Der erste Versuch, den sie 1523 in dieser Richtung unternahmen, die Expedition des Italieners Giovanni di Verrazzano, endete mit einer näheren Erkundung der amerikanischen Küstenstrecke, die auch schon John Cabot auf seiner zweiten Reise befahren hatte, von Carolina bis Neufundland. Der zweite führte Jacques Cartier aus St. Malo 1534 an die Mündung des Lorenzstromes und im nächsten Jahre diesen Strom hinauf bis zum heutigen Montreal. Man ergriff Besitz von der Gegend und begründete unweit des jetzigen Quebec 1541 eine Niederlassung, die drei Jahre später besonders wegen der strengen Winter wieder aufgegeben wurde. Doch ist der Pelzhandel mit Kanada von St. Malo aus wohl kaum wieder unter-

brochen worden. Die Franzosen sind die ersten in diesem gewinnreichen Betriebe gewesen.

Sie waren auch die ersten Nichtiberier, welche die indischen Gewässer in direkter Fahrt um das Kap der guten Hoffnung erreichten. 1529 kam Jean Parmentier nach den Sunda-Inseln und den Molukken; es soll sich dann in Rouen eine Gesellschaft für den indischen Handel gebildet haben. Das Hauptaugenmerk blieb aber auf Brasilien gerichtet, und das gab, auch ohne daß man weiter versuchte, am direkten Gewürzhandel Anteil zu gewinnen, reichen Anlaß zu Händeln mit Portugal. Eine erste französische Niederlassung an der brasilianischen Küste ward 1516 von den Portugiesen zerstört. Der Handel dorthin dauerte aber trotzdem fort, und 1555 gründete Nicolas Durand de Villegaignon auf der nach ihm genannten Insel in der Bucht von Rio de Janeiro eine neue Niederlassung, die freilich auch nach wechselvollen Kämpfen elf Jahre später den portugiesischen Angriffen erlag.

Inzwischen war 1562 ein weiterer Versuch im äußersten Norden der Küste von Florida gemacht worden. Hier wie in Brasilien war Coligny, nach dem das auf der Insel Villegaignon im „antarktischen Frankreich" errichtete Fort benannt wurde, der Treibende, der auch eigene Opfer nicht scheute. Er suchte sein Vaterland auf die Bahn zu drängen, die England unter Elisabeth betrat, hinaus aufs Meer und gegen Spanien. Zugleich hoffte er eine Zufluchtsstätte für seine verfolgten Glaubensgenossen zu finden. Es sind also dieselben Beweggründe wirksam, die auch in England Antrieb und Ausgangspunkt der Kolonisation geworden sind. Aber schon ein Jahr früher als das brasilianische hat auch das Unternehmen von „Carolina" ein trauriges Ende gefunden. Die Kolonie ward 1565 von den Spaniern überwältigt; ihre Angehörigen wurden, soweit sie nicht im Kampfe gefallen waren, als „Ketzer" getötet. Das Verfahren fand die ausdrückliche Billigung Philipps II. Die innere Zerrüttung Frankreichs sicherte, in Brasilien wie in Carolina, seine Feinde vor Vergeltung.

Mit dem Tode Colignys traten die überseeischen Bestrebungen

völlig zurück. Es zeigt den Tiefstand französischer auswärtiger Politik, daß 1580 die Einverleibung Portugals in Spanien vollzogen werden konnte ohne ein ernstliches Einschreiten der Nachbarmacht. Ein Versuch, der 1582 von la Rochelle aus unter Leitung eines Strozzi gemacht wurde, wenigstens die Azoren, den Erfrischungsplatz der Seefahrer sowohl für die indische wie für die amerikanische Fahrt, vor den Spaniern zu retten, endete mit einer Niederlage. Nur im Kaperkriege fand französische Tatkraft zur See noch ein Arbeitsfeld, doch auch hier nicht in der Ausdehnung und mit dem Erfolge wie in England, weil die auswärtige Politik des Landes nicht förderte, sondern hinderte. In den Abmachungen der Liga mit Philipp II. vom Januar 1585 wurde versprochen, der Piraterie ein Ende zu machen, gerade in dem Augenblicke, wo sie in England zum offenen Kriege wurde.

So endete das Jahrhundert auch für Frankreich, ohne daß ein überseeischer Besitz gewonnen worden war, eine Siedelung sich gehalten hatte. Wie in den englischen Versuchen spielte auch eigenes Verschulden dabei eine Rolle. Die Neigung zur Auswanderung zeigte sich hier wie dort noch sehr gering; so wurden vielfach höchst zweifelhafte Existenzen, ja geradezu Verbrecher hinübergeführt. Besonders aber wollten fast alle Teilnehmer möglichst rasch Gewinn ernten, nicht arbeiten; sie waren ganz überwiegend Abenteurer, nicht Siedler. Hoffnung auf Gold war noch immer der beherrschende Gedanke. Sie wurde eine reichlich fließende Quelle von Streitsucht und Unbotmäßigkeit, von Liederlichkeit und Untreue und vor allem von folgenschweren Störungen der Beziehungen zu den Eingeborenen. Doch aber war der Weg gewiesen. Daß er zu einem Erfolge führen müsse, war die allgemeine Überzeugung aller denkenden Männer, denen Frankreichs Macht und Wohlfahrt am Herzen lag. In der neufundländischen Fischerei, in der Teilnahme am Neger- und im Pelzhandel waren schon dauernde Einnahmequellen eröffnet. So konnte es nicht fehlen, daß man auch wieder mit größeren Ansprüchen auf diesem Felde erschien, sobald die innere Gesundung vollzogen war.

Viel später als Engländer und Franzosen sind die Niederländer in fremden Erdteilen aufgetreten. Trotzdem haben sie, als sie einmal erschienen waren, nicht nur Spanier und Portugiesen, sondern auch jene beiden Nationen bald überflügelt. Der Grund liegt in den eigenartigen Verhältnissen, unter denen sie in ihre maritime Stellung hineingewachsen waren.

Der seemännischen Tatkraft der Friesen ist schon gedacht worden. Jenseit ihrer heimischen Küsten, in deren Bereich auch die im 16. Jahrhundert stark aufblühende Heringsfischerei in der Nordsee fällt, sind sie besonders emporgekommen durch Vermittelung des Warenaustausches zwischen dem baltischen Osten und dem atlantischen Westen. Sie waren wohl die ersten, die — seit dem 13. Jahrhundert — einen direkten Verkehr zwischen Nord- und Ostsee eröffneten. Die Produkte, die sie von den baltischen Gestaden herbeibrachten, zunächst Pelzwerk und Wachs, dann in immer steigendem Umfange Getreide, Flachs und Hanf, Holz und andere Erzeugnisse der Wälder des Ostens, waren nur zum Teil für den eigenen Bedarf bestimmt; in größeren, ebenfalls zunehmenden Mengen wurden sie an das Ausland verhandelt, besonders nach dem Westen. Hier wurde an den schon erwähnten Plätzen der französischen Küste Salz gekauft, um nach Osten verladen zu werden. Fische einerseits, die Produkte der reicheren Natur und des wärmeren Klimas andererseits mehrten die Umsatzwaren. Der Verkehr mußte um so größeren Umfang annehmen, je breiteren Raum die Massenartikel in ihm gewannen, Getreide und Holz, Salz und Fische.

Die Lage der Niederlande unmittelbar an der Straße, die dieser Verkehr nicht umgehen konnte, und in ihrer Mitte, dann die tüchtige und billige Hantierung der seegewohnten und seefreudigen bäuerlichen Schiffer gaben ihren Bewohnern einen Vorsprung vor allen Mitbewerbern. Alljährlich im Frühling, vom März bis in den Mai, liefen Hunderte, später Tausende ihrer Schiffe aus in die Ostsee, um im Laufe des Sommers oder Herbstes heimzukehren oder direkt westwärts, d. h. nach den Salzhäfen, zu segeln. Einzelne machten die Fahrt auch zwei- oder drei- und selbst viermal.

Die älteste erhaltene Sundzollrechnung vom Jahre 1497 zählt 492 (mit Overijssel und Gelderland 567) niederländische Schiffe auf, die hin und her durch den Sund gingen; im Jahre 1597 waren es 3908. Daß die Größe der Schiffe inzwischen nicht unerheblich gestiegen war, sei nur nebenbei bemerkt. Den Niederländern haben während des ganzen Jahrhunderts, mit Ausnahme vereinzelter Kriegsjahre, fast immer über die Hälfte, manchmal mehr als zwei Drittel aller den Sund passierenden Schiffe gehört. In Kriegszeiten pflegen in den Listen die Zahlen der ostfriesischen, Bremer und Hamburger Schiffe stark zu steigen, offenbar weil Niederländer sich ihrer Flagge bedient haben. Auch sonst haben diese Nachbarn an dem Aufblühen der niederländischen Schiffahrt ihren starken Anteil gehabt, besonders Ostfriesland, das ganz in die niederländischen Interessen hineingezogen, gleichsam verniederländert wurde. Damals ist auch mit dem reformierten Bekenntnis die niederländische, in jener Zeit noch als „niederdeutsch" bezeichnete Schriftsprache in dieses Land eingedrungen, das sie rund zweihundert Jahre beherrscht hat. Wir sind über keinen Zweig europäischer Schiffahrt seit dem ausgehenden Mittelalter so gut unterrichtet wie über den Verkehr durch den Sund; wir können aber sicher sagen, daß es nirgends in den westlichen Meeren einen Betrieb gab, in dem so große Flotten beschäftigt waren, nirgends einen, der so viele Hände in Tätigkeit setzte, so vielen rührigen und tatkräftigen Menschen Nahrung gab wie die Ostseefahrt. In ihr sind die Niederländer zum vornehmsten Handels- und Schiffahrtsvolk der europäischen Welt herangewachsen.

Ihr kauf- und seemännischer Betrieb hat nun im Laufe des 16. Jahrhunderts eine wesentliche Erweiterung und im Zusammenhang damit auch eine Verschiebung erfahren. Der Stapel für indische Waren war nach Lissabon verlegt. In den nordwärts gelegenen Gewässern sind die Portugiesen im Mittelalter nur spärlich vertreten gewesen, über Brügge nie hinausgekommen. Die Schiffahrt zwischen den südwestlichen romanischen und den nord-

östlichen germanischen Ländern Europas ist überhaupt stets zum weitaus größeren Teile, fast ausschließlich, in den Händen der letzteren gewesen. So lag es nahe, daß die Niederländer alsbald in Lissabon erschienen, das ihren Seefahrern ohnehin nicht mehr fremd war, um die Waren, die sonst über Venedig und Oberdeutschland nach Brügge und Antwerpen kamen, und an deren Vertrieb sie kaum beteiligt gewesen waren, auf dem neuen Markte zu erwerben und zum Gegenstand ihres Handels zu machen.

Es kam bald zur Geltung, daß an der portugiesischen Küste die Salzgewinnung leichter geschah als an der französischen, und daß die indischen Waren, kostbar zwar, doch wenig umfangreich, nicht leicht volle Fracht gaben. So traten die portugiesischen Salzhäfen, besonders Setuval, neben die französischen und weiter auch die spanischen San Lucar, Santa Maria und andere. Im letzten Jahrzehnt portugiesischer Selbständigkeit sind mehr von Portugal kommende Salzladungen durch den Sund gegangen als solche von Frankreich. Dazu wuchs der Bedarf an Schiffsbaumaterial aller Art, wie es damals nur die baltischen Lande in genügender Güte und Menge lieferten, im Laufe des 16. Jahrhunderts in den beiden iberischen Reichen außerordentlich. Was das bedeutete, belegt die Tatsache, daß in Danzig, dem für diese Artikel maßgebenden und überhaupt vom 16. bis zum 18. Jahrhundert weitaus bedeutendsten Ostseehafen, die Zahl der durch den Sund anlangenden Schiffe im Jahre 1587, dem Jahre der Ausrüstung der Armada, auf 1690 stieg gegenüber 1217 im Vor- und 1027 im nachfolgenden Jahre. Davon waren 793 niederländische und 176 ostfriesische. Englische Schiffe kamen in diesem Jahre 251 nach preußischen Häfen gegen 189 im Jahre 1586; weiter zurück ist die Zahl 100 von den Engländern nur einmal (1578) überschritten worden.

Auch der Getreidebedarf hat sich im Laufe des 16. Jahrhunderts in Spanien, dank der Vernachlässigung der Bodenbestellung und den Privilegien großherrlicher (adliger, kirchlicher, klösterlicher) Weidebetriebe, ganz wesentlich gesteigert, und die Hauptlieferanten waren da wieder die Niederländer von den baltischen Gebieten her.

Dazu kam die Einfuhr aller möglichen Fabrikate, deren Spanien und Portugal für ihre Kolonien bedurften und die ihre sinkende gewerbliche Tätigkeit nicht zu liefern vermochte; aus ihren zumeist deutschen Ursprungsgebieten wanderten sie über die holländischen und seeländischen Häfen nach Cadiz und Lissabon. Auch ins Mittelmeer hinein haben die Niederländer bald ihre Fühler ausgestreckt, Holz und Getreide geliefert nach italienischen Häfen und Mittelmeerprodukte heimgebracht. Speziell dem Holzhandel hat die holländische Erfindung der durch Wind getriebenen Schneidemühlen seit Anfang des Jahrhunderts einen mächtigen Aufschwung gegeben.

Es ist zweifellos, daß die Handelsstellung der Niederlande gefördert worden ist durch die Zugehörigkeit zur spanischen Monarchie; es ist aber auch selbstverständlich, daß sie von dem Kampf gegen Philipp II. nicht unberührt bleiben konnte. Zunächst hat sich ein eigentümliches Verhältnis herausgebildet, das in geschichtlichen Hergängen nicht leicht seinesgleichen finden möchte. Als Untertanen des spanischen Königs genossen die Niederländer in dessen Landen große Vorrechte; konnten sie auch am transatlantischen Verkehr direkten Anteil nicht nehmen, so gewannen sie doch in Spanien einen weiten Vorsprung vor anderen Fremden. Als sie gegen den König die Waffen erhoben, waren sie im spanischen Wirtschaftsleben ein so wichtiger Faktor geworden, daß man sich schwer entschloß, sie ernstlich zu stören. Man konnte die Waren nicht entbehren, die sie am schnellsten, sichersten und billigsten lieferten. Andererseits zogen die Niederländer aus diesem Handel einen so großen Gewinn, daß sie ihn nicht missen wollten. Mochte unter den eigenen Angehörigen Unzufriedenheit darüber entstehen, daß dem Todfeinde Mittel geliefert wurden, sie selbst zu bekämpfen, den leitenden Kreisen erschien der Vorteil weit größer als der unvermeidliche Nachteil. Die Einverleibung Portugals gab diesem Verhältnis erst recht Wert.

Als es 1585 mit England zum offenen Kriege gekommen war, schritt Philipp II. doch zu einer Beschlagnahme der niederländischen

Schiffe in allen spanischen und portugiesischen Häfen. Die Niederländer versuchten, den Handel unter neutraler Flagge fortzusetzen. Sie erwirkten zu diesem Zwecke von den Engländern, die, um dem Gegner die baltische Zufuhr abzuschneiden, gegen alle nach Spanien und Portugal verkehrenden Schiffe vorgingen, eine Beschränkung des Verbots allein auf niederländische Schiffe; auch ließ die spanische Strenge wieder nach. Nur schwer haben sie sich entschlossen, die direkte Verbindung mit Indien und Amerika zu suchen, da die Vorteile, die diese bringen konnte, nicht den Verlust aufwogen, den die Eröffnung der direkten Fahrt notwendig herbeiführen mußte durch die völlige Schließung der spanischen und portugiesischen Häfen, die ihr alsbald gefolgt sein würde. Erst als neue Angriffe geschahen und der Verkehr mit der Halbinsel auch durch die Hindernisse, die ihm die Engländer bereiteten, immer fraglicher wurde, taten sie ernstliche Schritte.

Es geschah in doppelter Richtung. Jan Hugen van Linschoten und unter ihm Cornelis Corneliszoon Naay von Enkhuizen und Wilhelm Barendzoon von Terschelling wurden 1594 ausgesandt, eine nordöstliche Durchfahrt zu suchen, Cornelis Houtman und Pieter Dirckszoon Keyser 1595, Indien auf dem üblichen Wege zu erreichen. Die Eismeerfahrt, in den beiden folgenden Jahren wiederholt, führte zur Aufdeckung von Nowaja Semlja und zu näherer Erkundung der Gewässer um Spitzbergen. Sie diente dem Handel nach Lappland und Archangel, den auch die Niederländer schon seit einem Menschenalter betrieben hatten, und ward Anlaß zur niederländischen Beteiligung an der arktischen Fischerei. Für die indische Reise konnte man sich auf Erfahrungen von Niederländern stützen, die in spanischen und portugiesischen Diensten gestanden hatten, so des Jan Hugen van Linschoten und Houtmans selbst. Über Madagaskar erreichte die Expedition Java, schloß einen Vertrag mit dem Sultan von Bantam (West-Java), gründete eine Faktorei auf Bali und kehrte nach zweijähriger Abwesenheit heim.

Ihr Erfolg gab die Losung zu Versuchen nach allen Seiten: Indien und China, Brasilien, Westindien, Guayana und La Plata,

Ost- und Westafrika. Schon 1598 wurde von Rotterdam aus durch die Magellan-Straße Japan erreicht; nach Westafrika hatte bereits die Erschwerung des portugiesischen und spanischen Salzhandels geführt. Um diese Zeit ward auch die direkte Fahrt ins Mittelmeer allgemein; 1596 kamen 400 niederländische Schiffe mit Getreide nach Italien. Staatliche und städtische Organe und private Tätigkeit griffen dabei ineinander. Für den indischen Handel bildeten sich in rascher Folge mehrere Gesellschaften, die Privilegien und Monopole erlangten. Nicht ohne Mühe gelang es den Generalstaaten, ihre Ansprüche auszugleichen und sie am 20. März 1602 zu einer einzigen, der Niederländisch-Ostindischen Kompanie, die mit einem Kapital von rund 6½ Millionen Gulden ins Leben trat, also unendlich viel reicher als die englische ausgestattet war, zu vereinigen. Oldenbarneveldt, Pensionaris von Holland, hatte dabei ebenso unermüdlich wie umsichtig und geschickt mitgewirkt; der endgültige Erfolg war durch das Eingreifen des Prinzen Moritz erreicht worden.

Weit mehr noch als bei England wird erkennbar, wie das Interesse des ganzen Staates an diesen Fragen hing, und mit ganz anderen maritimen und finanziellen Kräften als Engländer und Franzosen traten „die Staaten" auf den Plan, ihren Anteil am Weltmeer zu behaupten. Sie waren, als sie den Schritt taten, schon die vornehmste Handels- und Seemacht Europas, Amsterdam, das bei all diesen Unternehmungen an der Spitze stand, Europas größter Markt. Eine blühende Industrie verarbeitete, was aus allen Gegenden herbeigeholt war, und gab es veredelt dem Handel zu neuem Gewinne zurück; die uralte flandrische Weberei hatte in Leiden und Haarlem Schutz gesucht und gefunden. Welches Selbstgefühl die Männer erfüllte, die sich bewußt waren, solches geschaffen zu haben, zeigen die Worte des Niederländers Hermann Rodenburg, der 1594 im Auftrage der Staaten in England war. Er schrieb nach der Heimat: „Dies ist fürwahr eine schöne Insel; aber es ist ein Jammer, daß sie nicht von Niederländern bewohnt ist, besonders auch die Stadt London, die, wenn sie Antwerpener

Regenten oder einen Magistrat aus den Niederlanden hätte, so sollte sie wohl aus anderen Augen sehen."

Es war das alles aber erreicht worden ausschließlich auf dem Boden europäischer Betätigung. Hier hatte ein freies, kühnes und fleißiges und vor nicht so langer Zeit noch armes Volk, vielleicht eine Million zählend, vielleicht nur eine halbe, von einigen Hundert Quadratmeilen dem Meere abgerungenen und noch immer von ihm umstrittenen Bodens aus, es dahin gebracht, daß die Schätze der Welt durch seine Hände gingen und in ihnen das Gepräge ihres Wertes erhielten. Was den im Reichtum erstickenden italienischen Städten, die ja auch noch durch einen großen Teil des 16. Jahrhunderts Sitz vornehmster Bankhäuser waren, ohne Mühe genommen worden war, das hatten sie dem Reiche wieder abgerungen, in dem die Sonne nicht unterging.

Wo blieb nun in dieser Zeit folgenschwerer Erweiterung der Weltbeziehungen Deutschland, aus dessen Körper die „Niederdeutschen" — das war damals noch die einzige, von den Niederländern selbst gebrauchte Gesamtbezeichnung für die in den Staaten vereinigten Lande — herausgeschnitten waren, wo Italien, dessen Söhne so bedeutungsvoll mitgewirkt hatten bei der Aufdeckung der Erdumrisse?

Wir haben erlebt, wie der Versuch gemacht worden ist, in breitesten Darlegungen das 16. Jahrhundert, das Jahrhundert der Reformation, zu schildern als eine Zeit tiefsten Verfalles der deutschen Dinge, vor allem auch des deutschen Wirtschaftslebens. Es ist geschehen in konfessioneller Tendenz, den Nachweis zu führen, wie verderblich die Reformation auf Deutschland gewirkt habe. Kaum je ist ein falscheres und schieferes geschichtliches Urteil gefällt worden, kaum eins, das den Tatsachen mehr Gewalt antut.

Wer die deutschen wirtschaftlichen Verhältnisse des 16. Jahrhunderts vergleicht mit denen Frankreichs und Englands, und das sind die Länder, die zunächst zum Vergleich herangezogen werden

müssen, eigentlich allein herangezogen werden können, der kann zu keinem anderen Ergebnis kommen, als daß Deutschland England überlegen, Frankreich mindestens gewachsen war, und daß dies Verhältnis sich auch am Ende des Jahrhunderts noch keineswegs stark verschoben hatte. Zwar besaß Deutschland keine Stadt wie London oder Paris, die schon damals an Bevölkerungszahl alle anderen Städte Europas übertrafen; es war aber beiden Ländern weit überlegen in der Zahl blühender städtischer Gemeinwesen mit regster bürgerlicher Betriebsamkeit. Der Portugiese Barros weiß den Kunstfleiß der Chinesen nicht besser zu preisen, als indem er erklärt, daß sie ihn höher getrieben hätten als Deutsche und Niederländer, und jeder Einzelforscher, der nach einem Gesamteindruck strebt und die Zeitlage im Auge behält, muß bestätigen, daß die deutschen Städte das hohe Lob, das nicht wenige Fremde ihnen spendeten, vollauf verdienten, daß sie in sich lebenskräftig, von ernstem Bemühen um die Steigerung ihrer Wohlfahrt, von tüchtigem Bürgersinn erfüllt waren. Augsburg und Nürnberg, Straßburg und Frankfurt, Mainz und Köln, Lübeck und Danzig, Wien und Prag sind Städte, die während des ganzen 16. Jahrhunderts Stolz und Schmuck ihrer Lande waren, und die den besten französischen und englischen Provinzialstädten nichts nachgaben.

Die Bautätigkeit dieser Zeit und mannigfachste Kunstübung belegen, daß es an Wohlstand nicht fehlte, und daß man nicht das Gefühl hatte, in engen Verhältnissen und in einer niedergehenden Zeit zu leben. Trotz des Bauernkrieges hat sich die Landeskultur wesentlich gehoben; es ist die Zeit, in der die Berglande höher hinauf besiedelt werden, und in Gegenden, wo Acker- und Viehwirtschaft allein den nötigen Unterhalt nicht gewähren konnten, die ersten Anfänge gewerblicher Tätigkeit sich entwickeln. Viel neues Land ist unter den Pflug gebracht worden, besonders in der nördlichen Ebene im Anschluß an die Erweiterung der Rittergüter und infolge des steigenden Getreideabsatzes in den norddeutschen Häfen. Im Bergbau waren die Deutschen die Lehrer anderer Völker; gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatte er im Erzgebirge

durch das Anschlagen neuer Silberadern eine zweite Blütezeit erlebt und war dadurch Anlaß geworden zu der ungewöhnlich starken Besiedelung dieses rauhesten deutschen Landstrichs mit einer der rührigsten und ausdauerndsten Bewohnerschaften der Welt. Der innere Friede, dessen sich Deutschland, wie schon dargelegt, im 16. Jahrhundert mehr erfreuen konnte als je in einem früheren, hat diese Fortschritte gefördert.

Und man kann nicht sagen, daß Unternehmungslust und Tatkraft in diesem Frieden erschlafften. Wir finden sie lebendig in allen Kreisen der Nation. Der deutsche Adel, hoch wie niedrig, ist tätig in allen Ländern Europas. Er ist mehr in der Fremde vertreten als der Adel irgend eines anderen Volkes; im Heer- und Staatswesen nimmt er draußen nicht selten leitende Stellungen ein. In den kleinen Verhältnissen der deutschen Staaten fanden gerade die Tüchtigsten oft nicht die Bahn, die sie für ihr Fortkommen begehrten. Es gibt wenige auswärtige Kriege der Zeit, an denen nicht deutsche Reiter und Knechte namhaft beteiligt waren; auf deutschem Boden sind fremde Söldner eine Seltenheit. Bis in die spanischen und portugiesischen Kolonien hinein lassen sich Deutsche nachweisen, die in allen möglichen Aufgaben und Betrieben Verwendung fanden. Eine nennenswerte Auswanderung hat Deutschland im 16. Jahrhundert nicht gekannt; aber es teilt diese Erscheinung mit den übrigen Ländern Europas. Auch in Spanien, das weitaus die meisten Menschen übers Meer sandte, hat ihre Zahl schwerlich die Hunderttausend erreicht. Die gesteigerte Produktion von Edelmetallen, an der auch der europäische Bergbau, besonders der sächsisch-böhmische und der oberungarische, einen gewissen Anteil hatte, die dadurch gehobene Bewertung der Bodenerzeugnisse hat Bedingungen geschaffen, unter denen die ländliche Bevölkerung in den heimischen Wohnsitzen ihr Genüge finden konnte.

So ist denn auch nicht zu erkennen, daß die Nation irgendwie von ihrem alten Selbstgefühl eingebüßt hätte. Das Eindringen der Spanier ins Reich unter Karl V. ist von den Angehörigen beider Bekenntnisse als eine Kränkung der nationalen Ehre empfunden

worden, und die deutschen Scharen, die den Hugenotten nach Frankreich zu Hilfe zogen, haben sich so wenig als minderwertige Fremdlinge gefühlt wie die rechtgläubigen Schweizer, die von Königtum und Liga ins Land gerufen wurden. Noch hatte der Deutsche nicht gelernt, sich irgendwie oder irgendwo geringer einzuschätzen als der Franzose und Engländer; im Gegenteil, wo er im Auslande etwa mit ihnen den gleichen Dienst teilte, wie z. B. gelegentlich im skandinavischen Norden, hielt er den Kopf hoch und war wie nur je geneigt, auf die „Undeutschen", gleichwohl ob Einheimische oder nicht, geringschätzig herabzusehen.

Und doch trug die Zeit unzweifelhaft den Keim des Niederganges in sich. Er lag in der politischen Zersplitterung, im Mangel staatlicher Einheit. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß diesen Mangel nicht die Reformation hervorgerufen hat. Will man der Frage eine konfessionelle Wendung geben, so kann man nur auf den Investiturstreit als Ursache hinweisen. Die Verbindung des Königtums mit dem Episkopat hat Deutschlands Einheit und Macht begründet und gestärkt; eben diese Verbindung hat sie auch wieder erschüttert. Daß der Territorialgedanke die Oberhand gewinnen sollte über die Reichseinheit, ward im 11. und 12. Jahrhundert entschieden, nicht im 16. Aber im 16. Jahrhundert ward klar, daß Deutschland den großen Fragen der Zeit anders gegenüberstand als die national und politisch geschlossenen und von gefestigten Dynastien geleiteten Staaten des europäischen Westens und Nordens.

Es ist schon erwähnt worden, daß auch Deutschland seinen Teil hatte an der Stärkung der Monarchengewalt, aber nicht im Reich, sondern in den Territorien. Es ist aber klar, daß diese Stärkung geradezu eine weitere Schwächung des Reiches bedeutete, die sich im wirtschaftlichen kaum weniger als im politischen Leben fühlbar machte. Überall in Europa führte die Steigerung der Landesgewalt zu dem Streben nach einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet, nach Hebung der Landeskultur unter überwiegend fiskalischen Gesichtspunkten. Dinge, die bisher von Korporationen oder lokalen

Gewalten geregelt worden waren, besonders im gewerblichen Leben, wurden in den Kreis staatlicher Gesetzgebung gezogen. Kein Staat des 16. Jahrhunderts hat die gewünschte Einheitlichkeit im modernen Sinne erreicht; aber alle haben auf diesem Wege doch erhebliche Fortschritte gemacht, die größten das kleine England, schon geringere das große und mannigfaltiger zusammengesetzte Frankreich. Sämtlich haben sie ihre wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande einheitlich zu ordnen vermocht.

All diese Bestrebungen sind auch in Deutschland vertreten; sie wurden hier und da mit keinem geringeren Nachdruck verfolgt als irgendwo sonst in Europa. Aber ihr Arbeitsfeld war nicht das Reich, sondern der Einzelstaat. Fürsten wie August von Sachsen, Johann Albrecht von Meklenburg, Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel kann man in der Fürsorge für die wirtschaftliche Wohlfahrt ihrer Staaten getrost neben Gustav Wasa und Elisabeth nennen. Aber gerade solche Tätigkeit hat die Zerrissenheit der Nation erst recht fühlbar gemacht. Enge und Zersplitterung des Besitzes machten dauernde und durchschlagende Erfolge fast unmöglich, und das Nebeneinanderbestehen städtischer und fürstlicher Territorien, die Unsicherheit über Reichs- oder Landstandschaft bei manchen, auch größeren und größten, Städten, gaben Anlaß nicht nur zu häufigen Reibungen, sondern auch zu erbitterter Gegnerschaft. Die Städte durchkreuzten die Maßnahmen der Fürsten, und diese wieder lernten es als einen Erfolg ansehen, wenn sie den Städten Abbruch taten. Daß die Fürsten auch untereinander in wirtschaftliche Konflikte gerieten, ist selbstverständlich. Es fehlte völlig an einer Gewalt, die über den einzelnen stand, und die im Streit der Interessen hätte entscheiden können.

Dieser Mangel ist naturgemäß auch in den Handelsbeziehungen zum Auslande fühlbar geworden, allerdings weniger an den Landgrenzen. Hier ist die Hauptverschiebung durch die Verlegung des indischen Handels erfolgt, indem dessen Artikel ganz überwiegend nicht mehr über die Alpen, sondern von der Seeseite kamen. Der Warenaustausch über die Ost- und Westgrenze des Reiches

hatte wegen der Gleichartigkeit der Erzeugnisse und im Norden wegen der Konkurrenz des Seeweges eine geringere Bedeutung. Als Zwischenhändler unter fremden Nationen sind die Deutschen im Landhandel in irgend erheblichem Umfange nicht nachweisbar. Wohl aber waren sie das auf der See. Und diese Stellung wurde im 16. Jahrhundert nicht unerheblich geschwächt, und nicht nur das, auch ihre Alleinherrschaft über den eigenen Handel wurde in Frage gestellt.

Das mittelalterliche Deutschland zur See wird dargestellt durch die Hanse. Sie war ein loser Bund, aber ein Bund, der den Verhältnissen der Zeit entsprach. Eidgenossenschaft und Generalstaaten sind kaum viel fester geeinigt gewesen, haben aber den gewaltigen Vorsprung der geschlossenen Lage gehabt. Auch in dieser Form konnte man den deutschen Kaufmann und Schiffer gegenüber dem Auslande vertreten. Unlösbar ward die Aufgabe erst, als rundum die Reiche zu fest geschlossenen nationalen Staaten auswuchsen, ihre Dynastien sich festigten und eine nationale Wirtschaftspolitik herausbildeten, während allein das Deutsche Reich diesen Wandel nicht mitmachte und nicht mitmachen konnte.

Eine der wichtigsten Routen des Seeverkehrs war in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die schon besprochene von den baltischen zu den atlantischen Gewässern. Groß-Nowgorod und die Newamündung einerseits, Westfrankreich andererseits waren im allgemeinen ihre äußersten Endpunkte. Deutsche waren, im äußersten Osten normannischen Spuren folgend, die Pfadfinder dieses Verkehrs gewesen, allen voran Lübeck, die Neugründung Heinrichs des Löwen an der Trave. Als korrespondierender Platz an der Elbe war Hamburg emporgekommen. Schwerlich vor dem 13. Jahrhundert, wahrscheinlich kaum vor seiner Mitte, hat die schon berührte direkte Schiffahrt der Niederländer zwischen Nord- und Ostsee eingesetzt. Sie hat im Lauf der Jahrhunderte den Handelsweg zwischen Lübeck und Hamburg trotz der Verkehrserleichterungen, die man durch Kanalanlagen zu schaffen suchte, in

seiner Bedeutung herabgedrückt, besonders durch die Steigerung der Salzzufuhr von Westfrankreich her.

Die Städte haben dem zu begegnen versucht, teils in direkter Feindschaft gegen die Niederländer, teils indem sie bemüht waren, durch ihren Einfluß in Dänemark volle oder teilweise Sperrung des Sundes für niederländische Schiffe zu erreichen. Sie haben aber auch den seemännischen und den kaufmännischen Wettbewerb aufgenommen und nicht ohne Erfolg. Die Zahl der durch den Sund gehenden Schiffe aus den wendischen Städten, d. h. aus den beiden genannten und aus Stralsund, Rostock und Wismar, die in den gleichen maritimen Betrieben ihren Haupterwerb fanden, ist von 61 im Jahre 1497 auf 101 im Jahre 1536 und weiter auf 584, also fast auf das Sechsfache, im Jahre 1560 gestiegen, während die betreffenden niederländischen Zahlen 567, 589 und 1391 waren. Für das Jahr 1599 verzeichnen aber die Sundzollregister 605 wendische neben 2856 niederländischen Schiffen; die deutschen bilden also nur noch 21 Prozent der niederländischen gegen 42 im Jahre 1560.

Dazwischen hatte Lübeck an Dänemarks Seite unter schweren Opfern am nordischen siebenjährigen Kriege teilgenommen, weil die Schweden ihm 1562 im Finnischen Meerbusen 32 Schiffe angehalten und nicht zurückgegeben hatten, während den anderen Nationen, die in ähnlicher Weise geschädigt worden waren, ihr Eigentum zurückerstattet wurde. Es ist der letzte Krieg gewesen, den eine Hansestadt für den Anspruch auf Freiheit der Meere geführt hat. Als der Stettiner Friede ihn Ende 1570 zum Abschluß brachte, wurde den Lübeckern eine Geldentschädigung und freie Fahrt nach den russischen Häfen zugesagt, trotzdem aber ihre Handelsflotte im Sommer 1574 abermals von den Schweden weggenommen. Bis zu den Zeiten Gustav Adolfs blieb das Verhältnis zu Schweden ein im höchsten Grade gespanntes; natürlich war Lübeck der leidende Teil.

Völlig vertragswidrig hat Friedrich II. von Dänemark den von ihm während des Krieges eingeführten Lastzoll im Sunde

auch auf die wendischen Städte ausgedehnt. Neben Engländern und Niederländern in die Nordfahrt nach Archangel einzutreten, durften die deutschen Städte nicht wagen, weil sie die Repressalien der Dänen nicht gleich jenen leicht nehmen konnten. Das bergensche Kontor, von dem aus ein so ergiebiger Fischhandel nach fast allen Ländern des nördlichen und nordwestlichen Europa getrieben wurde, ward in seinen Rechten willkürlich beschränkt. Christian IV., der 1596 zur selbständigen Regierung gelangte, hat die Privilegien der Hanse, wie sie noch vor dem siebenjährigen Kriege 1560 im Vertrage von Odense festgelegt waren, überhaupt nicht mehr bestätigt, hat der hansischen Islandfahrt ein Ende gemacht. In Dänemark wie in Schweden war man bemüht, den Handel in die eigene Hand zu nehmen. Dazu verschwand der Hering bald nach der Mitte des Jahrhunderts aus dem südlichen Sunde, wo sein Vorkommen auf der südwestlichsten Landzunge von Schweden, bei den Städtchen Skanör und Falsterbo, im Mittelalter ein reges und gewinnbringendes hansisches Verkehrsleben wachgerufen hatte. Er zog sich zunächst in die damals norwegischen Gewässer vor Marstrand und weiter in die Nordsee zurück, wo andere Nationen die Vorteile von Fang und Handel ernteten. Die Handelsstellung der Hansen in den skandinavischen Landen und Gewässern, die Grundlage ihrer Macht, hat das 16. Jahrhundert völlig erschüttert, hat das tun können, weil ein Reich, das den deutschen Bürger gedeckt hätte, nicht vorhanden war.

Daß die Lage gegenüber England noch hilfloser war, ist schon besprochen worden. Die „abenteuernden Kaufleute" brachten es in Hamburg zu einer festen Niederlassung. Eins der ältesten und namhaftesten Glieder der Hanse ließ sie zu im schroffsten Gegensatz zu der Leitung des Bundes und den Genossen. Deutlich wird erkennbar, wie sehr der Zusammenhang gelockert, wie es möglich, ja für die einzelne Stadt bis zu einem gewissen Grade notwendig geworden war, die Sonderinteressen rücksichtslos in den Vordergrund zu stellen. Es ist selbstverständlich, daß

die Hansen auch ihren früher so blühenden Zwischenhandel zwischen Frankreich und England und zwischen England und Flandern einbüßten.

In den portugiesisch-spanischen Verkehr sind sie neben den Niederländern, und zwar kaum viel später, vielleicht sogar schon vor ihnen, eingetreten. Sie haben sich auch während des ganzen Jahrhunderts und darüber hinaus ehrenvoll in ihm behauptet. Aber es wäre ihnen das kaum gelungen ohne die niederländischen Wirren. Diese Wirren als Neutrale in vollem Umfange auszunutzen, hinderte aber ihre militärische Schwäche. Als Franz Drake, der kapernde Weltumsegler, dessen Namen dankbar zu nennen jeder deutsche Schüler lernt, am 30. Juni 1589 mit seinem Genossen John Morris vor der Mündung des Tajo eine hansische Flotte von 60 Schiffen wegnahm, hat man nichts tun können als sich mit nutzlosen Beschwerden an Königin Elisabeth wenden. Wie die militärische und politische Ohnmacht deutschem Handel und deutscher Schiffahrt geschadet hat, zeigen deutlich die Folgen des nordischen siebenjährigen Krieges im Verkehr mit den französischen Salzhäfen. In den Jahren 1557, 1558, 1560 und 1562 gingen zusammen 143 niederländische Schiffe von Frankreich in direkter Fahrt nach Ostseehäfen gegenüber 772 deutschen, unter denen nur 38 ostfriesische. 1563 kamen die niederländischen Schiffe den deutschen zum ersten Male gleich, 62 gegen 63. Von da an behielten sie fast durchaus die Oberhand, bis zum Jahre 1608 insgesamt nicht weniger als 5613 Niederländer gegen 1294 Deutsche, im Jahresdurchschnitt 134 gegen 31. Unter die Deutschen sind hier noch 331 Ostfriesen eingerechnet, die wohl der Mehrzahl nach für niederländische Rechnung fuhren. Neben den Niederländern wurden die Franzosen in diesem Verkehr heimisch. Der nordische siebenjährige Krieg hat nicht nur Lübeck, das an ihm teilnahm, schwer getroffen, sondern die gesamte deutsche Schiffahrt, die der Städte wie der fürstlichen Lande, besonders derer an der Ostsee, da sie sämtlich ihre Neutralität nicht zu decken vermochten.

Man darf sich trotz alledem den deutschen Seeverkehr des 16. Jahrhunderts nicht zurückgehend und vermindert denken gegenüber dem früheren. Daß das falsch wäre, belegen wiederum die Sundzollisten. Deutsche Flaggen waren im Sunde vertreten im Jahre 1497 mit 202 Schiffen, im Jahre 1545 mit 866; vom Durchschnitt der Jahre 1538—1547 mit 617 Schiffen hob sich ihre Zahl im Durchschnitt der Jahre 1591—1600 auf 1488, die der wendischen Städte allein, der bedeutendsten deutschen Gruppe und der Hauptkonkurrenten der Niederländer, von 288 auf 710. Vom Danziger Hafenverkehr läßt sich ziffernmäßig belegen, daß er zunahm von durchschnittlich 1028 durch den Sund dorthin kommenden Schiffen der Jahre 1557—1568 auf 1226 im Jahrzehnt 1591 bis 1600. Hamburg hat sich im 16. Jahrhundert so stark entwickelt, daß man beim Neubau der Festungswerke bald nach Beginn des nächsten Jahrhunderts das Doppelte des bisherigen Areals einbeziehen mußte. Eine ganz neue Betätigung fand deutsche Betriebsamkeit in dieser Zeit in dem neu aufkommenden Holzhandel zwischen Schottland und Norwegen. Es ging auch in Deutschland vorwärts, wie es bei einem innerlich gesunden Volke auch in ungünstiger politischer Lage immer der Fall sein wird, aber nicht so wie bei den konkurrierenden Nationen, zumal bei Niederländern und Engländern. Sie genossen den ungeheuren Vorteil einer einheitlichen und starken nationalen Wirtschaftspolitik.

Die Hansestädte und mehrfach auch Fürsten, deren Territorien Küstenland waren, haben beim Reiche Hilfe gesucht gegen Vergewaltigung durch die Fremden. Es war eine Formalität, die man erfüllte, um nichts unversucht zu lassen; Erfolg konnte das nicht haben, wenngleich hier und da im Binnenlande ein Verständnis dafür aufblitzte, daß es dem Reiche doch nicht gleichgültig sein könne, ob Deutsche seine Häfen und die See vor ihnen beherrschten oder Fremde. Im Osten und Westen waren zwei der wichtigsten Punkte für Deutschlands Seestellung dem Reiche entfremdet, Danzig polnisch, Ostfriesland in seinem Wirtschaftsleben durchaus niederländisch. Der übrige deutsche Seeverkehr geriet nach und nach in

immer größere Abhängigkeit vom niederländischen Waren- und Frachtenmarkt. Die Folgen der Zersplitterung, die seit den Zeiten des staufischen Fremdherrschers Friedrich II. den Einheitsgedanken völlig überwuchert hatte, traten im wirtschaftlichen Leben genau so zutage wie im politischen.

In dieser Lage konnte von einer Betätigung in fremden Erdteilen nicht die Rede sein. An den Entdeckungen sind die Deutschen selbständig nicht beteiligt. Einzelne oberdeutsche Bank- und Handlungshäuser, vor allem die Welser und die Fugger, haben, gestützt auf ihre Beziehungen zu den habsburgisch-spanischen und den portugiesischen Herrschern, Geld an amerikanische und indische Unternehmungen, dort ohne, hier mit Erfolg, gewandt. Dadurch und sonst auch in fremden Diensten sind vielfach Deutsche in überseeischen Landen in Tätigkeit getreten. Auch haben sich vereinzelt deutsche Fürsten, wie August von Sachsen und Johann Albrecht von Meklenburg, mit Gedanken an überseeische, besonders brasilianische Fahrten getragen, ohne doch über die ersten Anfänge zu ihrer Verwirklichung hinauszukommen. 1591 ist ein Danziger Schiff von Pernambuco zurückkehrend wieder daheim angelangt. Ob es die Fahrt gepreßt oder freiwillig gemacht hatte, bleibt ungewiß. Wenn man sich erinnert, was über Engländer, Franzosen und Niederländer zu sagen war, kann das nicht wundernehmen. In Bekämpfung der Spanier deren und der Portugiesen Kolonien aufzusuchen, war für Deutsche kein Anlaß, und von Deutschen, die ausschließlich und allein auf Seeraub dorthin ausgezogen wären, wird nicht berichtet. Zur Begründung überseeischer Siedelungen haben auch jene Nationen im 16. Jahrhundert weder nachhaltige noch erfolgreiche Anstrengungen gemacht. Erst das 17. Jahrhundert sollte es zu voller Klarheit bringen, daß auf einem Felde, auf dem ohne starke, schützende Staatsgewalt niemand auch nur etwas zu wollen hatte, das derzeitige Deutschland zu Leistungen unfähig war.

Und das gleiche gilt von dem anderen Träger mittelalterlicher Zentralgewalt in Europas Mitte, von Italien. Venedig und Genua

behaupteten die Stellung, die ihnen als Häfen eines reich bevölkerten und hoch kultivierten Hinterlandes nicht genommen werden konnte, und die der Levantehandel, soweit die Türken und die vordringende Konkurrenz der Niederländer, Engländer und Franzosen ihn gestatteten, ermöglichte. Außerhalb der Straße von Gibraltar wurden die Entdecker der neuen Welt seltene Gäste. Mit den Produkten, die sie von dorther brauchten, kamen jetzt die Nordländer (auch Deutsche), die bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts kaum je im Mittelmeer gesehen worden waren. Der rührige Medizeer Ferdinand I. (1587—1609), der Begründer der Handelsgröße Livornos, trug sich auch mit kolonialen Plänen. Aber derartige vereinzelte Erscheinungen vermochten nichts an der Tatsache zu ändern, daß Europa sich gleichsam umwandte und sein Gesicht vom Mittelmeer weg nach Westen, Nordwesten und Norden kehrte. Es war die Vollziehung einer seit Jahrhunderten vorbereiteten Umwälzung, zu welcher der Aufschwung der Türkenmacht das Seine beitrug. Seitdem die baltischen Lande eingetreten waren in die abendländische Kultur, waren sie Schauplatz der regsten mittelalterlichen Siedelungstätigkeit und Nährquelle eines allseits belebenden Warenaustausches geworden. Als die Entdeckungen neue Aufgaben stellten, hatten die seegewohnten rein germanischen Stämme des nördlichen und nordwestlichen Europa gelernt, es der Anwohnerschaft der mittelländischen Gewässer gleichzutun in seemännischem Betriebe, und bald, sie zu überflügeln. Indem sie die Verteilung der fremden Erzeugnisse über Europa in die Hand nahmen und zugleich die neu erwachenden oder die sich mehrenden alten Bedürfnisse der iberischen Völker diesen zuführten, öffneten sie sich reich fließende Quellen neuer Kraft. Starke staatliche Gewalten, die sich vor allem die Entwickelung des Wirtschaftslebens zum Ziel setzten, haben besonders bei den führenden Völkern, bei Niederländern und Engländern, diese Verschiebung gefördert. Es war der Anfang einer Bewegung, in der wir noch heute mitten innen stehen. Daß es Protestanten waren, die die Richtung wiesen, ist eins ihrer bezeichnendsten Merkmale geblieben.

Es würde auch diesem knappen Überblick über die Folgen der erweiterten Erdkenntnis etwas fehlen, wollte er nicht der größten Weltmacht gedenken, die die Menschheit je gekannt hat, der römischen Kirche. Schon im Mittelalter hatte sie nicht nur die abendländische Christenheit umspannt, sondern darüber hinaus weithin neue Beziehungen zu knüpfen, alte aufrechtzuerhalten verstanden. In den Eroberungskriegen der Spanier und Portugiesen war der Gedanke der Ausbreitung des Glaubens nicht nur lebendig, sondern der stete Begleiter auf der Jagd nach Herrschaft und Gewinn. Mönche und Geistliche begleiteten die Expeditionen oder folgten ihnen auf dem Fuße. In Amerika ist, soweit die tatsächliche Herrschaft der Europäer reichte, die äußere Christianisierung rasch erfolgt. Aber auch in die alte Kulturwelt des Ostens hat sich die Mission bald gewagt. Einer der Begründer des Jesuitenordens, Loyolas navarresischer Landsmann Franz Xavier, ist unmittelbar nach der Stiftung (1541) als Missionar nach Indien und weiter nach den Molukken und nach Japan gezogen. Er starb auf der Reise nach China, dessen Bekehrung der Jesuit Ricci dann 1584 als mathematisch gelehrter Mandarin zu beginnen versuchte.

Inzwischen hatte sich die Gesellschaft auch in allen spanischen und portugiesischen Kolonien Amerikas, nicht ohne Reibungen mit anderen Orden, missionierend verbreitet. Ihre enge Verbindung mit Rom gab ihr überall sicheren Rückhalt und Rom überall Einfluß. Nirgends in der Welt aber gab es wieder eine Stelle, wo so zahlreiche Fäden aus den entlegensten Gegenden zusammenliefen, und wo man über die entferntesten Gebiete so gut unterrichtet gewesen wäre wie an der Kurie. In dem Wert der Nachrichten, die dort erhalten sind, spiegelt sich das wieder. In weltpolitischer Tätigkeit behielt Rom die Palme und trägt sie vielleicht heute noch. Sein Blick und Urteil umspannten und umspannen die Welt.

Auch in der evangelischen Christenheit der Zeit ist der Zusammenhang lebendiger gewesen, als man in der Regel geneigt ist anzunehmen. Schon früh hat die Liebestätigkeit ihrer Glieder auch

die zerstreuten Glaubensgenossen erspäht und im Auge behalten. Daß sie aber in bezug auf Organisation mit der römischen Kirche nicht in Vergleich gestellt werden kann, bedarf kaum des Hinweises. Erst viel später hat der Protestantismus mit systematischen Versuchen begonnen, seinem Bekenntnis auch außerhalb Europas neuen Boden zu gewinnen.

Zweites Buch.

Vom Tode Elisabeths bis zum Pariser und Hubertusburger Frieden (1603—1763).

Erstes Kapitel.

Der Dreißigjährige Krieg.

Es wird sich nicht nachweisen lassen, daß die konfessionelle Spaltung, die in Deutschland tiefer und weiter klaffte als in den übrigen Ländern Europas, schon im 16. Jahrhundert irgend welchen bestimmenden Einfluß geäußert hätte auf die Stellung unseres Volkes zu den Fragen, die durch die Entdeckungen aufgeworfen waren; sie wurde allein durch die politischen Verhältnisse bedingt. Das sollte anders werden, als einer der greuelvollsten Kriege, den die Welt gekannt hat, Deutschland heimzusuchen begann im engsten Anschluß an konfessionelle Zwistigkeiten.

Sie haben ihren Ursprung in den Ländern des habsburgischen Hauses genommen. Mit der einzigen Ausnahme von Tirol hatte der Protestantismus dort überall breiten Raum gewonnen. Unter Maximilian II., der auch seinen katholischen Untertanen mit päpstlicher Zustimmung das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und die Priesterehe zugestand, war ihm freie Religionsübung zugesagt worden. Als dann mit Rudolf II. die strengere Richtung ans Ruder kam, ergaben sich bald Schwierigkeiten. Sie wurden auch hier gesteigert durch die Verquickung der konfessionellen mit innerpolitischen Fragen.

Die Rechte der Stände waren zwischen diesen und dem Landesherrn streitig, die Stände aber — Herren, Ritter und Städte — wiesen in den Erblanden durchweg eine protestantische Mehrheit auf. Sie hatten schon aus religiösen Gründen ein berechtigtes Mißtrauen gegen jede Machterweiterung der Regierung, in der sie nur ein

neues Mittel erblickten, sie im Glauben zu bedrängen. Andererseits erschwerte, ja verhinderte ihre Tendenz, die landesherrliche Gewalt zu beschränken, jede Entfaltung habsburgischer Gesamtmacht, da weder das böhmische noch das ungarische Königtum, die beide in ihren Herrscherrechten ähnlich, ja noch mehr beschränkt waren, Grundlage einer europäischen Machtstellung sein konnte. Übertritt des Fürstenhauses zum Protestantismus wäre in dieser Lage eine glückliche Lösung gewesen. Aber das war bei den Traditionen Habsburgs und bei seiner engen Verbindung mit der spanischen Monarchie ausgeschlossen. In sämtlichen Söhnen Maximilians und auch in seinen Brüdern, von denen seit 1564 Ferdinand in Tirol, Karl in Steiermark, Kärnten, Krain und den Küstenlanden die Regierung führte, war die Gesinnung lebendig, daß es religiöse Pflicht sei, den wahren Glauben bei den Untertanen wieder zu voller Herrschaft zu bringen. Daß das Erreichen dieses Ziels zugleich einen entscheidenden politischen Erfolg in sich schloß, ließ es noch lockender erscheinen.

Im Mittelpunkt dieser Bestrebungen und der ihnen bestimmten Erfolge steht die Persönlichkeit Ferdinands II. Er gilt als der Typus eines von Jesuiten erzogenen und von Jesuiten dauernd beeinflußten Fürsten, und mit Recht. Was dieser Orden vermochte und was er für die Gegenreformation bedeutete, tritt in diesem Erzherzog, König und Kaiser in voller Klarheit hervor.

Ferdinand war der Sohn Karls von Steiermark und der Maria, der Tochter Albrechts V. von Baiern, der dem Protestantismus in seinem Lande ein Ende gemacht hatte. Schon die Eltern sahen beide in den Jesuiten ihre wertvollsten Berater. Karl besetzte die neu begründete Universität Graz mit Angehörigen des Ordens; als er 1590 starb, sandte Maria den 12jährigen Sohn zur weiteren Erziehung und Ausbildung zu den Jesuiten nach Ingolstadt. 1595 übernahm Ferdinand die Regierung. Drei Jahre später leistete er in Loreto das Gelübde, selbst mit Gefahr seines Lebens alle Sekten und Irrlehren aus den von ihm

ererbten Ländern vertreiben zu wollen. Er handelte entsprechend. Mit erbarmungsloser Härte hat er in den Jahren 1598—1603 in der Steiermark und ihren Nebenländern den Protestantismus ausgerottet. Widerstand wurde nicht geleistet, obgleich die Evangelischen vielleicht in der Mehrzahl waren, jedenfalls unter den besseren Ständen. Der Geist des Calvinismus lebte nicht in ihnen.

Und dieser Mann ward nun Gesamtherr der österreichischen Lande, König von Böhmen und Ungarn und deutscher Kaiser.

Unter Rudolf und Matthias, die nacheinander dem Vater Maximilian im Kaisertum und in der Leitung des habsburgischen Hauses folgten, hat es an Versuchen, die Gegenreformation durchzuführen und die Macht der ständischen Vertretungen in den angestammten Landen zu brechen, nicht gefehlt. Ihre Schwäche hinderte sie, entscheidende Erfolge zu erringen. Rudolf mußte schon zu Lebzeiten dem Bruder Matthias die Regierung überlassen, und ihm ist dann, auch wieder zum Teil schon zu Lebzeiten des Vorgängers, Ferdinand gefolgt. Die beiden jüngeren Söhne Maximilians II., Maximilian, Hochmeister des deutschen Ordens, und Albrecht, Regent der spanischen Niederlande, machten keine Ansprüche; Maximilian, selbst ein Glaubenseiferer, trat wirksam für den Vetter Ferdinand ein. Die Ansprüche Philipps III. auf das Erbe der deutschen Habsburger kaufte dieser mit der Zusage ab, das Elsaß, das die langersehnte Verbindung zwischen der burgundischen Freigrafschaft und den Niederlanden herstellen sollte, und Tirol — um vom mailändischen Besitz her den Weg nach Deutschland zu öffnen — an Spanien abzutreten. Nur in Böhmen begegnete die Nachfolge ernsten und folgenschweren Schwierigkeiten.

Das Land der Hussiten ist von der deutschen Reformation nicht unberührt geblieben. Allerdings hat das Luthertum selbst nur geringe Verbreitung im Lande gefunden. Aber die überkommene utraquistische Richtung, die sich nur in wenigen Äußerlichkeiten von der alten Kirche schied, wandelte sich um in die sogenannte böhmische Konfession, deren Anhänger sich selbst als „evangelische Christen“

bezeichneten. Sie stand dem deutschen Protestantismus recht nahe und war das Bekenntnis der überwiegenden Mehrheit der Landesbevölkerung. In dieser zumeist tschechischen Mehrheit war aber auch der von den Hussiten entflammte Gegensatz zu den Deutschen lebendig geblieben. Ein Landesgesetz vom 3. Oktober 1615 bestimmte, daß niemand Landesbürgerrecht erlangen könne, der der tschechischen Sprache unkundig sei; Fremde, die es erwerben würden, sollten erst in ihren Nachkommen dritten Gliedes zu öffentlichen Ämtern zugelassen sein, ein des Tschechischen Unkundiger unbewegliche Habe nicht erwerben dürfen.

Unter den habsburgischen Herrschern war auch der reine Katholizismus wieder ins Land eingedrungen, in dem die Klöster nie verschwunden waren. Bei den Deutschen im Süden und Südwesten ist er überhaupt nie ernstlich erschüttert worden; Budweis und Pilsen haben sich gegen die Erhebung von 1618 kräftig gewehrt. Unter Rudolf, der Prag zum Sitz der Monarchie machte, hatte es auch an Versuchen der Gegenreformation nicht gefehlt. Den Streitigkeiten, die sich daraus ergaben, suchte 1609 bekanntlich der Majestätsbrief und der sich anschließende „Vergleich" ein Ende zu machen. Sie bestimmten die kirchlich-religiösen Rechte der böhmischen Akatholiken und wurden von Matthias bei seinem Regierungsantritt 1611 bestätigt.

Trotzdem kam das Land nicht zur Ruhe. Auch Matthias' Meinung war es nicht, auf die Rekatholisierung zu verzichten. Was war erst von Ferdinand zu erwarten! Aber obgleich sein glühender Glaubenseifer landkundig war, und obgleich man sich mit Rücksicht darauf 1611 von Matthias hatte versprechen lassen, daß zu seinen Lebzeiten nicht über einen neuen König verhandelt werden solle, weil man hoffte, später einen Protestanten einsetzen zu können, wurde er 1617 doch zum Könige gewählt. Es war umstritten, ob Böhmen ein völlig freies Wahlreich sei. Dazu erklärte sich Ferdinand bereit, alle Rechte der Böhmen, auch Majestätsbrief und Vergleich, zu bestätigen. Er hatte den Patres des Prager Jesuitenkollegs die Frage vorgelegt, ob er ohne Gewissensbisse be-

stätigen könne, was er nicht halten wolle. Die Antwort lautete einstimmig bejahend. Ferdinand war „froh, daß er die Krone Böhmens ohne Gewissensbisse erlange", und leistete die geforderte Bestätigung. Binnen Jahresfrist vollzogen sich die bekannten Vorgänge von Klostergrab und Braunau und der Fenstersturz vom Schlosse des Hradschin, der dem mitbeteiligten Sekretär den Adelsnamen von Hohenfall eintrug.

Am 20. März 1619 starb Matthias. Ferdinand stand zur Kaiserwahl. Sein Vetter Maximilian, der vier Monate früher aus dem Leben geschieden war, hatte sich schon lange die erdenklichste Mühe gegeben, sie durchzusetzen. Man wußte im Reiche wohl, was von Ferdinand in Religionssachen zu erwarten war. Aber wie war seine Wahl zu verhindern? Der eifrigste Gegner, der 22jährige Pfälzer Kurfürst Friedrich V., der erst vor wenigen Jahren die Leitung seiner Lande übernommen hatte, versuchte es auf eine oft getadelte und gewiß törichte Weise, indem er Maximilian von Baiern drängte, als Kandidat aufzutreten, einen Mann, der seit den gemeinschaftlich in der Ingolstädter Jesuitenerziehung verlebten Jahren Ferdinand persönlich so nahe stand, wie es unter Fürsten nur sein kann. Aber bestand bei der Zusammensetzung des Kurfürstenkollegiums irgend eine Möglichkeit, einen Protestanten an die Spitze des Reiches zu bringen? Und wenn das nicht der Fall war, konnte man irgend jemand wählen außer Ferdinand und Max? Am 28. August 1619 ward Ferdinand deutscher Kaiser.

Zwei Tage früher war Kurfürst Friedrich in Prag zum König von Böhmen gewählt worden; man hatte Ferdinand abgesetzt.

Die Beziehungen des Pfälzer Hauses zu böhmischen Ständen sind älter als der Beginn der offenen Auflehnung. Bei dieser hatten neben der Verletzung der verbrieften Religionsrechte doch auch Bestrebungen mitgewirkt, die auf eine Verdrängung der Habsburger vom Wenzelsthron abzielten. Der Leiter des Aufstandes, Graf Heinrich Matthias von Thurn, war besonders an ihnen beteiligt. Man hatte mit Savoyen angeknüpft, Habsburgs erbittert-

stem Feinde, und mit dem lutherischen Nachbar Sachsen, hatte aber doch mit dem Pfälzer zum Abschluß kommen müssen. Wie es hätte kommen können, wenn statt des rohen, beschränkten und geizigen Johann Georg ein Kurfürst Moritz in Dresden residiert hätte, dem die Herrschaft über Böhmen und Mähren, Lausitz und Schlesien angeboten worden wäre, ist eine Frage, die sich ebenso aufdrängt, wie sie müßig ist. So fand sich zu dem vermessenen Wagnis nur der Pfälzer Kurfürst mit seinem schmalen Landbesitz und den durch die Heidelberger Prachtbauten geleerten Kassen.

Denn ein Wagnis war es und ein vermessenes auch. Dem für die Religion kämpfenden Ferdinand fehlten natürlich weder die spanischen noch die päpstlichen Subsidien. In Ungarn war er eine Woche vor Ausbruch des Aufstandes ebenfalls zum Könige gewählt worden. Die Ober- und Nieder-Österreicher beantworteten allerdings seine Hilfsansprüche nur mit ungestümen, ja drohenden Forderungen; aber er hatte trotzdem nicht Unrecht, wenn er den Aufstand als „ein Glück" ansah. Ferdinand zeichnete sich weder durch besondere Tatkraft noch Umsicht aus, aber in seinem Glauben war er stark. Und an seinem Rechte konnte er ja gar nicht zweifeln. Hatte doch der Augsburger Religionsfriede selbst es festgelegt, daß die Untertanen weltlicher Landesherren deren Religion anzunehmen hätten. Daß er nur Gottes heiliges Gebot befolge, stand ihm fest, und wäre er je ins Wanken gekommen, die Männer seines Vertrauens hätten ihn gestützt. Und nun wollte einer der Reichsfürsten seinem Kaiser in den Arm fallen bei der Bestrafung aufständischer Untertanen, wollte ihm in seinen angestammten Landen in Angelegenheiten hineinreden, die jeder weltliche Fürst im Reiche in seinen Besitzungen auf Grund des Reichsrechts ganz nach eigenem Belieben ordnen konnte! Es ist selbstverständlich, daß der Kaiser im Beginnen Friedrichs das schwerste Unrecht, Hochverrat und Majestätsverbrechen erblickte.

Es kann nicht bestritten werden, daß es der Schritt Friedrichs war, der die österreichisch-habsburgische Frage, die der Streit bis dahin rechtlich allein war, auf den Boden des Reiches übertrug.

Der Gedanke konfessioneller Bündnisse, solange vergeblich gehegt, hatte gegen Schluß der Regierung Kaiser Rudolfs doch Ausgestaltung gefunden. Es war hauptsächlich geschehen, weil die zum Angriff drängende Richtung im Katholizismus, der Jesuitismus, an Boden gewonnen hatte und keine Gelegenheit vorübergehen ließ, nach konfessionellen Vorteilen zu haschen. Der Donauwörther Prozessionsstreit, der zur Vergewaltigung der fast ganz protestantischen Reichsstadt durch Herzog Max führte, brachte die vornehmsten oberdeutschen lutherischen Stände, die sich zunächst gefährdet sahen, 1608 zum Anschluß an die calvinistische Pfalz. Der so entstandenen Union setzte der Herzog von Baiern im nächsten Jahre im Verein mit einer Reihe geistlicher Fürsten die Liga entgegen. Die gleichzeitige Entfesselung des jülich-kleve-bergischen Erbfolgestreites, die der Tod des letzten, schwachsinnigen Herzogs Johann Wilhelm herbeiführte, begünstigte die weitere Ausbildung der Bündnisse. Bald war der größere Teil Deutschlands in zwei feindliche Lager gesammelt; nur Kursachsen hielt sich abseits. Die Liga fand eine natürliche Stütze am Kaiser, an Spanien und dem Papst; die Unierten trugen sich mit Gedanken eines Zusammenschlusses aller Protestanten, wobei auch mit denen der kaiserlichen Lande gerechnet wurde. Da verhinderte die Ermordung Heinrichs IV., der geschürt hatte und bereit stand, die Lage für eine Erweiterung der Ostgrenze Frankreichs und seines deutschen Einflusses auszunutzen, daß die schon begonnenen Feindseligkeiten zu einem allgemeinen Kriege ausarteten. Union und Liga blieben bestehen; unter den deutschen Fürsten aber war und blieb die Neigung, im Reiche den offenen Krieg zu entfachen, gering.

In diesem Sinne hatte die Liga und hatte besonders Herzog Max das Gesuch Ferdinands, gegen seine aufständischen Untertanen zu helfen, abschlägig beschieden. Der Herzog hatte Bedenken, durch Einmischung auch die protestantischen Fürsten hineinzuziehen und den Krieg allgemein zu machen. Die Annahme der böhmischen Königskrone durch den pfälzischen Wittelsbacher änderte diese Lage. Auf dem Rückwege von seiner Kaiserkrönung in Frankfurt schloß

Ferdinand in München ein Bündnis mit der Liga. Selbst in Unionskreisen wurde Friedrichs Schritt vielfach mißbilligt. Johann Georg von Sachsen, lutherisch aufgehetzt gegen die Calvinisten und eifersüchtig auf den pfälzischen Ehrgeiz, schloß sich direkt der Liga und dem Kaiser an, allerdings unter der Bedingung, daß den protestantischen Fürsten Sicherheit ihres geistlichen Besitzes gegen gewaltsamen Angriff zugesagt wurde. Er erkannte seinerseits dafür den geistlichen Vorbehalt an.

Es war ein Unternehmen von welthistorischer Tragweite, in das Kurfürst Friedrich eintrat. Völkerrechtlich entbehrte es der nötigen Grundlage, und nicht ohne hinreichende Ursache ist er von Land und Leuten gejagt worden und hat für den Rest seines Lebens sein Brot in der Verbannung essen müssen. Aber andererseits ist zweifellos, daß sein Beginnen politisch durchaus folgerichtig war. Es war nichts anderes, als was man spanischer- und katholischerseits in England und gegen Elisabeth versucht hatte. Mochte politischer Ehrgeiz ebenso stark oder stärker treiben als Sympathie mit den Glaubensgenossen, es war durchaus verständlich und nach Lage der Dinge natürlich, daß ein Versuch gemacht wurde, die völlige Rekatholisierung der habsburgischen Lande zu verhindern und den fanatischen Glaubenseiferer an ihrer Spitze nicht zu einer Macht gelangen zu lassen, die in seiner Hand eine stete Bedrohung des Protestantismus gewesen wäre. Hätte Friedrich seine Sache zum Siege geführt, er würde als protestantischer Held hohen Preis verdient und der deutschen und vielleicht auch der europäischen Geschichte eine andere Wendung gegeben haben. Da seine Leistungen weit hinter der Einschätzung seiner Kräfte zurückblieben, ist er nur der Schuldige, der aus dem innerhabsburgischen Kriege einen deutschen gemacht hat.

Die Länder der Wenzelskrone waren an Ausdehnung und Bevölkerung den österreichischen Erblanden weit überlegen. Aber sie haben, abgesehen von der Hussitenzeit, in Kämpfen mit den Deutschen nie die Angriffs- oder Widerstandskraft bewiesen, die

ihrer materiellen Ausstattung entsprochen hätte. Auch jetzt fehlte es ihrem Adel, der doch fast allein Träger der Bewegung war, nicht nur an Einigkeit, sondern auch an Hingebung und Opferwilligkeit. An ihrem neuen Herrn konnten sie sich nicht aufrichten. Der Winterkönig frühstückte im Schlosse auf dem Hradschin mit englischen Gesandten, während vor den Toren Prags die Schlacht am Weißen Berge tobte. Er mußte in schimpflicher Flucht aus dem Lande weichen. Böhmen und seine Nebenlande wurden völlig unterworfen, ihre Sonderrechte vernichtet, die Schuldigen grausam gestraft, allen akatholischen Bekenntnissen südlich vom Gebirge mit blutiger Strenge ein Ende gemacht. In Schlesien und der Lausitz konnte das Werk der Rekatholisierung nicht sogleich begonnen werden; sie waren durch Sachsen zum Gehorsam gebracht worden.

Hand in Hand damit ging die Bekämpfung des Tschechentums, das doch der eigentliche Träger des Widerstandes gewesen war. Die deutsche Sprache breitete sich auch über die inneren Teile des Landes aus; Deutsch ward und blieb dann bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Sprache der Regierung und Verwaltung, der Gesittung und Bildung im Lande. Wunderlich genug gegenüber der gegenwärtigen Lage Böhmens, daß der Jesuitenorden, der auch hier wieder in vorderster Linie stritt, auch bei den ungeheueren Konfiskationen die eigene Ausstattung nicht vergaß, die Sprache Luthers auf seine Fahne schrieb. Den Majestätsbrief soll Ferdinand mit eigener Hand zerschnitten und das Siegel abgerissen haben. Das so zugerichtete Exemplar wird noch heute in Wien bewahrt.

Es war selbstverständlich, daß man den Kurfürsten, der sich fortgesetzt weigerte, auf die böhmische Königskrone zu verzichten, in seinen Erblanden heimsuchte. Er war dort schon vor der Schlacht am Weißen Berge angegriffen worden und zwar durch Spanier von den burgundischen Landen her. Katholisch-ultramontane Geschichtsauffassung hat allen Anlaß, vorsichtig zu sein mit der Anklage, daß die Protestanten die Fremden auf den Boden des Reiches

gerufen hätten. Die katholische Partei hat ihnen dazu mehr als einmal den Weg gewiesen und hat auch nicht zurückgestanden im Preisgeben von Reichsboden an Nachbarmächte. Nur auf Unkundige können derartige Anschuldigungen — beiderseits — einen Eindruck machen. Man hat in den Jahrhunderten der Auflösung des Reiches auch in anderen als konfessionellen Fragen das Ausland in die deutschen Händel hereingezogen.

Gegen das Eingreifen der Spanier hätte die Union ihr Kernland verteidigen sollen. Es ist nicht geschehen. Ihren zersplitterten Gliedern fehlte es an Kraft und Mut zu einem solchen Wagestück; auch fühlte man sich moralisch gelähmt durch die Schuld des Kurfürsten. Man schloß im April 1621 den Mainzer Akkord, verzichtete auf Verteidigung der Pfalz und nahm dafür das fragwürdige Versprechen der Sicherheit in den eigenen Territorien entgegen. Nur Moritz von Hessen-Kassel und Georg Friedrich von Baden-Durlach traten dem Akkorde nicht bei.

So blieb die Verteidigung der Pfalz zumeist Freibeutern überlassen, dem Mansfelder Ernst und dem Braunschweiger Christian. Sie sind oft als protestantische Helden gepriesen worden; aber sie haben nur geringen Anspruch auf solches Lob, am wenigsten der Mansfelder, der in Böhmen weniger im Auftrage eines Kriegsherren als auf eigene Faust im Felde gestanden hatte, und der weit mehr ein zuchtloser, gewinnsüchtiger Bandenführer als ein evangelischer Kriegsmann gewesen ist, wenn er überhaupt evangelische Überzeugungen gehegt hat. Reinerer Art war der „tolle Halberstädter", der Kriegerbischof, doch auch er mehr ein Abenteurer als ein protestantischer Kriegsheld. Nur Markgraf Georg Friedrich, der sein Land den Söhnen übergab und für die protestantische Sache ins Feld zog, könnte Anspruch machen auf diesen Namen. Sie erlagen alle der Übermacht der Ligisten und der Spanier.

Aber gerade durch den Mansfelder und den Braunschweiger zog die Sache nun weitere Kreise. In den Niederlanden neu ausgerüstet, warfen sie sich in die nordwestdeutschen Bistümer. Es war natür-

lich, daß die Ligisten folgten. Wie hätten sie die geistlichen Fürsten, Glieder der Liga, im Stich lassen sollen? Die betroffenen Kreise waren nicht imstande, ihre Neutralität zu decken. Aber mit jedem weiteren Schritte mußte die Gefahr für den Protestantismus wachsen und, besonders rasch fühlbar, die für den geistlichen Besitz in protestantischen Händen. Es zeigte sich bald, daß der Einmarsch der Ligisten in die Bistümer für diese die völlige Vollendung der Gegenreformation bedeutete. Unmöglich konnten die protestantisch gewordenen Stifter außer Mitleidenschaft bleiben; ihre Inhaber und Umwerber mußten sich aufs äußerste gefährdet fühlen in ihrem Besitz oder in ihren Aussichten. Da liegen die Gründe, die den Dänenkönig veranlaßten, in den „deutschen Krieg" einzutreten.

Christian IV. hat als letzter unter den dänischen Königen die Großmachtspolitik Christians II. wieder aufgenommen. Er zuerst hat ein dominium maris Baltici ausdrücklich beansprucht, die Forderung aufgestellt, daß alle Gewässer innerhalb der dänischen Lande, also die gesamte Ostsee zwischen Gotland, Oesel und Bornholm, als dänische anzusehen seien. Er hat sich auch mit der Hoffnung getragen, Schweden wieder in die alte unbedeutende Stellung zurückdrängen, ja es Dänemark unterordnen zu können. Mit solchen Absichten und Aussichten hatte er in den Jahren 1611 und 12 den Kalmarkrieg geführt und es wirklich dahin gebracht, daß Schwedens einziger Hafen am Kattegat, das an der Stelle des gegenwärtigen Gotenburg gelegene Elfsborg, ihm als Pfand für die zu zahlenden Kriegskosten übergeben werden mußte. Die alten dänischen Bestrebungen auf Beherrschung der Elbe und Trave hat er wieder aufgenommen und Hamburg und Lübeck entsprechend bedrängt. Er war ein abgesagter Feind der deutschen Städte und unterstützte jede Bestrebung, ihre Selbständigkeit zu brechen. Seinen Schwager Heinrich Julius von Wolfenbüttel hat er zu zweimaligem Angriff auf Braunschweig angereizt und beide Male mit ihm vor der Stadt gelegen.

Besonders lebhaft aber war Christians deutsche Politik auf Er-

weiterung seines Einflusses in den niedersächsisch-westfälischen Bistümern gerichtet. Die holsteinische Stellung seines Hauses hatte schon die Vorfahren in diese Bestrebungen eingeführt; niemand hat sie so nachdrücklich und so erfolgreich betrieben wie er. Als Tilly, der Feldherr der Liga, 1623 gegen die Grenzen des niedersächsischen Kreises heranzog, war Christians Sohn Friedrich Bischof von Verden und Coadjutor von Bremen und hoffte sich in Osnabrück durchzusetzen; der Halberstädter Bischof, den Tilly vor sich her trieb, war des Königs Neffe; die Stifter Paderborn, Minden, Magdeburg waren oder wurden bald nachher in die dänischen Pläne einbezogen. Seit 1621 standen die Niederländer wieder gegen Spanien im Felde, und Ende 1623 erfolgte der Bruch Jakobs I. mit diesem Lande. So entschloß sich der dänische König, der drohenden Gefahr angriffsweise zu begegnen. Kriegsgründe gab es, abgesehen von der Depossedierung des Pfälzers, genug, da durch das Auftreten der Ligisten in den Gebieten zwischen Weser und Rhein zahlreiche Reichsstände in Mitleidenschaft gezogen worden waren, die nie gegen Kaiser oder Liga einen Finger gerührt hatten. So nahm Dänemark, zum ersten Male seit dem Speierer Frieden von 1544, eine kaiser- und habsburgfeindliche Haltung an.

Das Beginnen Christians IV. trug aber von vornherein den Keim des Mißlingens in sich. Niemand im niedersächsischen Kreise, außer seinem schwachen Neffen Friedrich Ulrich von Braunschweig, schloß sich ihm freiwillig an. Die großen und reichen protestantischen Städte sahen in ihm ihren grimmigsten Feind; sie schienen nur die Wahl zu haben, „dänisch zu sterben oder katholisch zu verderben", und blieben neutral. Zwei der angesehensten Fürstenhäuser des Kreises, das Gottorper und das Lüneburger, waren durch des Königs Vorgehen in Bremen und Verden völlig verstimmt. Sein alter Feldhauptmann im Kalmarkriege, Georg von Lüneburg, trat zu den Gegnern über, und Adolf von Holstein, der gottorpische Mitbewerber um Bremen, nahm ligistische Dienste. Nur der kleinere Teil des niedersächsischen Kreises ließ sich mühsam bestimmen, Heeresfolge zu leisten. Christian IV., durch den

schweren Fall, den er in der Trunkenheit zu Hameln erlitt, obendrein in seinen Fähigkeiten geschwächt, erlag der erprobten Kriegserfahrung Tillys.

Sein Auftreten war nun aber Anlaß geworden, daß weit über den Schauplatz des Krieges hinaus fast das ganze Reich in Mitleidenschaft gezogen wurde. Bisher hatte außerhalb der Erblande keine kaiserliche Armee im Felde gestanden; die von Baiern geleiteten Truppen der Liga hatten alle Erfolge im Reiche errungen, wie sie auch schon in Böhmen die Hauptlast getragen hatten. Ferdinands leichtfertige Finanzwirtschaft gestattete ihm nicht, aus eigenen Mitteln Heere aufzustellen. Da ist Wallenstein eingesprungen, der die durch zweimalige Heirat zusammengebrachten Reichtümer gelegentlich der böhmischen Kontributionen und Konfiskationen mit ebenso schamloser Habgier wie großer finanzieller Begabung vervielfacht hatte. Er war einer der letzten, zugleich aber der rücksichtsloseste, hochfahrendste und verwegenste der Bandenführer, die das Zeitalter der Condottieri vom 14. bis zum 17. Jahrhundert hervorgebracht hat. Was im Reich bis jetzt vom Kriege nichts oder nur Durchzüge gesehen hatte, ward als Werbe-, Sammel- und Musterplatz schonungslos heimgesucht ohne viel Unterschied, ob katholisch oder protestantisch. Der Krieg sollte den Krieg ernähren und auch noch ein Erkledliches für den Führer abwerfen. Wallenstein hat es fertig gebracht, daß auch der Gleichgültigste aufgerüttelt wurde, und daß sich im ganzen Reiche eine Mißstimmung verbreitete, welche die früheren Jahre noch nicht gekannt hatten.

Die ersten Erfolge haben Wallenstein bei den Seinigen großen Ruhm eingetragen. Faßt man sie näher ins Auge, so erheben sich Zweifel, ob mit Recht. Der tolle Angriff des Mansfelders auf die Dessauer Brücke wurde mühelos abgeschlagen, der Sieg nicht ausgenutzt. Auf dem Zuge nach Schlesien und Ungarn war man ihm und Johann Ernst von Weimar an Streitkräften so überlegen, daß ernstlicher Widerstand nicht geleistet werden konnte. Das gleiche war der Fall bei der Säuberung Oberschlesiens, beim Hin-

ausdrängen des badischen Markgrafen aus Brandenburg und Meklenburg und weiter — im Verein mit Tilly — des Königs aus Holstein. Schlick war es, der jenseit der Eider die Dänen auf ihre Inseln trieb. Eine gut gelegene und wohlverteidigte Stadt brachte dann Wallensteins Kriegsglück zum Stehen. Schiller fällt ein richtiges Urteil, wenn er sagt: „Der historische Wallenstein war nicht groß; er hatte die Präsumtion für sich, ein großer Feldherr zu sein, weil er glücklich, gewalttätig und keck war; er war aber mehr ein Abgott der Soldateska." Er führte, anders als Tilly, zu dem Schwerte des Kriegsmannes auch die Feder des Diplomaten. Er war es, der 1629 den Lübecker Frieden zustande brachte, durch den der völlig besiegte Dänenkönig wieder in den Besitz aller seiner Lande kam. Erwägungen persönlicher Art waren für Wallensteins Friedensneigungen bestimmend geworden.

Kaiser Ferdinand stand auf dem Gipfel seiner Macht, höher als Karl V. nach der Schlacht bei Mühlberg. Seitdem einst Friedrich Barbarossa Heinrich den Löwen niedergeworfen hatte, war es keinem deutschen Kaiser vergönnt gewesen, seine Kriegsscharen siegreich an Ost- und Nordsee zu sehen. Ferdinand würde sich als Pflichtvergessener gefühlt haben, hätte er nicht den Versuch gemacht, sein Glück auszunutzen im Dienst seines Glaubens. Er hatte das Gelübde von Loreto nach der Schlacht am Weißen Berge in Mariazell wiederholt. War nicht auch das Reich seit sechs Generationen gleichsam sein und seines Hauses Erbe? Und war er es nicht den zahlreichen geistlichen Bundesgenossen von der Liga schuldig, sie nach erfochtenem Siege wieder in alle ihre alten Rechte einzusetzen? Ließ sich nicht so all den langwierigen und verwickelten Rechtshändeln um geistliches Besitztum mit einem Schlage ein völliges und glückliches Ende bereiten? Überall, wohin die kaiserlichen und ligistischen Truppen gekommen waren, hatten sie in den Stiftern alsbald Hand angelegt an die Wiederaufrichtung des Katholizismus und selbst in weltlichen Territorien Schritte getan zu seiner Wiedereinbürgerung.

Noch einige Wochen vor dem Friedensschlusse erließ der Kaiser das Restitutionsedikt. Es räumte mit den streitigen Punkten auf, indem es die, einzelnen protestantischen Fürsten gegebenen, gegenteiligen Versprechungen einfach ignorierte. Der geistliche Vorbehalt sollte zu Recht bestehen, also kein Stift mehr in den Händen eines nichtkatholischen Bischofs bleiben. Alle auf Grund landeshoheitlicher Ansprüche eingezogenen geistlichen Güter sollten wieder herausgegeben werden. Den Religionsfrieden von 1555 sollten nur die Angehörigen der Augsburger Konfession, nicht aber die Calvinisten genießen.

Ein Blick auf die Landkarte genügt, zu erkennen, daß es der Todesstreich war für den Protestantismus. Zu den calvinistischen Territorien gehörten die Pfalz und Hessen-Kassel; sie waren nach dem Edikt der Rekatholisierung unterworfen, beide auch schon militärisch völlig beherrscht. Was dann und nach Verlust der Stifter außer Sachsen und Brandenburg, Meklenburg und Pommern an protestantischen Ständen noch übrig blieb, setzte sich zusammen aus Broden, die eingesprengt waren in katholische Lande. Meklenburg und Pommern aber hielt der Kaiser besetzt und dachte nicht daran, sie zu räumen.

In Sachsen und Brandenburg waren je drei Bistümer eingezogen worden kraft landesherrlicher Gewalt; es konnte also auch hier an Gelegenheit zum Eingreifen nicht fehlen. Zudem war auch der Brandenburger Kurfürst 1614 um der Jülicher Frage willen der Religion der Niederländer, dem Calvinismus, beigetreten. Wäre das Restitutionsedikt zur Durchführung gekommen, das Jahrhundert würde das Ende des deutschen Protestantismus gesehen haben, und dem Untergang im Ursprungslande hätte, menschlichem Ermessen nach, das Ende des Protestantismus überhaupt leicht folgen können.

Wie die Dinge lagen, konnte Rettung nur von außen kommen.

Ernst von Mansfeld und Christian von Braunschweig wären schwerlich zu Vorkämpfern des Evangeliums gestempelt worden, hätte es zu ihrer Zeit unter den mächtigeren protestantischen Fürsten

Deutschlands Männer gegeben. Ferdinand II. ist doch nur bedeutend durch die Erbärmlichkeit der Machthaber, die ihm auf protestantischer Seite gegenüberstanden. Es war keiner unter ihnen, der sich neben den bairischen Herzog hätte stellen können. Man möchte versucht sein, zu sagen, daß die Überlegenheit einer geschlossenen Erziehung, die nicht nur das Wissen, sondern auch das Wollen zu entwickeln trachtete, die Überlegenheit des Jesuitismus über das politisch indifferente Luthertum in die Erscheinung getreten sei.

Aber dagegen spricht die Tatkraft, die Angehörige des ernestinischen Hauses, des strengsten aller lutherischen, bewiesen haben. Richtig ist nur, daß die unseligen Folgen der Kleinstaaterei zum ernstesten Ausdruck kamen. Eine Unsumme widerstreitender Interessen gestaltete die Masse der protestantischen, ja sämtlicher weltlichen Stände zu einem unentwirrbaren Chaos. Man hatte durch die Gewohnheit der Jahrhunderte verlernt, weiter als auf das Nächste zu blicken; Fürsten und Städte machten sich nur noch den Vorrang streitig, wer engherziger das Eigene im Auge habe. Und erst recht war diese Denkweise heimisch geworden bei den Regierten, sowohl in den bürgerlichen Kreisen der Städte wie in den ständischen der Territorien. Wer einen Blick wirft in die Verhandlungen, wie sie zwischen Regierenden und Regierten geführt worden sind, wenn es sich darum handelte, Stellung zu nehmen gegenüber der heranziehenden ligistisch-kaiserlich-katholischen Gefahr, der gerät in Zweifel, ob der Angstmeierei, der Beschränktheit oder der bornierten Halsstarrigkeit der Preis zuzuerkennen ist. Und dazu kamen der der Zeit eigene protzende Luxus, die öde Prunksucht, die gewohnheitsmäßige Völlerei und Schlemmerei, in der hohe und höchste Kreise mit beklagenswertem Beispiele vorangingen, und denen nicht, wie bei den führenden Katholiken, ein einigendes Ideal gegenüberstand. Niemand hat diese Entartung deutscher verantwortlicher Machthaber in Stadt und Land klarer durchschaut und schärfer gegeißelt als Gustaf Adolf. Er sollte auch der werden, der ihr ein Ziel setzte.

Als 16jähriger Jüngling ist Gustaf Adolf an die Spitze seines

Reiches getreten. Es war im Kalmarkriege; die Dänen standen im Lande. Sie hatten im Osten Kalmar, im Westen Elfsborg erobert. Elfsborg ist, wie erwähnt, nach dem Frieden in ihren Händen geblieben. Es ist besprochen worden, wie eng das damalige Schweden umgrenzt war. Wir sind auf Grund statistischer Nachrichten, die gerade für Schweden früh einsetzen, in der Lage, von der damaligen Bevölkerungszahl ziemlich genaue Vorstellungen zu gewinnen. Sie hat in ihrer Gesamtheit, Finland eingeschlossen, schwerlich eine Million erreicht. Daß sie durch Boden und Klima ärmer war als die irgend eines anderen europäischen Landes, braucht kaum bemerkt zu werden. Des Königs letztes Silber ist in die Münze gewandert, als er 1619 von der Pfandsumme von einer Million Taler die letzte Rate zahlte, ohne deren pünktliche Erlegung Elfsborg den Dänen geblieben wäre. Urteilt man allein nach den materiellen Erträgen, so hätte man Schweden nicht höher einschätzen dürfen als etwa die süddeutschen protestantischen Territorien Württemberg, Ansbach und Baden, wie denn zum Beispiel tatsächlich bei den Bemühungen um Dänemarks Beitritt zur Union erwogen wurde, daß dieses im Vergleich zu Schweden doch weitaus volkreichere und wohlhabendere Land „nicht viel vermöge; Württemberg zum Beispiel noch um die Hälfte mehr".

Und es war nicht nur der Krieg mit Dänemark, der auf Schweden lastete, als Gustaf Adolf die Regierung übernahm. Man stand zugleich gegen Rußland und Polen im Felde. Gustaf Adolf erzwang von dem durch innere Unruhen geschwächten Zarenreiche im Frieden von Stolbowa 1617 die Abtretung Ingermanlands und des Küstenstriches rechts der Newa zwischen diesem Flusse, dem Ladogasee und der finnischen Grenze. Bei der Grundlegung der Feste am Zusammenfluß von Ochda und Newa, die der Vorläufer Petersburgs war, glaubte er erklären zu dürfen, daß nun der Russe auf ewig von der Ostsee ausgeschlossen sei.

Der Zwist mit Polen, der von König Sigismunds Ansprüchen auf die schwedische Krone herrührte, war von längerer Dauer. In zahlreichen Feldzügen hat Gustaf Adolf zu Estland noch Liv-

land und Kurland gewonnen, seit 1626 den Gegner an der Weichsel bekriegt und im gleichen Jahre mit dem Lübecker Frieden ihn zu einem sechsjährigen Waffenstillstand genötigt, der die meisten Eroberungen an Weichsel und Düna in Schwedens Händen ließ. Indem Gustaf Adolf mit Polen stritt, kämpfte er zugleich gegen den Katholizismus; denn die Durchführung der Ansprüche Sigismunds hätte für Schweden die Gegenreformation bedeutet, und hinter der polnischen Macht stand die Ferdinands und des Hauses Habsburg. Sein eigenes und seines Landes Interesse flossen mit dem des Protestantismus zusammen.

Mit dem weiten Blick, der schon die frühesten politischen Kundgebungen des Königs auszeichnete, und der, weit über die Grenzen des Nordens hinaus nicht nur die deutschen, sondern die gesamten europäischen Verhältnisse überschaute, hatte er alsbald die Bedeutung erkannt, die der Ausgang der böhmischen Unruhen für die Machtstellung der Konfessionen haben mußte. Von ihrem Beginn an war er nicht müde geworden, durch alle Stadien des um sich greifenden Kampfes zur Hilfeleistung und zur Gegenwehr zu ermahnen.

Dabei konnte und wollte er aber seine schwedischen Kräfte nicht einsetzen. Er konnte nicht, weil er wußte, daß er bei jedem Versuche, in Deutschland einzugreifen, Christian IV. als Gegner im Rücken haben würde. Von einer protestantischen Interessengemeinschaft zwischen Dänemark und Schweden ist nie auch nur die Spur vorhanden gewesen, noch unendlich viel weniger als von einer katholischen zwischen Frankreich und Spanien. Er wollte in Deutschland nicht vorgehen, solange er nicht mit Polen seine Sache ausgefochten hatte, weil er mit den schwachen Kräften seines Landes keinen Krieg führen durfte, der ihm und seinem Volke nicht einen sicheren Vorteil in Aussicht stellte. Als 1624 besonders von England her ein allgemeines evangelisches Bündnis eifrig betrieben wurde und gleichzeitig Frankreich gegen den Kaiser hetzte, stellte er Bedingungen, von denen er wußte, daß sie niemals die Zustimmung des dänischen Königs finden würden, und lehnte jede Hilfe ab, als sie nicht erfüllt wurden. Er

wollte seine Kräfte nur einsetzen und durfte es bei ihrer Geringfügigkeit auch nur, wenn er völlig sicher war, daß er unter allen Umständen Herr derselben bleiben und sie nie anders als in Schwedens Interesse zu verwenden haben würde. Das war unmöglich als Bundesgenosse des selbstbewußten, herrischen Christians IV., der auf Schweden immer noch wie auf einen Emporkömmling herabsah und das steigende Ansehen des um 17 Jahre jüngeren Rivalen mit schlecht verhüllter Eifersucht verfolgte.

Erst als Christian unterlegen war, gab es Raum für Gustaf Adolf. Daß er sich kurz vor Abschluß des Lübecker Friedens noch nachdrücklich bemühte, den dänischen König zur Fortsetzung des Kampfes zu bewegen, geschah, weil er ihn so am sichersten abhielt, in dem jetzt für Schweden unvermeidlich gewordenen Kampfe als sein Feind aufzutreten, und weil er wußte, daß Christian in seinem derzeitigen Stande nicht mehr als einen abhängigen Gehilfen darstellen werde. Andererseits ist sicher, daß Gustaf Adolf nationale Politik nicht unter kleinen Gesichtspunkten trieb; sonst hätte er in der Zeit der dänischen Not den kaiserlichen und ligistischen Lockungen nicht widerstanden, sondern die Gelegenheit benutzt, den Erbfeind unschädlich zu machen.

Die Erfolge des Schneekönigs (er ist nicht der erste schwedische Monarch, dem der Name beigelegt worden ist) haben Mit- und Nachwelt in Staunen versetzt. Gustaf Adolf erwies sich auf deutschem Boden als Heerführer nicht minder groß denn als Staatsmann. Man übersieht aber in der Regel, wie diese Erfolge vorbereitet waren. Schweden ist der erste europäische Staat gewesen, der an die Stelle der Söldnertruppen ein nationales Heer gesetzt, seine Krieger aus seinen Landeskindern genommen hat. Gustaf Wasa hat langsam damit begonnen, seine Söhne haben fortgefahren, Gustaf Adolf hat das System völlig durchgeführt. Das allgemein herrschende Werbesystem hätten die schwachen Finanzen des Landes nicht ertragen. Die militärische Überlegenheit, die Schweden allmählich gegenüber dem reicheren und stärker bevölkerten dänisch-

norwegischen Reiche entwickelte, beruht auf dieser Neuerung. Christian IV. war in Niedersachsen noch mit einem fast ausnahmslos deutschen, geworbenen Heere aufgetreten; Gustaf Adolf führte seine Schweden heran.

Sie hatten nie den sieggewohnten Truppen Tillys oder Wallensteins gegenüber gestanden, aber Gustaf Adolf vertraute ihnen felsenfest. Als der Dänenkönig die Brauchbarkeit dieser Soldaten bezweifelte, erwiderte Gustaf: „Ich will mich wohl verpflichten, mit meinen Reitern, obgleich sie keine schönen Pferde haben, eine der besten Kürassier-Kompagnien zu chargieren, die es in Tillys oder Wallensteins Armee geben könnte." Er glaubte nicht, daß „die alten Soldaten Wallensteins oder Tillys, die 14 oder 15 Jahre gedient haben, eine stärkere Haut haben als die neu ausgeschriebenen Knechte". Den deutschen Fürsten, die er zum Widerstand gegen Kaiser und Liga ermahnte, suchte er die gleichen Anschauungen beizubringen. Er schrieb 1623 an Adolf Friedrich von Meklenburg: „Euer Liebden kann leicht aus dem Landvolk 2000 Mann schreiben, der Bruder ebenso, der Herzog von Holstein wohl mehr. Ein Schiff kann des Jahres nicht viel mehr kosten, als manch Banket einem Euer Liebden unterweilen kostet, und wäre doch Euer Liebden mit einem mehr als mit dem andern gedient. Es möchte Euer Liebden jemand einbilden wollen, als wenn das Landvolk nicht zum Kriege tauget; lassen sich solches ja von den Großsprechern nicht einbilden; glauben mir, der ich täglich die Probe davon nehmen muß, daß, wenn sie wohl geführt und kommandiert werden, mit ihnen mehr denn mit der Soldatesca auszurichten ist."

Es sind Worte eines Mannes, der gewohnt ist, mit eigenen Augen zu sehen und alles an alles zu setzen. Und er verstand es, diesen Geist seinem Volke einzuflößen, hoch und niedrig. Gustaf Wasa und seine Söhne sind heimisch gewesen in der Kunst, ihre Schweden zu leiten; Gustaf Adolf war ihrer aller Meister. Die bekannten schwungvollen Worte Schillers sind historische Wahrheit. Gustaf Adolf hat sie einfacher ausgedrückt, als er Christian IV. 1629 in Hinblick auf den geplanten deutschen Krieg beteuerte:

„Obwohl die Schweden nun über 30 Jahre mit schwerem Kriege belastet gewesen sind, so zweifle ich nicht, daß sie tun werden, was ihnen nur immer möglich ist, um des Vaterlandes und meinetwillen.“ Trotz der schweren Opfer, die Gustaf Adolf seinem Volke zugemutet hat, war er doch nicht nur „der größte Krieger des schwedischen Thrones, sondern zugleich auch der am wenigsten gewalttätige Regent seines Stammes“.

Unendlich oft ist die Frage aufgeworfen worden: Ist Gustaf Adolf für die Religion ins Feld gezogen oder um zu erobern? Sie ist müßig, denn die Beweggründe, die wirksam wurden, lassen sich schlechterdings nicht auseinanderhalten. Daß Gustaf Adolf in der Zeit, da aus dem böhmischen ein pfälzischer und aus diesem ein niedersächsischer Krieg wurde, nicht an deutsche Eroberungen gedacht hat, ist zweifellos. Er hätte sonst nicht immer wieder die deutschen Städte und Fürsten ermahnt, sich stark zu machen und dem Feinde zu wehren. Nichts wäre ihm lieber gewesen, als wenn sie sich aufgerafft und Kaiser und Liga die Spitze geboten hätten. Er sah in diesen Mächten zugleich die Feinde des Protestantismus und, wegen der kaiserlichen Unterstützung, die Polen zufloß, seine eigenen. Es war ihm klar, daß ihr völliger Sieg seinen und seines Glaubens Untergang bedeute. „Wir müssen ihnen in Stralsund begegnen, oder sie werden uns in Stockholm aufsuchen!“

Von dem Augenblicke an, wo er selbst in Deutschland eingriff, mußte er dort Besitz erlangen. Er brauchte ihn notwendig schon als militärischen Stützpunkt; er war ihn seinem Volke schuldig als Ersatz für die gebrachten Opfer. Er hat eine Anzahl deutscher Fürsten und Städte von sich abhängig zu machen gewußt. Aber gab es ein anderes Mittel, sie sich und der Sache zu erhalten? Man hat gesagt, er würde nach der Kaiserkrone gegriffen haben. Es fehlt dafür schlechterdings jeder Beweis. Aber wenn es der Fall gewesen wäre, hatte das Reich nicht auch einen König von Spanien und Herzog von Burgund zum Kaiser gehabt? Man sieht, die religiösen und politischen Bestrebungen sind nicht voneinander zu trennen. Daß aber Gustaf Adolf ein überzeugter evangelischer Christ

war, darüber können Zweifel nicht bestehen. Allerdings nicht mit dem religiösen Fanatismus eines Ferdinand! Selbst dieser Glaubenseiferer vermochte religiöse und politische Ziele nicht voneinander zu sondern. Hat Gustaf Adolf ein evangelisches Deutschland unter seiner Führung aufrichten wollen, so hat er nichts anderes geplant, als was Ferdinand in katholischem Sinne erstrebte.

Und darauf beruhen zum Teil seine Erfolge. Im Juni 1630 war Gustaf Adolf gelandet; im August ward Wallenstein vom Kaiser entlassen und das kaiserliche Heer vermindert. Es geschah auf Drängen der Fürsten. Die Ausschreitungen der wallensteinischen Truppen waren ein völlig genügender Grund für die Forderung. Aber es traten auch noch andere Erwägungen in Wirksamkeit. Des Kaisers Macht war beängstigend gewachsen, beängstigend nicht nur für die vom Restitutionsedikt Bedrohten, sondern auch für seine Bundesgenossen. Wallenstein hatte Tilly, der Kaiser die Liga und den Herzog beiseite geschoben. Trotz des nahen persönlichen Verhältnisses und der gleichen religiösen Überzeugung und Stimmung fehlte es doch auch zwischen Ferdinand und Max nicht an Mißhelligkeiten, besonders wegen erwarteter und versprochener, doch nicht erfolgter Entschädigung und Belohnung für geleistete Hilfe in den Erblanden und in der Pfalz. Auch Baiern wollte keinen mächtigen Kaiser. Ferdinand aber hat, wie nur je einer, von der Wiederaufrichtung der Kaisermacht geträumt. Das war der festeste Zügel, an dem Wallenstein ihn leitete. Wie sollte er auch nicht nach so glänzenden Erfolgen? Aber indem er sich anschickte, die „deutsche Libertät" einzudämmen, erwuchs ihm Gegnerschaft auch im eigenen Kreise. Die Verteidigung gegen den vordringenden Schwedenkönig ist dadurch nicht wenig gelähmt worden.

Rascher, als sie gewonnen waren, gingen die Erfolge der glücklichen Jahre wieder verloren. Die beiden norddeutschen Kurfürsten, die auch jetzt noch die Neutralität zu wahren gedachten und sich nur gegen Durchführung des Restitutionsedikts wehren wollten, sahen sich bald in den Strudel hineingezogen; wie die Dinge lagen, konnte es nur unter schwedischer Steuerung sein. Es gelang

Gustaf Adolf wenigstens einigermaßen, „den aufgelösten Besen wieder zusammenzubinden". Ein gutes Jahr, nachdem er gelandet war, erlag ihm Tilly bei Breitenfeld. Liga und Kaiser sahen den Krieg in ihre eigenen Lande getragen. Im Mai 1632 war Gustaf Adolf in München, Prag war in den Händen der Sachsen. Da wurde noch einmal Wallenstein gerufen als Helfer in der Not. Im Zusammenstoß mit ihm blieb Gustaf Adolf Sieger, aber um den Preis seines Lebens. Er starb, noch nicht 38 Jahre alt, vielleicht rechtzeitig für seinen Ruhm, vielleicht zu früh für Deutschlands Glück und Größe. Denn nie hätte Deutschland ein Anhängsel von Schweden werden können! Wie auch immer, er war der Retter des Protestantismus. Wer diese Rettung als segensvoll ansieht, wird ihn preisen müssen, wer nicht, ihm den Namen eines Mannes und Helden nicht versagen dürfen. Wunderbar, daß von einem so kleinen, so entlegenen, so armen Lande aus so Großes, Weltbewegendes geschehen konnte.

Niemals ist die katholische Partei dem Gipfel, von dem Gustaf Adolf sie herabgestürzt hatte, auch nur wieder nahe gekommen. Ihr Feldherr Tilly war, den bei Rain erhaltenen Wunden erliegend, dem Schwedenkönige noch im Tode vorangegangen. Wallenstein blieb seiner Natur getreu, zunächst an sich selber zu denken, und endete im Verrat gegen seinen Kaiser. Es trat auf beiden Seiten noch mancher Held auf den Plan, keiner, der sich ein Ansehen hätte erringen können wie die drei Genannten in den früheren Jahren des Krieges. Der Erfolg schwankte hin und her. Noch mehr als einmal wälzten sich die Kriegeswogen von den Alpen zum Meeresstrande und zurück in ihre Ursprungsgebiete. Die religiösen Fragen fingen an zu erblassen; was geschah, ward immer entschiedener durch politische Ursachen bestimmt. Damit war gegeben, daß es an Parteiwechsel nicht fehlte. Das alte Streben der Vormächte des deutschen Protestantismus, Kursachsens und Kurbrandenburgs, eine Stellung zwischen den Parteien zu gewinnen, erneuerte sich, ohne doch wesentlich andere Ergebnisse zu erzielen, als daß beide

Länder erst recht Sitz des Krieges wurden. Der Übergang der Kaiserkrone an Ferdinands Sohn hat den Dingen keine neue Richtung geben können. Das letzte Jahrzehnt des Krieges erscheint nur noch als ein Ringen der beteiligten Mächte und Truppenführer, mit möglichstem Vorteil aus dem Kampfe hervorzugehen, ohne viel Rücksicht auf die prinzipiellen Differenzen, die ihm zugrunde lagen. Spielte doch die Frage, was aus den Söldnerhaufen werden sollte, in den siebenjährigen Friedensverhandlungen keine geringe Rolle. Der Krieg ward geführt um des Krieges willen; ein gewisses Beharrungsvermögen wurde wirksam in ihm.

Ihre Signatur erhält diese zweite Hälfte des Dreißigjährigen Krieges durch das Vorwiegen des französischen Einflusses. Der Zustand Deutschlands war eingetreten, den alle tatkräftigen Herrscher Frankreichs seit Franz I. herbeigewünscht hatten.

Die Beendigung der religiösen Kämpfe durch das Edikt von Nantes hatte dem französischen Königtum die Hände wieder freigemacht für eine kräftige auswärtige Politik. Sie mußte, der Tradition nach, sich auf die Ostgrenze richten, wo der alte Gegner Spanien noch immer der ausgedehnteste Grenznachbar war, wo Landschaften, die die Sprache Frankreichs redeten, diesem nicht angehörten, und wo der Rhein als römische und mittelalterliche Grenze des geographischen Begriffes Gallia winkte. Spanien aber stand fortgesetzt in engsten Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen zum deutschen Kaiserhause. Sein Leben lang hatte sich Heinrich IV. mit dem Gedanken eines europäischen Bündnisses gegen Habsburg getragen. Als er starb, nahm die französische Politik unter Maria von Medici, die für den achtjährigen Sohn die Regentschaft übernahm, noch einmal eine spanienfreundliche Wendung. Ludwig XIII. ward 1615 mit Anna von Österreich, der Tochter Philipps III., vermählt. Durch die Schwäche seiner Regierung, die im Kampfe mit Günstlingsintriguen aufging, schied Frankreich nochmals für ein Jahrzehnt aus der europäischen Politik aus, bis 1624 der Herzog von Richelieu, Bischof von Luçon und Kardinal, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in die Hand bekam. Er

hat Frankreich einen Einfluß verschafft, wie es ihn früher nie errungen hatte, hat es in Europa an Spaniens Stelle gesetzt.

Richelieu war überzeugt, daß der französischen auswärtigen Politik eine feste Grundlage nur gegeben werden könne durch Aufrichtung der Königsgewalt im Innern. Die jüngsten Erfahrungen hatten ihn das neuerdings gelehrt. Auch Hugenotten waren bei den inneren Wirren der letzten Jahre wieder beteiligt gewesen. Richelieu verfolgte nicht die Absicht, ihre religiöse Freiheit anzutasten; aber ihre politische Sonderstellung sollte gebrochen werden. Sie erlagen nach hartnädigem und blutigem Widerstande trotz englischer Unterstützung. Mit dem Falle la Rochelles im Oktober 1628 hörten die Hugenotten auf, eine politische Macht im französischen Staate zu sein. Zweifellos hatte die Ohnmacht des deutschen Protestantismus Richelieu sein Werk erleichtert. Mit der Bekämpfung frondierender Adliger und ihm feindlicher Einflüsse bei Hofe hatte er während der ganzen 18 Jahre seiner Staatsleitung zu kämpfen. Er behauptete sich doch ununterbrochen und beugte auch die stolzesten und höchsten Widersacher seinem Staatsgedanken. Die Königin-Mutter, die zu seiner Erhebung mitgewirkt hatte, sah sich genötigt, vor ihm aus dem Lande zu weichen und ihr Leben in der Verbannung zu beschließen.

Die Leitung der französischen Politik durch einen Richelieu mußte sich in den deutschen Dingen bald fühlbar machen. Daß die Pfalz unter spanisch-österreichische Herrschaft geraten war, konnte Frankreich nicht gleichgültig sein. Der Gürtel habsburgischer Macht von der Rhone bis zum Kanal war damit so gut wie geschlossen. Doch hat Frankreich in den deutschen Krieg zunächst nicht eingegriffen, auch nicht, als die Heere der Liga und des Kaisers den ganzen Norden überschwemmten. Wohl aber ist die französische Diplomatie von dem Augenblicke an, wo Richelieu ihre Leitung in die Hand nahm, überall in Deutschland, bei katholischen und protestantischen Fürsten, und über Deutschland hinaus in Dänemark und Schweden, in den Niederlanden und in England, zur

Gegenwehr anreizend oder zum Abfall ermunternd, mit Versprechungen nicht karg, hie und da auch finanziell fördernd, tätig gewesen. Als Gustaf Adolf im Felde erschien, genoß er bald auch französische Unterstützung; der Vertrag zu Bärwalde legte im Januar 1631 die zu zahlenden Subsidien fest. Frankreich, das daheim die Hugenotten bekämpfte, ward unter der Leitung eines Kardinals der römischen Kirche eine Schutzmacht des deutschen Protestantismus!

In Oberitalien ist Richelieu im Verein mit Savoyen und Venedig der Ausbreitung österreichisch-spanischer Macht früher und entschiedener entgegen getreten. Durch erbitterten Zwist der Parteien und Konfessionen war der bündnerische Freistaat um die Zeit, als der böhmische Aufstand niedergeworfen wurde, in Gefahr gekommen, von Mailand und Tirol her völlig überwältigt zu werden. Französische Waffenhilfe rettete ihn 1624 vor dem Untergange. Man plante in Frankreich einen Angriff auf Genua, Spaniens Einfallspforte für Oberitalien. An der Spitze eines Heeres überstieg Richelieu 1630 selbst die Alpen und gewann das durch Aussterben der Hauptlinie der Gonzaga erledigte Mantua dem Herzoge von Nevers.

Auch in Deutschland mußte Frankreich aus seiner Zurückhaltung heraustreten, als die Nördlinger Schlacht 1634 den kaiserlichen Waffen wieder das Übergewicht gab. Sie ward Anlaß zum Prager Frieden, der den Kaiser von seinen beiden mächtigsten deutschen Gegnern befreite; aber sie führte dafür die Franzosen ins Feld. Vorzudringen an den Rhein, durch Erwerbung des Elsasses das Herzogtum Lothringen zu umschließen und sich noch fester zwischen Spaniens hochburgundischen und niederländischen Besitz zu legen, war von vornherein das Ziel, das Richelieu vorschwebte. Anfangs unter Bernhard von Weimar, dann unter französischen Führern, doch nur zum Teil aus Franzosen bestehend, griffen die von Frankreich unterhaltenen Heere in Süddeutschland bedeutungsvoll in den Kampf ein. Als Richelieu und kurz nach ihm auch Ludwig XIII. starben, setzte der vom Kardinal empfohlene Mazarin unter Anna von Österreich die begonnene Politik gleich glücklich

fort. Selbst ein Oxenstjerna konnte seinem Lande nicht die leitende Stellung erhalten; dazu war Schwedens wahre Kraft zu gering. So hat in den Verhandlungen zu Münster und Osnabrück Frankreich das entscheidende Wort geführt und dementsprechend im Westfälischen Frieden sein vornehmstes Ziel, nachhaltige Schwächung der habsburgischen Stellung im Reiche, erreicht.

Wer sich die Frage vorlegt, welches die Ergebnisse des in der Geschichte fast beispiellos dastehenden Krieges waren, den Ferdinands böhmisches Vorgehen entfachte, der wird zunächst hervorheben müssen, daß das ursprüngliche Ziel, das Ferdinand vorschwebte, die Vernichtung des Protestantismus in den Erblanden, völlig erreicht wurde. Er ward ausgerottet, mit Stumpf und Stiel könnte man sagen, wenn nicht 200 Jahre später die Belege zutage gekommen wären, daß das doch nicht möglich gewesen war. Sein Gelübde hatte Ferdinand erfüllt.

Zweifellos war dadurch auch seine weltliche Macht zunächst wesentlich gehoben worden. Die österreichische Monarchie von 1648 ist eine andere als die von 1618, und Ferdinand III. und seine Nachfolger haben anders über Menschen- und Steuerkraft ihrer Lande verfügen können als Ferdinand I. und seine Söhne und Enkel. Aber ob das die zweihundertjährige Abschließung Österreichs vom deutschen Geistesleben, das nun doch einmal vom Protestantismus getragen wurde, und die politische Unmündigkeit, der seine Völker verfielen, aufgewogen hat?

Wer das behaupten möchte, wird doch zugeben müssen, daß über diese österreichischen Vorteile hinaus von Ferdinand II. und seinem Sohne schlechterdings nichts erreicht wurde. Zunächst und vor allen Dingen in religiöser Beziehung nichts. Die umstrittenen norddeutschen Bistümer verschwanden von der Landkarte. Sie wurden fester Besitz weltlicher Herren, für alle Zeiten hoffnungslos verloren, Osnabrück einem widersinnigen Alternat zwischen einem welfischen Prinzen und einem katholischen Bischof unterworfen, auch die Abtei Hersfeld verweltlicht. Auf die zahlreichen kleineren geist-

lichen Besitztümer, deren Säkularisierung man durch ein Jahrhundert auf dem Prozeßwege angefochten hatte, mußte man endgültig verzichten. Der Besitzstand von 1624 sollte maßgebend sein, der Augsburger Religionsfriede auch dem Calvinismus zugute kommen. Der geistliche Vorbehalt fiel. Das Reichskammergericht war in Zukunft mit Richtern beider Konfessionen gleichmäßig zu besetzen. Vergewaltigung in Religionssachen durch Majoritätsbeschluß eines Reichstags machte die Anerkennung des Corpus Evangelicorum in Zukunft unmöglich. In all den durch ein Jahrhundert strittigen Fragen mußte die katholische Partei nachgeben. Soweit Reichsverhältnisse in Frage kamen, hatte sie einen vollständigen Mißerfolg zu verzeichnen.

Dazu wurde die Stellung des Kaisers, ihres mächtigsten Vertreters, wesentlich geschwächt. Österreich büßte im Osten die Lausitz, im Westen alle seine Besitzungen und Rechte im Elsaß ein. Hier schob sich Frankreich bis an den Rhein vor und darüber hinaus, indem es die stärkste Feste des Oberrheins, das hartumkämpfte Breisach, zu eigen behielt und im speierischen Philippsburg ein Besatzungsrecht erwarb. So wurde es geradezu eingeladen, sich in alle deutschen Händel zu mischen. Eine für den Bestand des Reiches nicht minder gefährliche Stellung erhielten die Schweden an Nord- und Ostsee. Fast alle größeren weltlichen Fürsten: Baiern, Sachsen, Brandenburg, die Welfen, Hessen-Kassel, Meklenburg gingen mit einer Stärkung ihres Besitzstandes aus dem Kriege hervor. Friedrichs V. Sohn Karl Ludwig zog wieder in Heidelberg ein. Ausdrücklich wurde das Bündnisrecht der Reichsstände, nicht nur unter sich, sondern auch mit Fremden, anerkannt; der Vorbehalt, daß es nicht geschehen solle gegen Kaiser und Reich, war eine schwache Deckung. Als Garanten des Friedens konnte es Frankreich und Schweden nie an Vorwänden fehlen, wenn sie es für angebracht hielten, sich in deutsche Dinge einzumischen.

Und um solcher Ergebnisse willen war Deutschland mit Schutt- und Trümmerhaufen übersäet worden. Es sind neuerdings, auf

Grund einzelner Beobachtungen, Zweifel laut geworden, ob die Verödung und Entvölkerung wirklich so groß gewesen sei, wie man in der Regel anzunehmen pflegt. Sie war es; die Belege sind einfach erdrückend. An die Stelle einer blühenden, selbständigen Kultur waren Armut und Roheit, geistige und sittliche Verwilderung und Abhängigkeit von den Fremden getreten. Leibniz' bekanntes Wort ist nicht zu hart. Seit dem Dreißigjährigen Kriege hat der Deutsche den nationalen Stolz, die Selbstachtung, verloren; erst durch ihn ist Deutschland der Tummelplatz der europäischen Mächte, der Schauplatz ihrer Kämpfe geworden. Und das alles infolge des religiösen Fanatismus, der sich für berechtigt hielt, den Glauben mit Feuer und Schwert zu verbreiten.

Es würde unverständlich sein, wenn das nicht auch den Zeitgenossen zum Bewußtsein gekommen wäre. Auf Grund konfessioneller Forderungen dem Reiche eine andere Gestalt zu geben, hatte sich als unmöglich erwiesen. Man mußte die Spaltung in zwei konfessionell geschiedene Hälften und ihre bunte Mischung als etwas Unabänderliches hinnehmen. Auch hatten die Ereignisse gezeigt, daß es nicht mehr möglich war, auf diesem oder einem anderen Wege im Reiche eine landesherrliche Autorität des Kaisers aufzurichten. Die Gelehrsamkeit eines Chemnitius und eines Pufendorf suchte das auch historisch und staatsrechtlich darzulegen und zu begründen. So trat an die Stelle der kirchenpolitischen eine staatsrechtliche Periode deutscher Geschichte, was auch in der Publizistik seinen deutlichen Ausdruck fand. Die Einzelstaaten strebten nach deutscher und darüber hinaus nach europäischer Geltung, weit mehr, als das im 16. Jahrhundert der Fall gewesen war. Es war selbstverständlich, daß die Fremden die betretene Bahn der Einmischung in die deutschen Dinge weiter verfolgten; zu sehr luden die Verhältnisse dazu ein.

Keinem Lande konnte dabei eine so bedeutende Rolle zufallen wie Frankreich.

Mazarin hat die Politik Richelieus nicht nur nach außen, sondern auch in den inneren Fragen fortgesetzt. Der Niederwerfung des hugenottischen Staates im Staate ist die Beugung des hohen

Adels und der Parlamente unter die Macht der Krone gefolgt. Die sogenannten Unruhen der Fronde in den Jahren 1648—53, die noch mehr gegen die Person Mazarins als gegen das Königtum gerichtet waren, sind der letzte ernstliche Versuch, in Frankreich noch Raum zu bewahren für einen selbständigen Willen neben dem des Monarchen. Zweimal mußte Mazarin Zuflucht suchen im Auslande. Doch setzte er sich durch, auch gegen den großen Condé, den Prinzen von Geblüt, den siegreichen jugendlichen Heerführer in den Niederlanden und in Deutschland, als dieser sich gegen ihn wandte. Noch einmal erlebte Frankreich das Schauspiel, daß einer seiner Besten und Vornehmsten seinen Degen dem Auslande lieh zur Bekämpfung des eigenen Vaterlandes.

Doch konnte auch Condé die Spanier, die den Krieg gegen Frankreich noch nach dem Westfälischen Frieden fortsetzten, nicht zum Siege führen. Sie mußten 1659 im Pyrenäischen Frieden das Gebirge als Grenze anerkennen, die so lang umstrittene Grafschaft Roussillon aufgeben, dazu in den Niederlanden Artois und das hennegauische Avesnes. Frankreichs Metzer Besitz ward durch das luxemburgische Diedenhofen erweitert; der Erwerb von Pignerol sicherte eine der besten Straßen nach Piemont. Und diese Bedingungen wurden nur zugestanden, weil Philipp IV. von Spanien die Verheiratung seiner ältesten Tochter Maria Theresia mit dem französischen Könige versprach. Sie ist im nächsten Jahre auch vollzogen worden. Da die Hoffnung auf regierungsfähige männliche Nachkommenschaft für den spanischen Thron gering war, eröffneten sich damit für die französische Krone die weitesten Aussichten. Daß die Prinzessin auf ihr Erbrecht ausdrücklich verzichten mußte, wurde als ein unüberwindliches Hemmnis nicht angesehen und ist kein solches geworden. Dem Herzog von Lothringen wurde erst im Februar 1661 im Vertrage von Vincennes gestattet, dem Pyrenäischen Frieden beizutreten, und nur gegen Zugeständnisse, die es ihm unmöglich machten, dem Marsch französischer Armeen nach dem Oberrhein Hindernisse in den Weg zu legen.

So stand Frankreich, als Mazarin im März 1661 starb und

Ludwig XIV., 22jährig, die Zügel der Regierung ergriff, fertig, den Platz in Europa und vor allem gegenüber Deutschland einzunehmen, den Spanien hatte räumen müssen. Die Unebenbürtigkeit dieser Macht trat deutlich zutage. Unter dem dritten und vierten Philipp war sie langsam, aber erkennbar von ihrer früheren Höhe herabgesunken. Schon in Philipps II. Zeit hatte Leere der Kassen gelegentlich dem Machtstreben des Königs Halt geboten. Die Metallzufuhren unterlagen dann immer häufigeren Störungen; der wirtschaftliche Verfall des Landes nahm zu. Auch die bevorrechteten Klassen verloren das Interesse am Staat, wurden teilnahmlos gegen äußere Mißerfolge und begannen engherzigster Selbstsucht und eitlem Tand und Prunk zu frönen. Der Staat ward ihnen ein Ausbeutungsobjekt und hat für spanische Denkweise diesen Charakter bis heute behalten.

Zweites Kapitel:

England bis zur Restauration. Die Niederlande.

Die letzten Schritte, die zu Frankreichs Erfolgen führten, sind geschehen unter englischer Mitwirkung. An dem Siege, den Turenne 1658 in den Dünen über Condé und die Spanier erfocht, waren Cromwellsche Hilfstruppen stark beteiligt. Das gewonnene Piratennest Dünkirchen ward den Engländern überlassen. Zusammen mit der gleichzeitigen Einmischung in die nordischen Fragen bezeichnen diese Hergänge den Wiederbeginn einer tatkräftigen Beteiligung Englands an der großen europäischen Politik. Wäre es nicht nach dem Tode der Elisabeth auf ein halbes Jahrhundert ausgeschieden, Spanien möchte früher in die Stellung einer Macht zweiten Ranges hinabgedrängt worden sein.

Der Thronwechsel, der die Stuarts an die Stelle der Tudors setzte und, zum erstenmal im Laufe der Geschichte, Schottland und England unter einem anerkannten Herrscher vereinigte, hat sich ohne Schwierigkeiten vollzogen. Das gemeinsame protestantische Interesse hatte für den Zusammenschluß der beiden Länder eine Grundlage geschaffen, wie sie in früheren Jahrhunderten nicht vorhanden gewesen war. Auch war der Sohn der Maria Stuart keineswegs eine Persönlichkeit, dem nicht beide Völker mit einer gewissen Sympathie hätten begegnen können. Er war ein Regent von größter geistiger Regsamkeit und von Natur wohlwollend. Gleichwohl ist *er* in erster Linie verantwortlich zu machen für das Menschenalter erbitterter und teilweise ruchloser Kämpfe, das die britischen Inseln durchleben sollten, während in Europas Mitte der Dreißigjährige Krieg tobte.

In dreifacher Richtung waren Englands Lebensäußerungen unter Elisabeth festgelegt worden: Sie waren protestantisch, sie drängten nach Betätigung zur See, und sie waren durch beides antispanisch. Man könnte nicht sagen, daß Jakob I. das nicht erfaßt, oder daß er diesen populären Strömungen grundsätzlich Widerstand geleistet hätte. Aber er glaubte sie mit den ihnen entgegenstehenden Regungen ausgleichen und, gestützt auf Kräfte von beiden Seiten, die eigene, die Königsmacht, nach kontinentaler Art heben zu können. Er begegnete den Katholiken daheim freundlicher, als es im letzten Menschenalter Brauch gewesen war. Mit Spanien ward schon im Mai 1604 Friede geschlossen; zur Kurie wurden Beziehungen angeknüpft. Oft ist die Frage behandelt worden, ob eine Hinneigung zum Katholizismus für Jakob I. Anlaß zu dieser Haltung gewesen sei. Seine Gemahlin, die dänische Anna, Schwester Christians IV., hat sich Messen lesen lassen, ist vielleicht sogar übergetreten. Bei Jakob kann doch kein Zweifel bestehen, daß seine religiöse Gesinnung, wie auch seine ausgezeichnete theologische Bildung durchaus protestantisch war. Sein Entgegenkommen gegenüber den Katholiken beruhte auf politischen Erwägungen. Ihr Bekenntnis verfügte über nicht wenige Anhänger in England; in Irland war es das herrschende; im schottischen Hochland hielten noch zahlreiche Häuptlinge mit ihren Clans zu ihm. Es schien vorteilhaft, sich alle diese Kreise zu verpflichten.

Aber damit setzte sich der König in Gegensatz zu der großen Masse derer, welche die Überzeugung gewonnen hatten, daß jedes Zugeständnis an den Katholizismus seine Vertreter nur zu immer neuen Ansprüchen und Forderungen führe, und die für diese ihre Überzeugung Erfahrungen genug ins Feld führen konnten. Die Pulververschwörung vom November 1605 war nur zu gut geeignet, sie in ihrer Auffassung zu bestärken. Noch heftigere Gegner aber wurden die Nonkonformisten, die schon unter Elisabeth die bischöfliche Verfassung der anglikanischen Kirche und die aus dem Katholizismus herübergebrachten Formen ihres Gottesdienstes bekämpft hatten, und die sich durch ihren Glauben verpflichtet fühl-

ten, allem römischen Wesen ein Ende zu machen. Im Stammlande Jakobs hatten die Presbyterianer durchaus die Oberhand. Sie wollten keine andere Leitung der Kirche als die durch Gemeindeälteste und eine aus deren Mitte zusammengetretene Nationalversammlung. Es war eine Auffassung, die auch in England nicht so wenige Anhänger zählte. Sie richtete sich direkt gegen einen Hauptpunkt der Kirchenreform, wie sie von Heinrich VIII. gedacht und begonnen, unter Eduard VI. und Elisabeth durchgeführt worden war, gegen die Leitung der Kirche durch den König. Sie hatte ihre Anhänger zumeist im Landadel und in bürgerlichen Kreisen, war aber auch unter den Höchststehenden beider Nationen vertreten; durch die Verbindung mit Schottland hatte sie ganz andere Kraft gewonnen als zuvor. Es handelte sich um die beiden Strömungen, die im kirchlichen Leben Englands immer wieder hervortreten, die staatlich gerichtete und die rein religiöse.

Soweit das Streben Jakobs I. auf Erweiterung der monarchischen Gewalt abzielte — und gerade hier bargen sich seine innersten Herzenswünsche —, stieß er in den antibischöflichen Kreisen auf den entschiedensten Widerstand. Für die Verteilung der Macht zwischen Parlament und Königtum ist die Vereinigung Schottlands mit England unter dem gleichen Herrscher von größter Bedeutung geworden.

Elisabeth hatte das Parlament zu leiten vermocht, indem sie der auswärtigen Politik eine Richtung gab, die den Wünschen und Interessen ihres Volkes entsprach. Unter Jakob traten der eigene Wille und die eigene Einsicht an die Stelle enger Fühlung mit dem Leben der Nation.

Es würde schwer sein zu sagen, wer höhere Vorstellungen von der Fülle königlicher Macht gehegt oder betätigt hat, Elisabeth oder Jakob; jedenfalls aber ließ Jakob sich verleiten, die seinen schroffer dem Volke und dem Parlamente entgegenzustellen. Dem Abkommen mit Spanien folgten Verbote der Kaperei; sie konnten bei der engen Verbindung, die zwischen diesem Betriebe und dem

ehrlichen Kaufmanns- und Schiffergewerbe bestand, nicht erlassen werden, ohne lebhaften Unwillen zu erregen. Der König hat seinen Admiral entschädigt für erlittene Einbuße! Welch ein Unterschied zwischen dem Verhalten der Elisabeth, die trotz aller spanischen Reklamationen so lange Jahre den heimlichen Krieg duldete, und dem ihres Nachfolgers, der 1618 einen Walter Raleigh das Schafott besteigen ließ wegen verbotswidriger Feindseligkeiten gegen Spanien!

Frische Tat, entschiedene Entschlüsse waren nicht Jakobs Sache; äußere und innere Politik sind unter ihm auf Ausgleichen und Vermitteln gerichtet gewesen. Daß es auch unversöhnliche Gegensätze gab, und daß er nicht fortgesetzt gegen die Grundstimmung des Landes regieren konnte, hat seine Gelehrtenklugheit vielleicht nicht völlig übersehen, doch aber auf seine Haltung nicht einwirken lassen.

Als nach Beendigung des niederländischen Krieges durch den Dordrechter Stillstand der Herzog von Lerma der spanischen Politik durch Heiratsverhandlungen neue Stützen zu gewinnen suchte, fand er Jakob I. kaum weniger bereit als Maria von Medici. Gleichzeitig aber ist der König anläßlich der Jülicher Frage mit der Union in Verbindung getreten und hat 1613 die Tochter Elisabeth dem Pfälzer Kurfürsten vermählt. Es ist nie des Königs Meinung gewesen, das böhmische Abenteuer des Schwiegersohnes und den deutschen Protestantismus nachdrücklich zu unterstützen, und er hätte für eine solche Verwickelung Englands in die kontinentalen Angelegenheiten auch nie die Zustimmung des Parlaments gefunden. Aber das Parlament war mehr als bereit, den Krieg gegen Spanien wieder aufzunehmen, während der König an seinen Heiratsverhandlungen nicht irre wurde und allen Ernstes das Ziel verfolgte, den Pfälzer durch spanischen Einfluß in sein verlorenes Land zurückzuführen. Der König bestritt dem Hause das Recht, über auswärtige Angelegenheiten zu verhandeln. Er mußte erleben, daß ihm das Parlament von 1621 die Erklärung entgegensetzte, daß es befugt sei, die Angelegenheiten des Königs, des Staates, der Kirche und der Landesverteidigung in Beratung zu

ziehen. Es war in der Art Jakobs, wenn er seinen Standpunkt zu wahren suchte, indem er den ins Protokoll eingetragenen Protest eigenhändig ausstrich!

Zwei Jahre später endete die spanische Brautfahrt des Kronprinzen unter dem Jubel des Landes mit einem vollständigen Mißerfolg. Sie scheiterte zugleich an der Schwierigkeit einer konfessionellen Verständigung und der Unmöglichkeit, feste spanische Zusagen für den Pfalzgrafen zu erlangen. England erwartete den gewünschten Bruch mit Spanien. Das Parlament von 1624 war nicht weniger willig zu solchem Kriege als das 1621 aufgelöste; es drängte zu einer protestantischen Heirat. Der König aber schickte Mansfeld mit gepreßten englischen Mannschaften aus, die auf dem niederländischen Kriegsschauplatz eine klägliche Rolle spielten und einem traurigen Geschick verfielen. Er arbeitete an einem, wie die Dinge lagen, völlig unmöglichen allgemeinen protestantischen Bündnisse, das den Schwiegersohn wiederherstellen sollte. Er knüpfte Heiratsverhandlungen mit Frankreich an, die zugleich den Nebenzweck verfolgten, Richelieu für einen pfälzischen Feldzug zu gewinnen, die aber nur dem Inselreiche in Maria Henriette eine katholische Königin brachten. Bei alledem hoffte er fortgesetzt für den Pfalzgrafen auf Spaniens Fürsprache beim Kaiser. Das war keine der Stimmung und dem Selbstbewußtsein des englischen Volkes entsprechende und ebensowenig eine glückliche Politik.

Das Parlament weigerte sich, Lasten zu übernehmen, für die es sich nicht verantwortlich fühlte, und zu unterstützen, was es nicht billigte, und worauf es keinen Einfluß besaß. Es bestritt dem Könige das Recht, Pfund- und Tonnengeld, das seit Eduard IV. unbewilligt erhoben worden war, in beliebiger Höhe einzuziehen, und weigerte sich, den durch eine unordentliche Finanzwirtschaft erhöhten Geldansprüchen der Krone nachzukommen. Mißliebige Ratgeber und Günstlinge, unter denen der schon als junger Zwanziger zum Herzog von Buckingham erhobene George Villiers seinen Namen am tiefsten der englischen Geschichte eingegraben hat, steigerten die Spannung.

In diesem Stande und mit der Erbschaft des eitelen und gewissenlosen Herzogs, mit dem er sich bald völlig identifizierte, hat Karl I. 25jährig (1625) das Reich übernommen. Die äußere Politik war festgelegt. Es bedurfte nur noch der Geldmittel, sie zur Durchführung zu bringen; Buckingham hatte auswärts nur zu sehr die Vorstellung erweckt, daß sie reichlich fließen würden. In Christian IV. von Dänemark ist ganz besonders infolge englischer Versprechungen der Entschluß gereift, in den deutschen Krieg einzutreten. Daß die feierlich zugesagten Subsidien zum weitaus größeren Teile ausblieben, hat nicht am wenigsten zu seinem Mißerfolge beigetragen. Allerdings hatte man gleichzeitig den Krieg mit Spanien begonnen, und das Parlament hatte eine entsprechende Bereitschaft zu Bewilligungen gezeigt. Aber der erste Versuch gegen Cadiz im Herbst 1625 ward verspätet unternommen und zugleich schlaff und ungeschickt durchgeführt. Dazu hatten König und Herzog sich verleiten lassen, Richelieu englische Schiffe zur Verfügung zu stellen gegen Rochelle. Ihre Bemühungen, durch ein ränkevolles Doppelspiel die Verwendung zu hintertreiben, mißglückten, und englische Protestanten sahen sich im Kampfe mit Hugenotten. Die Bedingung antikatholischer Maßnahmen, die an die Geldbewilligung geknüpft worden war, konnte nicht erfüllt werden, weil der mit Frankreich vereinbarte Heiratsvertrag im Wege stand.

Es war verständlich, daß das Parlament von 1626 Rechenschaft über Verwendung der bewilligten Gelder in seinem Sinne forderte. Es beanspruchte zugleich, im Hinblick auf Buckingham, das Recht, alle Personen zur Verantwortung zu ziehen, die sich eines Mißbrauchs der Gewalt schuldig machten. Auflösung war die Antwort, wie schon das vorjährige Parlament aufgelöst worden war. Es konnte die Situation nicht bessern, daß man in den beiden nächsten Jahren, als man wegen des Hofhaltes der Königin und wegen Durchführung des Heiratsvertrags mit Frankreich in Zwist geraten war, erfolglose Versuche machte, Rochelle zu helfen, und Buckingham dabei selbst um militärische Lorbeeren warb. Die Mittel dazu waren zum Teil durch Zwangsanleihen aufgebracht und mit Strafen ein-

getrieben worden, was zur Folge hatte, daß das Parlament von 1628 dem Könige mit der petition of right entgegentrat, die persönliche Freiheit gesetzlich zu sichern. Als die erneute Forderung, Buckingham fallen zu lassen, kein Gehör fand, ward der Verhaßte im August 1628 das Opfer des Fanatikers Felton; die Kunde von der Mordtat begegnete lautem Jubel. Auch dieses und das Parlament des nächsten Jahres löste der König auf; bis 1640 regierte er dann ohne Volksvertretung.

Es hätte größerer Begabung und eines festeren Charakters bedurft, als sie Karl I. zur Verfügung standen, um solcher Schwierigkeiten Herr zu werden. Ihm schwebte vor, daß er die Finanzen und die bewaffnete Macht des Landes nach seinem Gutdünken müsse gestalten und leiten können und, auf sie gestützt, auch die auswärtige Politik. Der Widerstand des Parlaments gegen ein derartiges Recht des Königs war ein prinzipieller, aber für die tatsächliche Ausübung eines solchen Einflusses wäre es zu gewinnen gewesen, wenn es eine seiner Auffassung vom Volkswohl entsprechende Politik hätte unterstützen können. Der König machte einen Ausgleich unmöglich, indem er sein Ziel gleichsam auf Schleichwegen, unter Täuschung berechtigter Erwartungen und Hintansetzung gegebener Zusagen, zu erreichen suchte.

In Thomas Wentworth, Earl of Strafford, im Erzbischof Laud von Canterbury, im Lordschatzsekretär Weston fand er entschlossene und begabte Männer, die bereit waren, den Kampf für ihn aufzunehmen. Um die Krone finanziell vom Parlamente unabhängig zu machen, suchte man alte, vergessene Ansprüche wieder hervor und griff zu Mitteln, deren Gesetzlichkeit mit nur zu guten Gründen bestritten werden konnte, wie die willkürliche Ausdehnung des Schiffsgeldes auf die inneren Grafschaften. Man versuchte, auch Landtruppen ohne Parlament auszuheben, wie man für den Seedienst preßte. Trotzdem blieb die auswärtige Politik natürlich gelähmt aus Mangel an Kriegsmitteln. 1629 ward mit Frankreich, 1630 mit Spanien Friede geschlossen. Die vom Könige so sehr gewünschte Beteiligung am deutschen Kriege mußte unterbleiben; für die Pfalz

konnte er nur noch durch Verhandlungen tätig sein. Der Versuch, nach Herzog Bernhards Tode die weimarische Armee für den Sohn des 1632 verschiedenen Friedrich, Karl Ludwig, zu gewinnen, wurde 1639 von Frankreich mittelst Gefangensetzung des durchreisenden Pfalzgrafen jäh vereitelt.

Zur Krisis aber kam es infolge der besonders von Laud beeinflußten Bemühungen, die Königsmacht durch volle Einverleibung der kirchlichen Gewalt zu steigern. Sie fanden ihren deutlichsten Ausdruck in den nach der schottischen Königskrönung (1633) beginnenden Versuchen, im Nachbarlande den anglikanischen Gottesdienst einzuführen und die Bischofsverfassung zur Herrschaft zu bringen. Die Nationalkonzile (general assemblies) sollten verschwinden. Da man hierbei naturgemäß viel mehr auf den Widerstand der Presbyterianer und Puritaner als auf den der Katholiken stieß, und die Regierung fortgesetzt im Widerspruch mit der Stimmung des Landes einer milden Behandlung der Katholiken zuneigte, so steigerte sich in beiden Ländern der Verdacht, daß sie eine Wiederherstellung des Katholizismus erstrebe. In Schottland war die vom Mittelalter überkommene Auffassung, daß man nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet sei, dem Mißbrauch königlicher Gewalt entgegenzutreten, durch die Hergänge der Reformation nur befestigt worden; so säumte man nicht lange, den königlichen Anordnungen offenen Widerstand entgegenzusetzen. Im Juli 1637 ward in Edinburg die Verlesung der neu einzuführenden Liturgie gehindert; man versagte den Bischöfen den Gehorsam, erneuerte im Februar 1638 das Bündnis (Covenant) von 1581, in dem sich die Teilnehmer gegenseitige Hilfe in allen Verfolgungen zuschworen, und trat im November desselben Jahres trotz des königlichen Verbotes in Glasgow zu einem Nationalkonzil zusammen, auf dem die Abschaffung der bischöflichen Institution dekretiert wurde. Nur Waffengewalt konnte die königliche Autorität wiederherstellen. Der König und seine Ratgeber fanden keine andere Auskunft als Wiedereinberufung des Parlaments.

Als es im April 1640 zusammentrat, offenbarte sich sofort eine sehr erbitterte Stimmung. Man war zu allem anderen noch gereizt durch nicht so seltene Kränkung des Rechts und Mißbrauch der richterlichen Gewalt. Man verweigerte jede Leistung gegen die Schotten; man wollte weder zahlen noch kämpfen. Diese benutzten die Lage, die Unterhaltung ihres Heeres dem Nachbarlande aufzubürden; sie rückten im Juli bis Newcastle vor. Das änderte doch nichts an der Haltung des Parlaments. Es ward im Oktober aufgelöst. Das neue, das im November an seine Stelle trat, setzte sich erst recht aus Gegnern der Regierung und protestantischen Eiferern zusammen. Es ließ so gut wie sein Vorgänger Schotten Schotten sein und verlangte stürmisch Bestrafung aller, die Ungerechtigkeiten verübt hätten gegen Untertanen. Schon acht Tage nach seinem Zusammentritt ward Strafford gefangen gesetzt, im Dezember auch Laud. Richter über sie konnte nur das Haus der Lords sein. Als dieses sich weigerte, erreichten die commons die Vernichtung Straffords durch einen flagranten Rechtsbruch, durch eine bill of attainder, die das Haus passierte. Den König ließ man aus dem Spiel; noch wollte man nur die Ratgeber treffen. Er fand nicht den Mut, die Bestätigung des Urteils zu weigern. So endete Strafford am 12. Mai 1641 auf dem Schafott. Ein Beschluß des Parlaments, daß es nur mit eigener Zustimmung aufgelöst werden könne, ward vom Könige gutgeheißen; er gab nach in all den Fragen, die bisher strittig gewesen waren.

Es war zu spät. In dem neuen Parlament hatten Tendenzen die Oberhand, die nichts Geringeres bezweckten, als den Staat auf neue Grundlagen zu stellen. In der im November 1641 beschlossenen „großen Remonstranz" wird dargelegt, was alles der König gesündigt, das Parlament gebessert habe, was noch zu tun sei, vor allem Abschaffung der bischöflichen Kirchenverfassung und damit Ausschließung der Bischöfe von allen politischen und richterlichen Befugnissen, dann Bestimmung der Räte der Krone durch das Parlament; es werden Änderungen des hochkirchlichen Gottesdienstes verlangt. In Irland tobte wilder Aufruhr, der sich die

Ermordung aller Protestanten zum Ziel setzte. Er gab dem Verdacht königlicher Katholikenfreundlichkeit neue Nahrung. Das Parlament verlangte, den Befehlshaber für Irland zu ernennen, überhaupt die Kommandanten der Land- und Seemacht zu bestimmen. Als der König die Hauptstadt des Landes, deren mittlere und untere Bevölkerung ganz überwiegend antibischöflich war, im Januar 1642 verließ, beschloß das Parlament, daß jeder königliche Befehl der Zustimmung beider Häuser bedürfe.

Es sind die Ansätze zu den Regierungsformen, die sich seitdem in England durchgerungen haben. Dem Befehl des Königs, keine Anordnung zu befolgen, die nicht von ihm gebilligt sei, setzte das Parlament die Auffassung entgegen, daß in seinen Anordnungen der königliche Wille enthalten sei. Kein Geringerer als Milton lehrte die absolute Gewalt des Parlaments. Es ist das erste klare Hervortreten der Gegensätze, die später das staatliche Leben der europäischen Völker so tief bewegt haben. England hat sie zwei Jahrhunderte früher durchgekämpft als das übrige Europa.

In dem Bürgerkriege, der nun das Inselreich zerwühlte, war der König anfangs im Vorteil. Seine „Kavaliere" erwiesen sich zunächst geschickter zum Kriege als die „Rundköpfe", und in seinem pfälzischen Neffen Ruprecht stand Karl ein tapferer und kundiger Führer zur Seite. Nicht weniger als 83 Lords und 175 Commoners, also die Mehrheit des Ober- und fast die Hälfte des Unterhauses, versammelten sich im Januar 1644 in Oxford um den König als „freies" Parlament. Am Könige hielt besonders der Westen fest; der Osten wandte sich mehr den Neuerern zu. Man könnte mit einer gewissen Berechtigung sagen, daß der altangelsächsische Teil sich erhob gegen den mehr britisch-normannisch beeinflußten.

Es fehlte doch auch den Streitkräften des Parlaments nicht an vornehmen Führern. Ein Sohn des Grafen Essex, des Günstlings der alternden Elisabeth, stand an der Spitze des Heeres, bis er 1645 durch den Independenten Fairfax ersetzt wurde; ein Neffe jenes Unglücklichen führte die Flotte, die sich alsbald für das Parlament erklärt hatte. Seine Mannschaften gewannen rasch an Kriegs-

brauchbarkeit. Mit dem Gefecht von Marstonmoor bei York am 2. Juli 1644 war die Überlegenheit der parlamentarischen Armee entschieden; das von Naseby (mittwegs zwischen Leicester und Northampton) am 14. Juni 1645 besiegelte die Niederlage des Königs. In beiden Treffen hatte Oliver Cromwell mit seinen ironsides, den berittenen freeholders der Niederungen von Huntingdon- und Cambridgeshire, der schon wankenden Armee den Sieg erkämpft. Eine Art Mittelpunkt dieser Gebiete bildet die „Insel von Ely", die einst den letzten verzweifelten Widerstand der freien Angelsachsen gegen die übermächtigen Normannen gesehen hatte.

Was mit Cromwell zu Felde zog, kämpfte nicht allein für politische Rechte, es kämpfte auch für den Glauben; es fühlte sich als das Werkzeug Gottes, als das Schwert Israels. Die Gesinnungen, die unter diesen „Independenten" die Oberhand hatten, gingen über die Forderungen der Presbyterianer noch hinaus. Sie wollten von einer Gesamtorganisation der Kirche überhaupt nichts wissen; sie waren strenge Kongregationalisten; die Gemeinde war ihnen alles. Sie hielten eine Beschränkung des Dienstes am Worte auf die Geistlichen nicht für notwendig. So gerieten sie in Gegensatz zu den Schotten, die mit ihrem durch die Kriegsleistungen gesteigerten Einfluß die Einführung ihrer presbyterianischen Kirchenordnung auch in England durchgesetzt hatten. Sie klagten über bürgerliche und kirchliche Bedrückung der Ihrigen. Denn die Independenten — Milton selbst zählte zu ihnen — waren auch Vertreter republikanischer Anschauungen, leugneten die Göttlichkeit des Königtums, an der die Schotten doch festhielten, und erklärten es für verwirkt durch das Geschehene. Da der beste und entschlossenste und wohl auch der größere Teil der Armee ihnen anhing, konnte es geschehen, daß der König im Mai 1646 Zuflucht suchte im Lager der Schotten vor Newark am Trent.

Es war einer der vielen Schritte, die Karl I. getan hat, ohne sich die Konsequenzen völlig klar zu machen. Die Verständigung mit den Schotten scheiterte an der Weigerung des Königs, den Pres-

byterianismus anzuerkennen und auf seine Militärhoheit zu verzichten. Sie hängt doch auch wieder zusammen mit seinen prinzipiellen Anschauungen vom Recht der Krone und der Göttlichkeit der bischöflichen Kirche. Im Januar 1647 lieferten die Schotten ihn gegen Zahlung den Engländern aus.

Hier aber standen die Presbyterianer des Parlaments und die Independenten des Heeres einander fortgesetzt gegenüber. So wenig wie dem Könige wollte die Armee dem Parlamente unterworfen sein; sie bemächtigte sich im Juni der Person des machtlosen Herrschers. Sie wollte von einer Verständigung mit ihm nichts wissen. Das Parlament aber, dem Fairfax durch Einmarsch des Heeres in London im August seine Schwäche fühlbar gemacht hatte, fing an, seine einzige Rettung in einem Abkommen mit dem Könige zu erblicken. Auch die Schotten glaubten, der Armee entgegentreten zu sollen, und meinten das nicht besser tun zu können als im Namen Karls. Sie stimmten die Forderungen an ihn herab, erschienen für ihn im Felde und überschritten Ende April 1648 die englische Grenze, kamen auch siegreich bis nach Lancashire. Aber dort erlagen sie im August dem Angriffe Cromwells, der zum anerkannten militärischen und politischen Führer der Independenten emporwuchs; am 4. Oktober zog er in Edinburg ein.

Inzwischen hatte der König wiederum selbst seine Lage verschlechtert, indem er gegen gegebenes Versprechen Hamptoncourt, wo er in ziemlicher Freiheit und in gewohnten Verhältnissen hatte leben dürfen, verlassen und seinen Aufenthalt auf der Insel Wight genommen hatte; seine Sicherheit war dadurch nicht vermehrt, noch ihm irgendwie sonst genützt worden. Ungestüm verlangte jetzt die Armee, daß er zur Rechenschaft gezogen werde für das vergossene Blut. Man stand unmittelbar vor dem Abschlusse eines Vertrages; aber die Mitglieder des Parlaments, die bereit gewesen wären, ihn gutzuheißen, wurden verhaftet oder ausgeschlossen. Es waren nahezu zwei Drittel. Der Rest verwarf den Vertrag. Dieses „Rumpfparlament“ erhob zu Neujahr 1649 die Anklage gegen den König. Das Haus der Lords weigerte sich, ihr Folge zu geben. Man ant-

wortete mit der Proklamierung der Volkssouveränität, die in den commons verkörpert sei, denn sie seien gewählt. Am 25. Januar erfolgte die Verurteilung. Fünf Tage später fiel Karls I. Haupt. Der Henker zeigte es dem Volke als das eines Verräters. Am 6. Februar ward das Haus der Lords, am 7. das Königtum für abgeschafft erklärt.

Die Geschichte kennt kein zweites Beispiel einer politischen Umwälzung, die sich im Laufe eines Menschenalters in gleich konsequenter Stufenfolge von leisen Anfängen, Differenzen, wie sie jedes innerstaatliche Leben kennt, bis zum Äußersten entwickelt hätte. Der Gedanke des absoluten Königtums war jetzt in England für alle Zeiten tot und begraben. Das Inselreich schied sich klar und scharf von den festländischen Monarchien. Die republikanische Staatsform hat das germanische Land nur wenige Jahre ertragen, und auch in dieser kurzen Zeit nur unter dem Druck des Zwanges; aber es war trotzdem festgelegt, daß diesen Staat fortan das Volk weiterbauen werde, nicht eine Dynastie. Bei seiner maritimen Lage mußte das von besonderer Bedeutung werden für seine Betätigung zur See und über See.

Das Ringen des „langen Parlaments" mit dem Könige und dann mit dem Heere um die Macht hatte die auswärtige Politik nicht weniger lahm gelegt als die voraufgehende Parlamentslosigkeit. Wären die großen festländischen Mächte nicht so völlig gefangen gewesen in nächsten Angelegenheiten, Großbritannien möchte seine gewaltigen inneren Kämpfe nicht mit der gleichen Sorglosigkeit um seinen Bestand haben durchfechten können. So hat nur Papst Innocenz X. durch seinen Nuntius Rinuccini den Versuch gemacht, unter katholischer und royalistischer Fahne Irland vom Joch der Nachbarinsel zu befreien, und ist zeitweise dem Erfolge nahe gewesen. Richelieu und Mazarin haben sich darauf beschränkt, Englands innere Schwierigkeiten nach Kräften zu mehren. Marie Henriettens traurige Lage hat die französischen Machthaber nicht gehindert, gelegentlich auch gegen sie zu konspirieren. Durch Jahre

hat der französische Gesandte nahe Beziehungen zum Parlament unterhalten.

Als die Schotten sich zuerst gegen Karl I. erhoben, begannen in Frankreich sofort Versuche, das alte schottisch-französische Verhältnis wieder herzustellen. Erst als die Independenten in den Vordergrund traten, fing man an, sich für eine Verständigung des Königs mit Schotten und Parlament zu interessieren, da man die antimonarchischen Lehren fürchtete und Steigerung der Macht in einem republikanischen England besorgte. Sie stellte sich tatsächlich ein. Cromwell verstand es, die irische Erhebung mit raschen Schlägen zu treffen. Als dann Karl II., der in Schottland auf die Nachricht von der Hinrichtung des Vaters zum Könige von Großbritannien ausgerufen worden war, im Sommer 1650 dort landete, schlug ihn Cromwell, von Irland herbeigerufen, im August bei Dunbar. Ein Jahr später, als Karl in England selbst einfiel, bereitete er ihm eine vernichtende Niederlage bei Worcester.

Das System der Schreckensherrschaft, mit dem die neuen Gewalten sich durchgesetzt hatten, hat auch Cromwell beibehalten müssen. Aber er war doch zugleich derjenige, der noch extremeren Richtungen, wie sie in allen revolutionären Bewegungen immer wieder das Bestehende gefährden, mit überlegener Kraft Halt zu gebieten wußte. Er bändigte die Levellers mit ihren kommunistisch-schwärmerischen Anschauungen, „Rotten- und Schwarmgeister" nach Luthers Ausdrucksweise, die göttliche Erweckung für sich in Anspruch nahmen, das bürgerliche Recht, gelehrte Bildung, kirchliches Gut und Amt verneinten und ihre Offenbarung über die Welt zu verbreiten begehrten mit der Schärfe des Schwerts. Er ist keiner der Urheber der Revolution; er ist in ihr erst zur Bedeutung gekommen, als des Königs Macht schon gebrochen war. Er hat an dessen Vernichtung mitgearbeitet, weil er sonst die Fühlung verloren hätte mit den Massen, die doch wieder er allein lenken konnte. Gewiß lebte in ihm ein brennender Ehrgeiz; aber er hatte auch die Kraft, zu leisten, was kein anderer vermochte, und er hatte das sichere Gefühl davon. In ihm war, nach der Redeweise der Zeit und seiner

eigenen, „Gottes Geist lebendig"; er war überzeugt, daß des Herrn Willen in ihm wirke, und er hat das den Gegnern von rechts und links wieder und wieder schroff entgegen gehalten.

Es wird von ihm berichtet, daß er bedauert habe, nicht mehr am Waldesrande zu sitzen und die Kühe zu weiden. Es ist das gleiche, wie wenn Gregor VII. beklagte, nicht Mönch in Cluny geblieben zu sein, oder Bismarcks Gemahlin vom Fürsten erklärte: „Glaubt mir, eine Wruke ist ihm lieber als Eure ganze Politik." Es ist die Sache, nicht das Persönliche, das zum Werke treibt. Ein innerer Beruf ist für die Heroen der Menschheit unerläßlich, unentbehrlich. Cromwell fühlte ihn in sich; er ist durch ihn der Bändiger der Revolution geworden. Anklagen und Verhaftungen, Überwachung und Spionage, Konfiskationen, Deportationen und Hinrichtungen, Verfolgung Andersgläubiger, auch früherer Gesinnungsgenossen, hat er gehandhabt wie nur je das lange Parlament. Aber er hat die Dinge doch wieder auf den Boden des Möglichen gestellt. Er diente nicht der Doktrin, sondern dem allgemeinen Besten, wie er es verstand; dies Verständnis aber war tief, vielseitig und weitblickend. Er hat dem langen Parlament im April 1653 ein Ende gemacht, dann aber auch die drei von ihm selbst berufenen und schon vor ihrem Zusammentritt stark gesiebten Parlamente wieder heimgeschickt, sobald sie sich ihm entgegensetzten. Sie begehrten das gleiche, was er einst mit den Seinen vom Könige gefordert hatte, Gewalt über Heer und Steuerwesen. Aber das ist eben das Entscheidende, daß er durchsetzen konnte, woran Karl I. gescheitert war, daß ihm, zwar auch nicht willig, doch aber tatsächlich geleistet wurde, was er für Macht und Einheit des Reiches notwendig hielt. Von ihm ließ sich die Nation bieten, was, vom Könige kommend, als schreiendes Unrecht empfunden worden war. Cromwell hat selbst ein neues Haus der Lords ernannt; für Heer und Flotte hat er die Mittel, die in größerem Umfange verlangt wurden als je zuvor, mit nie gekannter Pünktlichkeit bereit stellen können.

Und dabei wußte er auch das Heer, auf das er sich stützte und stützen mußte, in Schranken zu halten und militärische Zucht

zur Geltung zu bringen, wie es vor oder nach ihm wohl kaum wieder in England gesehen worden ist. Er hat die Genossen, die ihn groß gemacht hatten, soweit sie sich nicht umdenken wollten, aus der Armee entfernen können; zähneknirschend sind sie ihm gewichen. „Wir waren stark genug, zu zerstören, aber zu schwach, um wieder aufzurichten.“ Cromwell war zu beidem stark genug.

Er hat diese Stärke nach innen, er hat sie in gleicher Weise nach außen erwiesen. Ja, man könnte zweifeln, ob die inneren Erfolge ohne die äußeren möglich gewesen wären. Cromwell hat der Politik Englands, sobald die schlimmste Gefahr für die neue Ordnmug beseitigt war, unmittelbar nach seinem Siege über Karl II., lange bevor er (Dezember 1653) zum Lord-Protektor erklärt worden war, eine neue, bisher nie eingeschlagene Richtung gegeben.

Für zwei europäische Staatswesen ist die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts, so reich an Schwierigkeiten und Katastrophen für alle großen Länder Europas, eine Zeit ununterbrochen aufsteigender Entwickelung gewesen, für Schweden und die Niederlande. Beide Staaten wuchsen damals zu einer Geltung empor, die weit hinausging über das dauernde Maß ihrer Kräfte, die sie auch nur kurze Zeit haben behaupten und nie wiedererlangen können. Welche Bedeutung Schweden durch Gustaf Adolf für die europäische, für die Geschichte der Christenheit gewann, ist dargelegt worden. Nicht so weltbewegend wirkte die Blüte der Niederlande; aber sie hat die merkantile, industrielle und maritime Tätigkeit anderer Nationen nie wieder so überstrahlt als zu der Zeit, da Deutschland durch den Dreißigjährigen Krieg, England durch den Kampf zwischen König und Parlament zerrissen und Frankreich von Hugenotten und Fronde und seinem antihabsburgischen Streben in Anspruch genommen war.

Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts ist die Zeit, in der neben Spaniern und Portugiesen auch andere europäische Na-

tionen sich jenseit der Meere festgesetzt haben, keine mit der Kraft, dem Nachdrucke und dem Erfolge der Niederländer.

Vom Ablauf des Dordrechter Stillstandes bis zum Westfälischen Frieden, ziemlich ein Menschenalter, haben sie abermals mit Spanien in offenem Kriege gestanden. Es war kein Ringen mehr um ihren Bestand, es war ein Kampf, der ihren neubegründeten Staat weniger erschöpft, als alle seine Kräfte angeregt und zu voller Wirkung gebracht hat.

Ihren heimischen Boden hat der Feind kaum noch betreten. Im Felde lagen geworbene Heere, zunächst unter Moritzens Führung, von 1625—47 unter seinem militärisch fast noch begabteren Bruder Friedrich Heinrich. Moritz verlegte die Entscheidung in den Festungskrieg. Eine Reihe von Außenposten ward gewonnen, 1626 im Osten Oldenzaal, 1629 Herzogenbusch und Wesel, 1632 Maastricht. 1637 ward Breda zurückerobert, das Spinola zwölf Jahre früher gewonnen hatte nach einer Belagerung, deren Verlauf fast das gesamte militärische Europa mit Spannung verfolgte. Seeflandern, am linken, südlichen Ufer der Scheldemündung, ist ununterbrochen behauptet worden.

Der Westfälische Friede bestätigte alle diese Eroberungen. So umzog ein breiter, mit festen Plätzen wohlversehener Gürtel Landes den ganzen Süden und Südosten der Republik, gleichsam ein gewaltiger Brückenkopf hinter den tiefen und breiten Wasserarmen der Rhein-, Maas- und Scheldemündungen. Aller Teilnahme am politischen Leben entbehrend standen diese „Generalitätslande" den Staaten zu freiester Verfügung. Dazu schloß der Westfälische Friede die Scheldemündung; Amsterdam, Middelburg und Vlissingen brauchten kein Antwerepn mehr zu fürchten. Der Friede verhieß auch ungehinderten Verkehr in allen spanisch-portugiesischen Häfen.

An der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie haben sich die Erfahrungen der Portugiesen bestätigt; sie hat im ersten halben Jahrhundert ihres Bestehens durchschnittlich 95 Prozent Dividende verteilen können. Ihre Handelsbeziehungen hat sie bald über die

gesamte indochinesische Kulturwelt ausgebreitet, den Spuren der Portugiesen folgend, dann über ihren Bereich hinaus. Von Gudscherat bis gegen Japan hin entstanden eine ganze Reihe von Faktoreien. Ihre Hauptaufmerksamkeit aber wandte die Gesellschaft der hinterindischen Inselwelt zu und hier wieder dem gewinnreichsten aller Betriebe, dem Gewürzhandel. Schon 1605 ward Amboina den Portugiesen entrissen und dann dauernd behauptet. Der weitere Kampf um die Gewürzinseln, die Banda-Gruppe und die Molukken, endete mit der vollen Niederlage der Spanier und Portugiesen; er ist durchgeführt worden ohne Rücksicht auf den zwölfjährigen Stillstand.

Die Entscheidung über den dauernden Besitz dieser Gebiete lag aber kaum noch hier. Fast überall traten neben den Niederländern die Engländer auf, denen ihre beiden ersten Expeditionen ebenfalls 95 Prozent Gewinn ergeben hatten, und versuchten Fuß zu fassen. An Kapitalkraft und maritimer Stärke standen sie den Niederländern nach, aber die Beziehungen der Republik zu England waren doch anderer Art als die zur spanischen Monarchie. Als die englische Gesellschaft sah, daß sie die Konkurrenz mit der niederländischen nicht bestehen könne, versuchte sie es mit Verhandlungen, die Jahre währten, während es draußen schon zu feindlichen Zusammenstößen kam. Im Juli 1619 ward wirklich ein Vertrag vereinbart, der eine gewisse Gemeinsamkeit festsetzte, für die Engländer eine Drittelbeteiligung in Aussicht nahm. Aber im März war aus dem Fort Dschakatra auf Java, das der tapfere und umsichtige Generalgouverneur Jan Pieterszoon Coen siegreich gegen Engländer und Eingeborene verteidigt hatte, Batavia geworden, und die Vertreter der Kompagnie hatten wenig Neigung, ihre neuen Geschäftsteilhaber anzuerkennen. Von 17 Engländern, die auf Amboina weilten und 1623 des Verrats und der Verschwörung beschuldigt wurden, sind zehn an Ort und Stelle abgeurteilt und hingerichtet worden.

So groß die Entrüstung in England war, weder Jakob noch Karl hat irgendwelche Entschädigung seitens der Niederländer durch-

gesetzt. Die Engländer zogen sich von den Inseln zurück. Sie sind das eigentliche Herrschaftsgebiet der Niederländer geworden, auf dem sie den reichen Kolonialbesitz begründeten, der noch heute eine Hauptquelle ihres Wohlstandes ist. Die Namen Neu-Holland, Neu-Seeland, Van-Diemensland, die aus dieser Zeit stammen, erinnern daran, daß sie ihre Fühler auch tastend in die australische Welt hinausstreckten. Der tatkräftige Van Diemens, Generalgouverneur von 1636—1645, begründete die Herrschaft auf Ceylon und durch Eroberung von Malakka die über die Meerenge. Einer der gewinnreichsten Betriebe des Welthandels blieb durch Jahrhunderte in den Händen der Niederländer; es ist bekannt, wie sie die Gewürzproduktion gleich in den ersten Jahrzehnten durch erbarmungslose Vernichtung des Baumbestandes auf wenige, leicht zu überwachende Inseln konzentrierten. Daß rücksichtsloses Prozentmachen das eigenste Wesen niederländischer Kolonialpolitik durch Jahrhunderte gewesen und geblieben ist, kann hier nur gerade berührt werden.

Der Tätigkeit in den asiatischen Gewässern trat die in den atlantischen zur Seite. Sie erstreckte sich über den ganzen Ozean und darüber hinaus ins Stille Meer an die Westküste des spanischen Amerika; Kap Hoorn und die Staaten-Insel erinnern an diese Fahrten. Zunächst war es hier, wie bei den Engländern, so gut wie ausschließlich auf Raub und Plünderung abgesehen. Man lauerte spanischen und portugiesischen Schiffen auf und griff Küstenplätze an. Die Stillstandsjahre haben diesem Betriebe nicht viel Eintrag getan. Als 1621 der offene Krieg wieder begann, nahm er einen außerordentlichen Aufschwung. Es bildete sich die Westindische Kompagnie, der die gesamten atlantischen Gestade Afrikas wie Amerikas als Feld ihrer Tätigkeit überlassen wurden. Zu Kaperei und Piraterie traten Schmuggel und Negerhandel, dann die Zuckerkultur, die auch schon auf Java erfolgreich begonnen worden war, in Afrika die Ausfuhr von Gold und Elfenbein, in Brasilien die von Färbehölzern.

Das alles war, zum Teil auch wegen der erforderlichen stärkeren Ausrüstungen, nicht so gewinnbringend wie der ostindische Verkehr, und es ist anfangs nicht leicht geworden, das erforderliche Kapital zusammenzubringen; aber vereinzelt wurden doch gewaltige Gewinne eingeheimst. 1628 nahm Pieter Heijn an der Küste von Kuba eine spanische Silberflotte, deren Ladung einen Wert von 14½ Millionen Gulden hatte. Wenn es Stimmen in den Niederlanden gab, die dem Frieden das Wort redeten, weil ein ungehinderter Verkehr mit den Häfen Spaniens und Portugals größeren Gewinn bringe als die Fahrten in die Kolonien, so waren doch die im Übergewicht, die gerade den Kriegszustand als ersprießlich und einträglich ansahen und deshalb Friedensbemühungen hintertrieben.

Man machte zahlreiche Versuche, feste Niederlassungen zu gewinnen. San Salvador (Bahia) wurde allerdings 1624 und wieder 1638 vergeblich angegriffen; aber in Recife-Olinde (Pernambuco) setzte man sich 1630 fest und dehnte die niederländische Herrschaft südlich bis gegen den San Francisco, nördlich bis über den Parahyba aus. Die ersten Niederlassungen in Guayana stammen schon aus etwas früherer Zeit. 1634 ward Curaçao vor der Küste von Venezuela besetzt, später St. Eustaz im Norden und Tabago im Süden der Kleinen Antillen. Auf Santa Cruz entstanden zugleich eine niederländische und eine englische Niederlassung. In den gegenwärtigen Vereinigten Staaten sind Niederländer neben den Engländern die ersten Siedler gewesen. Den nach ihm benannten Fluß hat Henry Hudson 1609 in holländischem Auftrage entdeckt; Neuyork entstand auf Manhattan als Neu-Amsterdam, Hauptort von Neu-Niederland. 1637 ward in Afrika Fort Elmina an der Goldküste gewonnen. Von 1652 datiert eine dauernde Kapkolonie an der Tafelbai als Stützpunkt für die Ostindienfahrt. Eroberung und Verteidigung dieser Plätze, besonders Brasiliens gegen die Portugiesen, nahmen allerdings die Mittel der Westindischen Kompagnie so sehr in Anspruch, daß sie ihre Lage zu bessern wünschte durch Verschmelzung mit der Ostindischen, als deren Privileg 1647

erneuert werden mußte; ihr Begehren blieb aber unerfüllt. Im Fernhandel (handel van verre) behielt die Ostindienfahrt den vornehmsten Platz.

Indem sich diese neuen Handelswege und Beuteplätze öffneten, flossen zugleich die altgewohnten Erwerbsquellen immer ergiebiger, und man blieb so eifrig wie nur je bedacht, aus ihnen zu schöpfen. Der Verkehr nach der Ostsee schien gefährdet durch die Ansprüche auf das dominium maris Baltici, die Christian IV. von Dänemark zur Geltung zu bringen suchte. Den Störungen des Kalmarkriegs machten Engländer und Niederländer gemeinsam ein Ende, indem sie als Vermittler zwischen die Streitenden traten. Dem Friedensschlusse folgte aber unmittelbar ein Bündnis der Generalstaaten mit Lübeck und im nächsten Jahre (1614) mit Schweden „zum Schutze von Handel und Schiffahrt in Nord- und Ostsee“.

Die Staaten sind dann ein volles Menschenalter der Politik treu geblieben, das emporstrebende Schweden gegen das zunächst zur See überlegene Dänemark, das seine Hände auch nach Elbe und Weser ausstreckte, zu stützen und zu fördern. Als im Winter 1643/44 Torstenson Jütland, Gustaf Horn Schonen überschwemmte, den „tückischen Feind“, von dem man während des deutschen Krieges unausgesetzt einen Angriff im Rücken befürchtete, unschädlich zu machen, fanden sie die offene Unterstützung der Niederländer. Am 9. Juni 1644 geleitete Witte Corneliszoon de Wit mit 37 Kriegsschiffen eine Handelsflotte von 300 Segeln unter den Augen des Königs durch den Sund und hielt dann die Meerenge volle fünf Monate besetzt. Des Königs Zoll war aufgehoben. Im Frieden von Brömsebro ward im nächsten Jahre die Form diktiert, in der die Niederländer ihn dulden wollten.

Sie waren jetzt die wahren Herren der Ostsee, des „Brunnquells“ des damaligen europäischen Handels. Sie hatten den arktischen Fischereibetrieb, den Heringsfang und Heringshandel der Nordsee fast ausschließlich in Händen; sie wurden immer stärker

im norwegischen Fisch- und Holzhandel und im Zusammenhange damit im Verkehr der atlantischen Salzhäfen. Als mit dem von Spaniens Herrschaft befreiten Portugal 1641 ein zehnjähriger Stillstand geschlossen wurde und dann der Friede mit Spanien den Niederländern auch die Häfen dieses Landes wieder öffnete, gab es kaum noch einen Handelsbetrieb, in dem die Niederländer nicht tonangebend gewesen wären. Sie waren zugleich die Kaufleute und die Frachtfahrer, Amsterdam die Börse der Welt. Es ist die Zeit, wo Franz Hals und Rembrandt malten, Vondel dichtete, die Leidener Hochschule eine der ersten Europas war, und es kein Land gab, daß sich an Gediegenheit und Vielseitigkeit gelehrten Wissens und literarischer Produktion mit dem Winkel zwischen Maas und Ij messen konnte. An die Stelle der Lagunen des Po und der Etsch waren die des Rheines und der Maas getreten.

Es ist unmöglich, die Größe der niederländischen Flotte dieser Zeit ziffernmäßig festzustellen. Die Angaben, die sie nach Zehntausenden beziffern, rühren von Fremden, besonders Engländern, her und sind zweifellos geflissentlich übertrieben. Sicher aber ist — unsere Kenntnis des Ostseeverkehrs belegt es —, daß sie Tausende von Fahrzeugen zählte, und daß sie der englischen überlegen, vielleicht mehrfach überlegen war. Das gleiche gilt fraglos von der Kapitalkraft. So ist es an sich erklärlich, daß die Engländer in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf allen Schauplätzen maritimer und merkantiler Betätigung den Niederländern nachstanden. Es ist schon bemerkt worden, wie sie sich im Indischen Archipel nicht zu halten vermochten. Aber auch auf dem indischen Festlande nahmen sie um diese Zeit nur neben, in keiner Weise vor Niederländern und Portugiesen ihren Platz ein. Sie haben Faktoreien gehabt bis Japan; aber selbst der weitgereiste, vielgewandte und urteilsfähige Thomas Roe stellte als Gesandter beim Großmogul den Grundsatz auf, daß man nirgends Land erwerben, nirgends Befestigungen anlegen, nur Handel treiben dürfe. Er hoffte so die großen Ausgaben vermeiden zu können, die mit der Anlage und Verteidigung fester Plätze und mit der unvermeidlichen Einmischung in die

lokalen Streitigkeiten notwendig verknüpft waren. Das 1622 besetzte Ormus mit dem gegenüberliegenden Benderabbas gab man alsbald wieder auf. 1639 ward aber doch mit Fort St. George (Madras) die erste befestigte englische Faktorei begründet.

Eine größere Geltung behaupteten die Engländer im spanischen Kolonialgebiet, wo sie ja schon Jahrzehnte vor den Niederländern zuerst aufgetreten waren, besonders in Westindien. 1605 haben sie von Barbados Besitz ergriffen, das durch seine vorgeschobene Lage draußen im Ozean für die nord- wie für die südamerikanische Fahrt ein wichtiger Posten war. Es folgte bald das benachbarte Santa Lucia. Im Norden entstanden weiterhin Niederlassungen auf St. Christopher (St. Kitts, wo neben den Engländern 1627 auch Franzosen sich festsetzten), Santa Cruz, Nevis und Antigua. Die so fruchtbaren und gesunden Bermudas-Inseln wurden 1612 besetzt; auch am Orinoko und in Guyana begannen die Versuche. Man betrieb Schmuggel und Negerhandel und legte Zuckerpflanzungen an. Alles vollzog sich in fortwährendem Kleinkriege mit den Spaniern, welche die entstehenden Niederlassungen angriffen und zerstörten und selbst angegriffen und beraubt wurden, während ihre Regierungen von nichts als Frieden zwischen den Ländern wußten. Die heimischen Unruhen begünstigten den Zuzug von Siedlern, die bald zahlreicher einströmten als je nach den spanischen Kolonien. Barbados ward ein Zufluchtsort der Royalisten; es soll um die Mitte des Jahrhunderts über 20000 Weiße gezählt haben. Sie mußten 1651 mit Gewalt zum Gehorsam gebracht werden; die Beschlüsse des Parlaments erklärten sie für nicht verbindlich.

Im Gebiet der gegenwärtigen Vereinigten Staaten ist die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts auch für die englische Kolonisation die Zeit der Anfänge, doch auch zugleich die, in der sich ihre Überlegenheit schon festlegt. Von den beiden Gesellschaften, die im Jahre 1606 zusammentraten und mit Freibriefen ausgestattet wurden, der London- und der Plymouth-Kompagnie, hat nur erstere ihre Tätigkeit alsbald begonnen. Ihre Siedler ließen sich am James-River nieder und wurden die Begründer Virginiens.

Erst als 1620 das Patent der Plymouth-Kompagnie erneuert worden war, ist auch sie ihren Aufgaben näher getreten, hat aber die Hauptarbeit privaten Unternehmern überlassen, die ohne ihr Zutun und zum Teil im Widerspruch mit ihr den ihr überlassenen Boden zu besiedeln anfingen. Es waren Nonkonformisten, welche die Heimat verließen, um unbehelligt ihren religiösen Überzeugungen nachleben zu können. Die Gebiete von Massachusetts, Connecticut, Rhode-Island haben lange kaum andere Siedler aufgenommen. Zwischen dem nördlichen und dem südlichen Siedlungslande begründete Lord Baltimore 1632 Maryland, das als katholische Kolonie gedacht war.

Die Unruhen im Mutterlande haben die Zahl der Auswandernden erheblich gesteigert; aber auch ohne sie hatte England in dieser Betätigung einen weiten Vorsprung vor den Niederlanden. Es verfügte über Menschen, die Land suchten, die daheim weder eigenen Boden noch sonst sichere Daseinsbedingungen zu gewinnen vermochten. Die niederländische Bevölkerung war in ihrer großen Mehrzahl des Landbaus längst entwöhnt, zugleich aber im Besitz mannigfacher sonstiger Nahrungsquellen. Um die Mitte des Jahrhunderts zählte Neu-England wohl schon 30000, Virginien über 15000 weiße Siedler. Das zwischen Maryland und Connecticut eingesprengte Gebiet von Neu-Amsterdam konnte sich damit nicht messen. Auch die spanischen Kolonien haben ein so rasches Zuströmen weißer Einwanderer nicht erlebt. Die Spaltung daheim ebnete sich natürlich jenseit des Weltmeers nicht sofort ein. Nicht nur die Siedler von Barbados, sondern auch die Virginier waren Royalisten; diese sind durch Drohungen, jene erst durch Waffengewalt dazu gebracht worden, die Republik anzuerkennen. Die Puritaner von Neu-England sympathisierten natürlich mit dem Parlament.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die beiden ersten Stuarts und die unter ihrem Einfluß stehenden Kreise sich um die Förderung des Kolonisationswerkes ein gewisses Verdienst erworben haben. Sie sind selbst an Ausrüstungen und Unternehmungen

beteiligt gewesen, speziell auch von Buckingham verdient das bemerkt zu werden. Aber beide Könige haben mehr als einmal auch ihren ganz persönlichen Vorteil wahrgenommen und sind dadurch zu widersprechenden Verleihungen und zu störenden Eingriffen in den Gang der Entwickelung verleitet worden. Vor allem aber wurde in ihrer Hand die Staatsmacht so schwach, daß sie die Stütze nicht bieten konnte, die der Siedler draußen gegen Eingeborene und konkurrierende Mitbewerber notwendig brauchte, gegen Indier und Indianer, Spanier und Portugiesen, Niederländer und Franzosen. Hier hat Cromwell Wandel geschaffen. Und zwar erkannte er alsbald den Kern der Frage; es handelte sich darum, ob Niederländer oder Engländer Meister der See sein sollten.

Am 3. September 1651 sind Karls II. Streitkräfte bei Worcester von Cromwell vernichtet worden. Noch eine Woche bevor ihr Führer nach mühe- und gefahrvoller Flucht an der Küste der Normandie das nackte Leben rettete, ward am 9. Oktober 1651 die Navigations-Akte erlassen.

Die Forderung, daß fremde Schiffe nur Erzeugnisse ihrer Heimatländer nach England bringen sollten, war nicht neu. Sie ist schon unter Richard II. gestellt worden und seitdem nie mehr völlig in Vergessenheit geraten. Sie ist auch nicht einmal England eigentümlich; andere Staaten haben den gleichen Anspruch noch zeitiger erhoben. Aber nie und nirgends ist er so zur Geltung gebracht worden wie für England durch Cromwell. Eine besondere Schärfe erhielt er noch dadurch, daß aus außereuropäischen Ländern überhaupt alle Einfuhr nach England auf englischen Schiffen geschehen sollte. Er traf ganz überwiegend, fast ausschließlich, die Frachtfahrer und Makler Europas, die Niederländer. Die Handelsbeziehungen Englands zu den Ostseeländern und zu Norwegen, zu den atlantischen Häfen und zum Mittelmeer, zu Indien und der neuen Welt, besonders zu den Zucker- und Tabakpflanzungen von Barbados und Virginien, wurden zum großen Teil durch sie vermittelt. Es kam hinzu, daß Cromwell ihrem Grundsatze „frei Schiff, frei Gut" den Anspruch auf ein Durchsuchungsrecht ent-

gegenstellte. Der Kampf gegen die Royalisten war zum Seekrieg geworden. Pfalzgraf Ruprecht und sein Bruder Moritz haben sich auch auf dem Meere als kühne und gefährliche Gegner erwiesen; Moritz hat zuletzt den Kampf über den Ozean verlegt, ist in Westindien umgekommen. Ihre Verwandtschaft mit dem oranischen Hause machte die Niederländer der Unterstützung Karls II. noch verdächtiger.

In dem Kriege, den die beiden Republiken 1652—54 gegeneinander führten, ergab sich eine Überlegenheit des englischen Commonwealth. Die Niederlande waren geschwächt durch den Zwiespalt in ihrer Staatsleitung. Das Zurücktreten der äußeren Gefahr hatte die inneren Gegensätze, ganz nach friesischer Art, wieder zur vollen Schärfe gebracht. Eine Statthalter- und eine Regentenpartei standen einander gegenüber. Hier ward nach möglichster Ungebundenheit der einzelnen Staaten, dort nach strafferer Einheit und Erblichkeit der Statthalterwürde gestrebt. Nicht nur starke Rüstungen, sondern auch militärische Erfolge, wie sie unter Moritz und Friedrich Heinrich so zahlreich errungen wurden, beurteilte man unter verschiedenen Gesichtspunkten. Die einen erhofften von ihnen Herausbildung einer monarchischen Gewalt; die andern fürchteten Gefährdung der bürgerlichen Freiheit. Am Statthalter hingen der nicht zahlreiche Adel und die Masse der kleinen Leute; zu den „Regenten" hielt sich die Klasse der Besitzenden.

Die Gegensätze wurden verschärft durch religiöse Differenzen, die sich mit ihnen verquickten, und die in verschiedenen Anschauungen über die Beziehungen von Staat und Kirche gipfelten. Die Glaubenslehre des Calvinismus hatte in der Auffassung des Leidener Professors Arminius eine gewisse Abschwächung erfahren, die in den besten bürgerlichen Kreisen der Republik großen Anklang fand, und die eine Einfügung der Kirche in den Staatsorganismus mit sich führte, nicht ganz ungleich dem anglikanischen Wesen. Dem hatte sein Kollege Gomarus die strenge Gnadenwahl in Calvins Sinne und die völlige Freiheit der Kirche vom Staate entgegen-

gesetzt. Die von Moritz berufene Dordrechter Synode hat sich für die Gomaristen und gegen die Arminianer (Remonstranten) erklärt. Ehe aber diese Entscheidung noch gefallen war, hatte der Statthalter den holländischen Ratspensionär Oldenbarneveldt, den gewandtesten Schriftsteller und Gelehrten der Republik Hugo Grotius und andere Häupter der Remonstranten- und Regentenpartei wegen angeblichen Mißbrauchs ihrer Amtsgewalt verhaften lassen und zur gerichtlichen Verantwortung gezogen.

Der zweiundsiebzigjährige Oldenbarneveldt, der alle Kämpfe der Republik um ihre Existenz an leitender Stelle mit durchgefochten und nach der Ermordung Wilhelms die Wahl des jungen Moritz zum Statthalter besonders betrieben hatte, endete im März 1619 im Haag durch das Beil des Henkers. Hugo Grotius, zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt, mußte sein Heil in der Flucht suchen. Die zurzeit siegreiche Statthalterpartei konnte sich aber trotz der folgenden Kriegsjahre nicht dauernd im Besitz der Macht erhalten; die Gegensätze hatten zu tief Wurzel gefaßt. Als Friedrich Heinrichs einziger Sohn Wilhelm II. nach dreijähriger Amtsführung im November 1650 kinderlos starb, in einem Augenblicke, wo er die monarchische Gewalt seines Hauses festgelegt glaubte, kam der Beschluß zustande, die Statthalterwürde nicht wieder zu besetzen. Die gewohnte militärische Leitung stand im Kriege mit Cromwell den Generalstaaten nicht zur Verfügung.

Und dazu kam der Einfluß des kaufmännischen Geistes, der alle leitenden Kreise dieses seltsamen Staatswesens durchdrang, und den die wunderbaren Erfolge der letzten Generationen mächtig entwickelt hatten. Die Quellen der Zeit sind voll von Zeugnissen kleinlichster, kurzsichtigster Gewinnsucht, besonders auch die Geschichte der Gesellschaften und der Behandlung ihrer Angestellten und Beauftragten. Reine Handelsstaaten haben sich nie ausgezeichnet durch Neigung oder besondere Befähigung zu ernstem Kriege. Sie pflegen nur willig zu den Waffen zu greifen, wenn sie des Erfolges völlig sicher sind, oder in verzweifelter Not um Hab und Gut, Freiheit und Leben zu kämpfen haben. Gibt es Wege, die zu einiger Sicherheit

des Erwerbes führen, ohne daß man die Entscheidung auf des Schwertes Spitze zu stellen braucht, so wird der Kaufmann sie vorziehen. Eine gewisse Sympathie für das neue republikanische Staatswesen, das sich der monarchischen Fesseln entledigt hatte, spielte mit, noch mehr der gemeinsame Gegensatz gegen das oranisch-stuartische Haus. Dem entschlossenen Cromwell standen unentschlossene Generalstaaten gegenüber.

Das hat auch nicht sofort anders werden können, als in der Mitte des Krieges der achtundzwanzigjährige, kraftvolle Jan de Witt Ratspensionär von Holland und damit einflußreichster Mann der Generalstaaten wurde. Die niederländischen, den heimischen Gewässern angepaßten flacheren und kleineren Fahrzeuge, meist bewaffnete Kauffahrer, hatten den durch Cromwell disziplinierten Engländern und ihren für den Krieg erbauten Schiffen gegenüber einen schweren Stand. Marten Harpertzoon Tromp mochte mit dem Besen am Mast den Kanal durchsegeln; als er im August 1653 an der heimatlichen Küste den Heldentod starb, war sein Gegner Blake doch im Vorteil. Zweifellos befuhren die Niederländer mit weit zahlreicheren Schiffen und Mannschaften die See; auch an finanzieller Leistungsfähigkeit waren sie dem im Bürgerkriege nicht reicher gewordenen Gegner weit überlegen. Aber ihrer Staatsleitung fehlte der entschlossene Wille zum Kriege. So erreichte Cromwell sein Ziel. Nimmermehr hätte er an der Spitze des derzeitigen England den Niederländern seinen Willen aufzwingen können, wäre der ihre fest gewesen.

Die Generalstaaten haben sich der Navigationsakte und dem Durchsuchungsrecht gefügt, ja auch der Forderung, in britischen Gewässern, will sagen Kanal und Nordsee, vor englischen Kriegsschiffen die Flagge zu streichen. Was Jakob und Karl nicht hatten durchsetzen können, Sühne für die Untat von Amboina, erreichte Cromwell; es wurden 43 000 Gulden Entschädigung gezahlt. Die Zeiten hatten sich geändert, seitdem Admiral Tromp 1639 Spaniens letzte große Kriegsflotte unmittelbar unter dem Schutz der englischen Küste, wohin sie sich geflüchtet, angegriffen und zerstört oder zer-

streut hatte, ohne daß König Karl sich hatte entschließen können, Einhalt zu tun. Man ließ Cromwell sogar Einfluß gewinnen auf die inneren Verhältnisse der Staaten. De Witt versprach beim Friedensschluß im Namen Hollands eine „Akte van Seclusie“, nach welcher kein Oranier wieder ein Staatsamt bekleiden sollte, und setzte sie durch.

Während des Krieges ist Brasilien verloren gegangen. Der Versuch, es Portugal wieder abzugewinnen (1657—61), mißlang.

Zum Erfolge haben die Beziehungen mitgewirkt, die Cromwell 1653 mit Schweden, mit Königin Christine und dem alten Oxenstjerna, knüpfte.

Was der Ostseehandel auch für England und besonders für seine Flotte bedeutete, zeigen die Vorbereitungen für den Entscheidungskampf von 1588. In den Jahren 1574—85 betrug die Zahl der durch den Sund gehenden englischen Schiffe alljährlich im Durchsnitt 175, von 1588 bis 1605 163, in den Jahren 1586 und 1587 aber 393 bzw. 513. Der letzte dänisch-schwedische Krieg hatte die Herrschaft über dieses Gewässer in die Hände der Holländer gebracht und dadurch Dänemark unter seinem neuen Könige Friedrich III. zu einem Bündnisse mit ihnen bestimmt. Der Protektor begann Verhandlungen mit der Königin, die ihr die Aussicht auf ein Vorrücken Schwedens an den Sund, ja weiter eröffneten. In den Niederlanden glaubte man dem am besten durch Verständigung mit England zu begegnen!

Cromwell hat der Nation wieder zu vollem Bewußtsein gebracht, wo der Schwerpunkt ihrer Interessen lag. Er machte sie mit einem Ruck wieder zu dem, was sie unter Elisabeth gewesen war, ja, brachte sie darüber hinaus. Er ließ die Royalisten in spanischen, portugiesischen, französischen Häfen aufsuchen, sie nach Westindien verfolgen. Blake griff sie in Cartagena an, zwang den Großherzog von Toskana zu einer Strafzahlung, weil er Prinz Ruprecht in Livorno Zuflucht gewährt hatte, zeigte auch den Barbaresken die englischen Waffen. Den Herzog von Savoyen dachte Crom-

well für die Waldensergemetzel der Jahre 1654/55 durch einen Angriff auf Nizza zu strafen. Gegen Ende 1654 sandte er, noch im Frieden mit Spanien, eine Expedition unter William Penns Führung nach Westindien, sich San Domingos, des wertvollsten Inselbesitzes der Spanier, zu bemächtigen. Der Angriff ward abgeschlagen, aber Jamaika ward genommen und behauptet. England besaß jetzt, nächst Spanien, die stärksten Stellungen in den mittelamerikanischen Gewässern. 1655 ward dann ein Bündnis mit Frankreich geschlossen und Spanien der Krieg erklärt; die fortgesetzte Weigerung freien Verkehrs in den spanischen Häfen und genügender Sicherheit für Kaufmann und Schiffer vor der Inquisition bot genügenden Anlaß. Im nächsten Jahre gelang einem englischen Geschwader vor Cadiz die Wegnahme des größeren Teils der spanischen Silberflotte; der Vizekönig von Mexiko ward gefangen und eine Beute von mehr als einer Million Pfund heimgebracht. Die Zeiten waren andere, als da unter Jakob und Karl die Parlamente sich über Unsicherheit in den englischen Gewässern durch Barbaresken, Dünkirchener und Rocheller Kaper aufregten. Als Cromwell starb, war Dünkirchen in den Händen Englands.

Cromwells Politik war zugleich auf eine Sammlung der protestantischen Kräfte Europas gerichtet. Er suchte überall einzugreifen, wo er evangelischen Glauben in Gefahr sah. Überblickt man seine Politik in ihrer Gesamtheit, so erkennt man die Tendenzen wieder, die in Elisabeths Zeit volkstümlich geworden waren. Cromwell ist zu ihnen zurückgekehrt, und darauf ruhen Wert und Erfolg seiner auswärtigen Politik; seine Regierung inneren Gegnern gegenüber zu rechtfertigen, hat er gern auf die Königin hingewiesen. Die Befürchtungen Fremder, daß die englische Republik mächtiger sein werde als die Monarchie, hatten sich bewahrheitet. Doch konnte sie nicht dauern; sie war aufgebaut auf den einen Mann.

Der mit Zweidrittel-Mehrheit gefaßte Parlamentsbeschluß von 1657, der Cromwell aufforderte, den Königstitel anzunehmen, wirft ein helles Licht auf die Grundstimmung des englischen Volkes selbst

in den Tagen des höchsten Glanzes der Republik. Sie verlangte eine feste, in ihrem Bestande von Schwankungen der Volksmeinung nicht abhängige höchste Gewalt, und eine solche konnte nur eine königliche sein. Der tiefe Unterschied zwischen englischem und niederländischem Werdegang tritt deutlich in die Erscheinung. Die Angelsachsen waren nie ohne König gewesen; die Friesen hatten nie einen gehabt. Wie unentbehrlich dem Volke die Institution erschien, wird klar, wenn man sieht, wie das Parlament ihre Wiederaufrichtung ungefähr mit denselben Gründen verteidigte, mit denen Karl I. ihre Vernichtung abzuwehren gesucht hatte.

Es war selbstverständlich, daß der Lord-Protektor der Verlockung nicht folgte, aber ebenso selbstverständlich, daß sein Sohn Richard die Würde des Vaters, die ihm nach dessen Tode (3. September 1658) übertragen wurde, nicht behaupten konnte. Der Streit zwischen bürgerlicher und militärischer Autorität entbrannte bald schärfer als je zuvor. Die Armee zeigte sich anfangs überlegen; aber unmöglich konnte eine Militärherrschaft dauern. Auch mit dem von der Armee berufenen Parlamente, jenem „langen", das sechs Jahre zuvor, im Dezember 1653, zersprengt worden war, entspann sich sofort der gleiche Kampf. Es mußte zu einer Spaltung im Heere kommen, das doch nicht ausschließlich aus Bürgern „des Reiches der Heiligen" bestand, und das sich unmöglich durch willkürliche, auf keine bürgerliche Autorität gestützte Auflagen halten konnte.

Und da waren es nun wieder die Schotten, die bedeutungsvoll eingriffen in den Gang der englischen Geschichte. Sie hatten das erste Zeichen gegeben zur Auflehnung gegen den königlichen Willen; sie hatten nachher wiederholt versucht, die Bewegung in mäßigeren Bahnen zu halten; sie hatten weichen müssen. Jetzt trat General Monk, Engländer zwar, aber Schottlands Meinung vertretend, mit den dort stehenden Truppen für das Parlament ein, überschritt am Neujahrstage 1660 die Grenze und fand bald Anhänger in der diesseitigen Armee. Es war ganz im Sinne der Stadt London, die wohl presbyterianisch, nicht aber antiköniglich war,

daß das Parlament zunächst durch früher Ausgestoßene ergänzt, dann aufgelöst und durch ein neues, das ohne Präklusivbestimmungen gewählt war, ersetzt wurde. Es trat am 25. April zusammen und alsbald in Unterhandlung mit Karl II., der am 29. Mai seinen Einzug in London halten konnte. Man kehrte zurück zu „der alten Verfassung, der besten der Welt". Allein die „Regiciden", die Königsrichter, sollte Strafe treffen, das Königs- und Kirchengut aber wieder beigebracht, die Armee abgelöhnt werden. Die grundsätzlichen Republikaner wurden kaum noch vernommen.

Indem die Hergänge, die einen König auf das Schafott, seine Familie in die Verbannung und einen Usurpator — den ersten in den großen Reichen Europas — vorübergehend zu glänzender Machtfülle geführt hatten, so mit einer vollen Restauration endeten, könnte man sich versucht fühlen, ihre Bedeutung gering zu schätzen. Aber obgleich auf die unter Jakob und Karl schon in Übung gewesene legislative Union der drei Reiche bei der Wiederherstellung verzichtet wurde, sind es doch diese Ereignisse gewesen, die England und Schottland zusammengeschmiedet und auch Irland durch Cromwells Energie mit Großbritannien fest verknüpft haben. Nicht mit Unrecht ist Cromwell als der Einiger des britischen Reiches bezeichnet, die Verbindung der beiden Reiche der Insel mit der Vereinigung der beiden Rosen verglichen worden.

Und er ist es gewesen, der England zum erstenmal zu dem Range einer leitenden europäischen Macht erhob. Deutlich zeigt sich das in der Schiedsrichterstellung, die der Republik auch noch nach seinem Tode in den schweren dänisch-schwedischen Kämpfen zufiel, und durch die der Sund eine Meerenge zwischen zwei Reichen wurde. Gemeinsam mit den Niederländern hat England Karl X. Gustaf von Schweden gehindert, durch ein Bündnis mit Dänemark oder durch Vernichtung dieses Staates am Sunde eine Macht zu errichten, die die Ostsee hätte beherrschen und ihre Zugänge sperren können. Das Verständnis für Cromwells Machtpolitik war in dem Volke, das einst seine gepriesene Königin vorwärts gedrängt hatte, rasch wieder geweckt. Die parlamentarische Machtsteigerung,

die ein dauerndes Ergebnis der Revolutionsjahre blieb, sorgte dafür, daß die Nation der Staatsleitung nie wieder so einflußlos gegenüberstand wie unter Jakob, Karl und Buckingham. Mit dieser Tatsache hatte Europa zu rechnen. Sie ist um so wirkungsreicher geworden, als gleichzeitig die gewaltigste Macht des Festlandes und ganz Europas genau den entgegengesetzten Weg innerstaatlicher Entwickelung ging.

Drittes Kapitel:

Das Zeitalter Ludwigs XIV.

Die Geschichte kennt keinen Monarchen, der gleich lange seinen Thron innegehabt hätte, wie Ludwig XIV. den französischen. Es haben ihn auch wenig an Zahl der wirklichen Regierungsjahre übertroffen, wenngleich manche Herrscher früher zu selbsttätigem Regiment gelangt sind als er. Und diese unvergleichliche Gunst des Geschickes traf einen Mann von reicher Begabung an der Spitze eines der lebenskräftigsten, fähigsten und zahlreichsten Völker des Erdballes, herrschend über ein Land, dessen natürliche Ausstattung alles übertraf, was irgend ein anderes europäisches Volk sein nennen konnte. Wenn irgendwo die Bedingungen gegeben waren für glänzende und dauernde Erfolge, so war es in dem durch Richelieu und Mazarin innerlich geeinten, nach außen zu Ansehen gebrachten Frankreich, das Ludwig XIV. übernahm.

Was war aber das Ergebnis der 54jährigen Selbstherrschertätigkeit des roi soleil? Wer behaupten wollte, daß die schweren Krisen, die Frankreich seitdem erlebt hat, die jähen Umwälzungen, die seine inneren Zustände erfahren haben, daß die noch heute bestehende Unsicherheit der internationalen Lage des festländischen Europa, daß die überwältigende Vorherrschaft Englands in allem maritimen und kolonialen Leben zurückzuführen sei auf die Regierungstätigkeit dieses Mannes, würde von der Wahrheit nicht allzusehr abirren. Sie hat weithin nachgewirkt und fast ausschließlich in verderblichem Sinne.

Selbstbewußtsein und Herrscherstolz Ludwigs XIV. sind sprich-

wörtlich geworden. Man sieht in ihm den Absolutismus personifiziert, und er ist in der Tat sein glänzendster Vertreter. Richelieu und Mazarin hatten den Boden bereitet. Stände, Gesellschaftsklassen oder Körperschaften, die dem Willen eines starken Königs noch hätten Widerstand entgegensetzen können, gab es nicht mehr. Der Adel fand eine Entschädigung im Staatsdienst. Nur ihm entnahm der König seine Offiziere, ihm fast ausschließlich die Inhaber der Verwaltungsstellen. Allein im Justiz- und Finanzwesen konnten Bürgerliche noch auf angesehene Stellungen hoffen.

Diese Bevorzugung hielt den Adel materiell einigermaßen schadlos, aber sie nahm ihm die Möglichkeit und die Fähigkeit selbständiger Betätigung und trennte ihn von der Nation, von den Elementen, an deren Spitze und mit deren Hilfe er neben dem königlichen einen nationalen Willen hätte zur Geltung bringen sollen. Die Kluft zwischen adlig und bürgerlich hat seit dem ausgehenden Mittelalter, besonders auf Grund des um sich greifenden berufsmäßigen Soldatenlebens, in den kontinentalen Ländern eine ganz andere Erweiterung erfahren als im englisch-schottischen Inselreiche. Sie wurde im Frankreich Ludwigs XIV., und nicht ohne Einwirkung von dorther auch in anderen Ländern, unüberbrückbar. Indem der König das hugenottische Element zu vernichten suchte, verschüttete er eine weitere Quelle selbständiger Lebensäußerungen. Das bestgeeinte, reichste und mächtigste Volk Europas entwöhnte sich, einen nationalen Willen zu haben; es ward ein bloßes Werkzeug in der Hand eines Machthabers. Frankreichs innere wie äußere Politik ward unter Ludwig XIV. ausschließlich Politik des Königs. Er erntete allen Ruhm ihrer Erfolge; auf ihn allein fällt auch die Verantwortung für das Verderben, das aus ihr emporwuchs.

Es ist bekannt, daß unter Ludwig XIV. die Verwaltung des französischen Staatswesens zu einer technischen Vollendung gelangte, die weder Richelieu noch Mazarin erreicht hatte. Auf allen Gebieten des damaligen Staatslebens wurde Glänzendes geleistet; es gab kaum eines, auf dem Frankreich, soweit Eingreifen des Staates in Frage kam, nicht alle anderen Länder überflügelt

hätte. Frankreichs Diplomaten, seine Heerführer und Seehelden, seine Finanzmänner und Wirtschaftspolitiker wurden nirgends übertroffen, selten erreicht. Die Namen der Colbert und Le Tellier, der Lionne und Louvois, der Condé und Turenne waren in aller Munde. Und es ist keine Frage, daß der König selbst ihrer aller geistiges Haupt war, daß er nicht nur verstand, sie zu dulden, sondern auch, ihnen zu befehlen, ihre überlegene Sachkenntnis seinem Wollen unterzuordnen. Speziell die Diplomatie seines Staates hat er persönlich mit einer Kunst geleitet, die von nichts als von ihrer Gewissenlosigkeit übertroffen ward.

So sind die Hilfsquellen des reichen Landes mit seiner so betriebsamen Einwohnerschaft mächtig entwickelt worden; finanziell und militärisch ward es jedem anderen europäischen Staate überlegen, ihnen allen in ihrer Gesamtheit fast gewachsen. Auch ist die Bezeichnung des „goldenen Zeitalters" kein bloßer Name. Es ist die Zeit, in der Frankreich eine Nationalliteratur emporblühen sah, die ihren Weg durch Europa machte. Die französische Bühne ward ein Muster, dem auch Shakespeares gegen Fremdes so spröde Land seine Tore nicht verschloß. Die von Richelieu begründete Akademie gelangte zu voller Wirksamkeit. In Feinheit, Klarheit und Sicherheit des Ausdrucks gewann die französische Sprache jene Überlegenheit, die ihr lange eigen geblieben ist; sie wurde damals die Sprache der Höfe, der Diplomatie, der feinen Welt. Was sie an internationaler Geltung noch heute behauptet, verdankt sie jener Zeit.

Ein ähnliches Übergewicht errangen französische Kunst und Lebensführung. Daß die Pracht, mit der sich der König selbst umgab, seine Bauten und Sammlungen dazu wesentlich mitwirkten, kann nicht in Frage gestellt werden. Frankreich ward der Schiedsrichter Europas in jeder Frage des Geschmacks, der Etikette und Eleganz. Besonders Deutschland hat stark und lange unter der Herrschaft dieser Einflüsse gestanden, und trotz all dem Verwerflichen und Widerwärtigen, unsere Volksart Verwirrenden und Vergiftenden, das sie über uns gebracht haben, soll nicht vergessen werden,

daß sie mithalfen, nach der Verwilderung des Dreißigjährigen Krieges wieder feinere Lebensformen bei uns einzubürgern. In Politik und Geistesleben war Ludwigs XIV. Frankreich der Brennpunkt der europäischen Geschichte und Kultur seiner Zeit.

Gleichwohl endete diese Regierung mit einem traurigen Tiefstand der Wohlfahrt des Landes und entschied, daß die vornehmste Macht des europäischen Kontinents auf dem Meere und in der Ferne dem kleineren und ärmeren Inselvolke den Vortritt lassen sollte. Wenn Jomini lehrt: „Man sollte keiner Macht, die nicht zu Lande erreicht werden kann, die Errichtung einer überwältigenden Seemacht gestatten," so liegt die Schuld, daß es doch geschehen ist, bei seinen Landsleuten, zunächst bei Ludwig XIV., dann beim ersten Napoleon.

Es liegt nahe, Ludwig XIV. und Karl V. in Parallele zu stellen. Wie der Beherrscher des Reiches, in dem die Sonne nicht unterging, erstrebte auch der französische König eine Vorrangstellung in Europa und der Welt. Er hat sich auch wiederholt und nachdrücklich bemüht, ihr durch Gewinnung des Kaisertums die historische Weihe zu geben, die trotz allem die Herrscherwürde deutscher Nation noch immer umschwebte. Die Überzeugung von seiner überragenden Hoheit war ihm so zu eigen geworden, daß Widerspruch und Gegenwehr ihm als sträfliche Anmaßung erschienen. Bis zu kommunen Raufereien wegen nichtiger Rang- und Vortrittsstreitigkeiten, in die sich Spinozas und Leibniz' Zeitgenossen nicht weniger verbeißen konnten als das verschrieenste Mittelalter, sind unter seiner ausdrücklichen Billigung oder Anordnung diese Ansprüche verfolgt worden.

Sie treten in der Form weit anmaßender auf, als Karl V. die seinigen je geltend gemacht hatte. Überhaupt hat der Kaiser zur Erreichung seiner Ziele nicht so brutal, nicht so grausam Gewalt gebraucht. Die höhere menschliche Gesittung steht zweifellos dem Habsburger zur Seite. Auch fehlt dem Streben Ludwigs XIV. durchaus das ideale Moment. Von einer Vereinigung der Christenheit zum gemeinsamen Kampfe gegen die Ungläubigen, dem Ziele,

das der römische Kaiser und Herrscher der Spanier nie aus den Augen verlor, ist beim allerchristlichsten Könige, dessen Volk sich der gesta Dei per Francos rühmte, nicht die Rede. Seine Politik ist Eroberungspolitik, französische Eroberung, die Verbindung mit dem Türken gegen christliche Mächte eins ihrer Hauptmittel. Hatte Franz I. diese Verbindung geknüpft, sein Land zu bewahren, so erneuerte sie Ludwig XIV., es durch Eroberungen zu erweitern.

Es war geographisch gegeben, daß als erste Beute einer französischen Eroberungspolitik auf dem Festlande die spanische Monarchie ins Auge gefaßt werden mußte. Noch umfaßte sie Frankreich mittelbar oder unmittelbar von Dünkirchen bis Nizza, allerdings eine gefallene Größe. Irgendwelche Gefahr konnte von ihren zerbröckelten Besitztümern nicht mehr heraufziehen. Sie lagen bunt durchsetzt mit deutschen und italienischen Mittel- und Kleinstaaten und eidgenössischen Landen, die zum spanischen Nachbar in mancherlei Gegensätzen und zum großen Teil unter französischem Einfluß standen; ein Zusammenschluß gegen Frankreich, es sei denn infolge gleicher Gefahr von diesem Staate her, war ganz unmöglich. Dazu wurde der wertvollste spanische Besitz, den immer noch der Rest der Niederlande darstellte, überwacht von den in seinem Rücken waltenden Generalstaaten.

Wäre die Aufgabe gewesen, Frankreich eine möglichst günstige Festlandsgrenze zu schaffen, es hätte sich keine bessere erdenken lassen, als die vorhandene war. Sie machte jeden ernstlichen Angriff unmöglich. Auf Hunderte von Kilometern gab es kein geschlossenes Staatswesen, das es hätte wagen dürfen, gegen Frankreich die Hand zu erheben, und ebenso weit und weiter gab es Handhaben in Hülle und Fülle, fremde Kräfte mit friedlichen Mitteln Frankreich dienstbar zu machen. Was Heinrich IV. vorschwebte, als er sich kurz vor seinem Tode anschickte, einer großzügigen französischen Festlandspolitik Raum zu schaffen, war erreicht. Einige Abrundungen, der Grenze eine bessere Gestalt zu geben, hätten sich mit leichter Mühe durchsetzen lassen. Indem Ludwig XIV. darüber

hinausstrebte, verfiel er einer Eroberungspolitik blindester, rohester Art. Der Mann, der die Weltstellung seines Volkes für Jahrhunderte hoch hätte hinausheben können über die aller anderen Nationen, verschleuderte das Letzte an Geld- und Menschenkraft für Länderbrocken, die Frankreichs Kraft nicht wesentlich gemehrt und die nur zum Teil dauernd haben behauptet werden können.

Es war nicht möglich, die Hand nach den spanischen Grenzlanden auszustrecken, ohne zugleich deutsche Reichsstände zu gefährden. Auch für diese kleinen Staatswesen hatte die spanische Nachbarschaft ihre Schrecken verloren; sie hatte jetzt vielmehr den Charakter einer Deckung gegen das übermächtige Frankreich. Eine besonnene französische Politik hätte sich als vornehmstes Ziel setzen müssen, Vertrauen zu erwecken bei den Schwachen, sich dadurch dauernden Einfluß zu sichern und so den Frankreich so günstigen status quo zu bewahren. Das war der nächste Zweck des Rheinbundes, wie ihn Mazarin 1658 besonders durch den Mainzer Erzbischof Johann Philipp von Schönborn zustande brachte. Dieser und der Kölner Kurfürst, dann Pfalz-Neuburg, Hessen-Kassel, Braunschweig-Lüneburg und Schweden für seine Lande Bremen und Verden schlossen sich unter Frankreichs Führung zusammen. Es traten dann noch Trier, Hessen-Darmstadt, Württemberg und Münster hinzu. Es war nicht die Meinung dieser Fürsten, Frankreich neue Besitzungen auf dem Boden des Reiches zu verschaffen; die Angehörigen beider Konfessionen, die so vereinigt waren, sahen in der Anlehnung an Frankreich ein geeignetes Mittel, sich den Frieden, den eigenen Bestand und gegenüber dem Kaiser den gewünschten Einfluß im Reiche zu sichern.

Der Wert dieser Beziehungen konnte Ludwig XIV. nicht entgehen. Seine geschickte Diplomatie fand Gelegenheiten genug, sich die kleinen Bundesgenossen zu verpflichten durch Förderung ihrer Wünsche, Schlichtung ihrer Streitigkeiten oder auch direkte Beihilfe zur Mehrung ihrer Macht, wie sie Ludwig dem Mainzer zur Unterwerfung Erfurts leistete. Als Kaiser Leopold 1663 die Türkenhilfe begehrte, die den Anlaß gab zum Zusammentritt des

Regensburger ewigen Reichstags, drängte ihm der Bund seine Hilfe als geschlossene selbständige Truppe innerhalb des Reichsheeres auf. Auch ein französisches Kontingent fand Aufnahme in diesen Kriegskörper. Des Königs Begehrlichkeit nach spanischen und deutschen Grenzlanden hat diese Beziehungen bald gelockert.

Schon in den ersten Jahren seines Selbstregiments begannen Ludwigs Bestrebungen, die Selbständigkeit deutscher Territorien in Frage zu stellen auf Grund der im Westfälischen Frieden erworbenen Ansprüche. Die fernere Zugehörigkeit Lothringens zum Reiche ward bestritten; man behauptete eine Abhängigkeit der ganzen Diözesangebiete von Metz, Toul und Verdun von ihren an Frankreich abgetretenen Bischofssitzen und spielte sich als Schutzherr der elsässischen Reichsstädte auf. Schon in diesen Jahren suchte Ludwig sich trotz des geleisteten Verzichts Teile des spanischen Erbes zu sichern. 1667 erfolgte mitten im Frieden der Angriff auf die spanischen Niederlande. Er hatte zur Folge, daß der Rheinbund, der, auf zehn Jahre geschlossen, 1668 zu Ende ging, nicht wieder erneuert wurde. Ein Jahr später ließ Ludwig das Land Karls III. von Lothringen, das „Erbstück seiner Ahnen“, ebenfalls mitten im Frieden, von französischen Truppen besetzen. So hat es Ludwig XIV. schon im ersten Dezennium seiner Regierung dahin gebracht, daß die Bildung einer größeren französischen Gruppe im Reiche eine Unmöglichkeit wurde. Er konnte nur noch für sich gewinnen, was sich durch glänzende Vorteile locken oder durch Angst in seine Netze jagen ließ.

Das Bild würde aber nicht die richtigen Züge zeigen, wollte man unerwähnt lassen, daß Ludwigs XIV. Politik sich in vollem Einklang befand mit Strömungen, die in Frankreichs öffentlicher Meinung bestanden und seit langem bestanden hatten. Seine Politik war sein eigenstes Werk; seine Entschließungen waren durch nichts bestimmt als den eigenen Willen; aber trotzdem führte er nur aus, was in seiner Nation lebte und Gestaltung suchte.

Es besteht doch ein tiefgreifender Unterschied zwischen dem mittel-

alterlichen deutschen und dem französischen Reiche. So paradox es gegenüber den Italienfahrten unserer mittelalterlichen Kaiser und Könige klingen mag, Ekkehard von Aura, der Zeitgenosse Heinrichs V., hat doch recht, wenn er sagt: „Nicht leicht entschließen sich die Deutschen, fremde Völker anzugreifen.“ Das Wort hat speziell gegenüber Frankreich, auf das es auch zunächst geprägt ist, seine volle Richtigkeit. Niemals ist von seiten der Deutschen in der Zeit ihrer vollkommenen Überlegenheit, seit den Tagen, da unter Heinrich I. der Anschluß des lothringischen Mittelreichs an das östliche Königtum die mittelalterliche deutsch-französische Grenze festlegte, ein ernstlicher Versuch gemacht worden, diese Grenze zu verlegen. Von dem Augenblicke an jedoch, wo mit dem Sturze der Staufer das Deutsche Reich in Ohnmacht sinkt, beginnen solche Bemühungen Frankreichs sofort.

Die Vorstellung, daß die Grenzen Frankreichs die des cäsarischen Galliens seien, ist nie untergegangen, begünstigt durch den im Mittelalter fortlebenden Sprachgebrauch, der unter Gallien alles Land links vom Rhein verstand. Auch die Rivalität mit den deutschen Königen als Inhabern der römischen Kaiserwürde setzt, wie in karolingischer Zeit, sofort wieder ein mit der beginnenden Schwäche des Deutschen Reiches. Dem Johann von Jandun erscheinen 1323 die französischen Könige bestimmt zur Leitung der Welt „auf Grund angeborenen Strebens nach dem Höheren“. In Italien haben die Anjous alsbald den Platz eingenommen, den die Staufer verlassen mußten. Richelieu sagt im Testament: „Es war mein Streben, Gallien die Grenzen zu geben, die ihm von der Natur bestimmt sind, das neue Gallien wieder so aufzurichten wie das alte.“ Die Stimmen, die zu einer gewissen Mäßigung mahnten, zur moderation dans la force, wie Mazarin es ausdrückt, sind nicht zu Gehör gekommen. Sicher war und ist die Festlegung einer deutsch-französischen Grenze eins der schwierigsten, wenn nicht das schwierigste Problem europäischer Festlandspolitik. Der Sprachunterschied ist nicht einmal für die Bildung der Grenzterritorien maßgebend gewesen. Flandern und Hennegau, Lüttich und Luxem-

burg, Bistum Metz und Herzogtum Lothringen, sie waren sämtlich zweisprachig. Wie hätte die öffentliche Meinung Anstoß nehmen sollen an einem Hinausgreifen der Reichs- über die Sprachgrenze! Ruhm- und Kriegsliebe der tapferen Nation fanden in diesem Streben ihre natürlichste Befriedigung.

So entsprang Ludwigs XIV. Politik zwar aus seinem Willen, doch aber auch aus dem Geist der Nation, konnte sich in ihr festlegen und sie volle zwei Jahrhunderte beherrschen. Indem der König sie mit kalter Grausamkeit und zynischer Rechtsverachtung durchführte, erregte er im deutschen Volke jene Erbitterung und jenes Mißtrauen gegen den eroberungssüchtigen Nachbarn, die noch 1870 unseren größten Geschichtschreiber veranlassen konnten, auf Renans Vorstellungen zu antworten: „Wir kämpfen gegen Ludwig XIV." Das schwerste Gebrechen, mit dem Europa durch den Gang seiner Geschichte belastet wurde, die Spannung zwischen den beiden zahlreichsten und tüchtigsten Kulturvölkern seines Festlandes, nahm seinen Ursprung aus der Politik Ludwigs XIV. Kaum zu bestreiten ist, daß Ludwigs Tun Deutschland auch einen Vorteil gebracht hat. Die Fußtritte, die er dem durch den Dreißigjährigen Krieg zu Boden geworfenen Volke versetzte, haben es wieder aufgerüttelt, haben ihm wieder ein politisches Nationalgefühl, eine Empfindung für sein Gesamtinteresse gegeben. Die Geschichte weiß von keinem Nationalhaß der Deutschen gegen den westlichen Nachbarn, bis zwischen die beiden Völker die Wüsteneien traten, die Ludwigs Heere geschaffen hatten, nicht um geleisteten Widerstand zu strafen, sondern um nach Barbarensitte auf fremdem Boden ein Ödland herzustellen zur Deckung der eigenen Grenze. Das war die Folge der Art und Weise, wie Ludwig XIV., um die Worte des französischen Geschichtschreibers zu gebrauchen, das „zulässige Maß überschritt" und abwich von „dem klassischen System französischer Politik".

Auf beiden Bahnen, die Ludwig XIV. verfolgte, mußte er auf den Kaiser stoßen. Sollte dessen Ursprung überhaupt noch eine

Bedeutung haben, so mußte sie die Angriffe auf den Reichsboden abwehren. Durch die vorderösterreichischen Stammlande war der Inhaber der Würde zudem unmittelbar beteiligt. Unmöglich konnte er auch ruhig zusehen, wie die spanischen Zwischenlande Frankreich einverleibt wurden. Das ließ weder die Sicherheit des Reiches zu, noch der natürliche Anspruch der deutschen Habsburger, am Erbe der spanischen Vettern, das zudem alter Reichsboden war, ihren Anteil zu haben. Dazu waren die verwandtschaftlichen Beziehungen zum spanischen Herrscherhause wiederholt erneuert worden. Kaiser Ferdinand III. war mit einer Tochter Philipps III. vermählt gewesen, und für seinen Sohn und Nachfolger Leopold I. ward 1663 eine Verbindung mit Philipps IV. zweiter Tochter Margareta Theresia verabredet, die 1666 vollzogen worden ist. Anders als bei der älteren Schwester waren hier die Erbrechte ausdrücklich vorbehalten worden.

Es ist klar, daß Frankreich einen Übergang der gesamten spanischen Länder an das österreichische Haus nicht dulden konnte. Das hätte ein Wiedererstehen der Monarchie Karls V. bedeutet. Das mit allen Mitteln zu verhindern, war nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht jedes französischen Herrschers. Aber damit war für die spanischen Lande noch keineswegs ein Entweder — Oder, österreichisch oder französisch, gegeben. Zweifellos wäre das richtige Ziel am besten erreicht worden, wenn man die Dependenzen Spaniens, und zwar die italienischen ebenso wie die burgundischen, wohl Österreich streitig gemacht, nicht aber selbst die Hand nach ihnen allen ausgestreckt hätte. Der ungeschwächten Kraft Frankreichs, eingesetzt für dieses Ziel, hätte der Erfolg nicht fehlen können, um so weniger, als sie der Bundesgenossen nicht ermangelt haben würde. Die unschädlichen Zwischenstaaten, ohnehin schon so zahlreich, hätten sich leicht weiter vermehren lassen. Frankreich wäre seines Einflusses auf sie stets sicher gewesen, so lange es nicht versucht hätte, ihren Bestand zu gefährden. Ludwig XIV. nötigte die Kleinen, sich um den Kaiser zu scharen, sie und die alternde spanische Monarchie, die bei lebendigem Leibe verspeist werden sollte. Die Stimmungen

und Entschließungen, denen die deutsche Mitte Europas den erneuten politischen Zusammenschluß und ihren siegreichen Widerstand gegen französische Schmälerungsversuche verdankt, sind in ihrem ersten Beginn durch Ludwig XIV. geweckt worden.

Der Gang der Ereignisse ist zu oft vorgetragen worden, als daß hier nicht eine Erinnerung an die Hauptwendungen genügen könnte. Die Rüstungen, die Ludwig XIV. während des englisch-niederländischen Krieges von 1665—67 begann, um wenigstens den Schein zu wahren, daß er die Pflichten des 1662 mit den Niederlanden geschlossenen Bündnisses zu erfüllen gedenke, benutzte er, um im Mai 1667 über die spanischen Niederlande herzufallen. Der unerwartete Angriff trug das Seine dazu bei, die Streitenden zur Versöhnung geneigt zu machen; sie schlossen Ende Juli den Frieden von Breda. Seit ihrer Auflehnung gegen die spanische Herrschaft hatten die Niederländer in guten Beziehungen zu Frankreich gestanden. Aber sie waren der Meinung, daß Frankreich „gut sei als Freund, nicht aber als Nachbar". Die eben noch Gegner gewesen waren, traten zusammen, Ludwig an der Durchführung seiner Absichten zu hindern. Ihnen schloß sich Schweden an, das keine Gelegenheit vorübergehen ließ, Subsidien zu erlangen, um auf deutschem Boden eine Armee unterhalten zu können. England vermittelte einen Frieden zwischen Spanien und Portugal, dessen Selbständigkeit nach fast dreißigjährigem Kriege von dem größeren Nachbarreiche anerkannt wurde; Spanien behielt das bisher portugiesische Ceuta, das es seitdem gehalten hat, und bekam die Hände frei. Ludwig XIV. fand es doch geraten, der „Tripelallianz" die Hand zum Frieden zu bieten. Er kam im April 1668 zu St. Germain zustande, und Spanien trat ihm im Mai zu Aachen bei. Zwölf flandrische und hennegauische Plätze mit ihren Landbezirken blieben in Ludwigs Besitz. Militärisch war Frankreichs Stellung in diesen Gebieten nicht unwesentlich gebessert.

Das Eingreifen der Niederlande machte Ludwig zu ihrem unversöhnlichen Feinde. Mit dem Kaiser und dem Kurfürsten von

Brandenburg hatte er Abkommen treffen können, die ihre Neutralität während seines Vorgehens gegen Spanien sicherten; der Kaiser hielt sich durch einen geheimen Teilungsvertrag über die spanische Erbschaft genügend gedeckt. Die Generalstaaten aber waren ihm entgegengetreten; in de Witt sah Ludwig jetzt das Haupthindernis seiner Absichten auf die spanische Monarchie. In den nächsten Jahren gelang es seinen diplomatischen Künsten, die Niederländer fast vollständig zu isolieren. Sowohl mit Schweden wie mit England kam er zu einem Bündnisse gegen den Genossen der Tripelallianz. Kaiser Leopold, dessen zaghafte Natur schwer zu größeren Entschlüssen gelangte, und der seine Augen weit mehr donauabwärts als zum Rheine richtete, zeigte sich bereit, Frankreich auch gegen die Niederlande freie Hand zu lassen. Von den deutschen Fürsten wußte Ludwig fast alle wichtigeren in sein Interesse zu ziehen, besonders die Wittelsbacher im Herzogtum und in der Pfalz. Ihr Sproß auf dem erzbischöflichen Stuhl von Köln, der zugleich Bischof in Lüttich und Hildesheim war, und der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Galen, nahmen sogar direkten Anteil an der militärischen Aktion gegen die Nachbarn in der Hoffnung auf Teilnahme an der Beute. Andere größere Reichsstände sicherten Neutralität zu. Der Erfolg schien vollständig gesichert, als im April 1672 die französischen Scharen in erdrückender Übermacht durch die kurkölnischen und münsterischen Lande gegen die Staaten heranzogen.

Wären die Niederländer überwältigt worden, es möchte einen zweiten und vielleicht weniger erfolgreichen Unabhängigkeitskampf gekostet haben als ein Jahrhundert früher gegen Spanien. Sie widerstanden. Die See ward ihr Retter. Am 7. Juni griff de Ruyter, doch der erste Seeheld von allen, die je die Meere befuhren, die überlegene englisch-französische Flotte draußen vor Southwold an Suffolks Küste an und fügte besonders den Engländern empfindlichen Schaden zu. An Landung konnten sie zunächst nicht mehr denken. Man schöpfte wieder Mut in Holland und Amsterdam. Man hielt am 20. Juni Muiden und brachte die In-

vasionsflut zum Stehen, indem man ihr die des Meeres entgegenschickte. Da bis dahin trotz der zahlreichen festen Plätze Widerstand kaum geleistet war, und der Grund dafür zweifellos in der Vernachlässigung der Kriegsbereitschaft durch die Regenten- und Kaufmannsherrschaft lag, so erfolgte ein jäher Umschlag der Volksstimmung. Die Statthalterwürde ward erneuert und am 4. Juli Wilhelms II. nachgeborenem Sohne, dem zweiundzwanzigjährigen Wilhelm III., übertragen, der neue Statthalter vier Tage später zum Oberbefehlshaber aller Streitkräfte zu Wasser und zu Lande ernannt. Jan de Witt fiel mit seinem Bruder Cornelis im August der Volkswut zum Opfer.

Inzwischen hatte aber auch im Reiche die Ansicht Boden gewonnen, daß man einer französischen Eroberung der Rheinmündungen nicht ruhig zusehen könne. Schon im Mai hatte der Brandenburger Kurfürst es gewagt, als einziger Bundesgenosse der Staaten hervorzutreten. Im Juni schlossen Kaiser und Kurfürst ein Bündnis, weiterer Verletzung des Reichsbodens zu wehren. Allerdings erschien nur der Kurfürst im Felde und sah sich, da er allein dem übermächtigen Gegner nicht gewachsen war, nach Jahresfrist gezwungen, den Frieden von Vossem zu schließen. Aber da die Rheinlande den Franzosen als Durchzugsgebiet und Operationsbasis dienten und von ihren Truppen auf höhere Weisung überall, wo die Landesherren mit ihnen nicht gemeinsame Sache machten, mit Plünderung und Verwüstung heimgesucht wurden, so konnte sich der Kaiser tätigem Eingreifen auf die Dauer nicht entziehen. Die Mehrzahl der Reichsstände erklärte sich zur Unterstützung bereit; Spanien trat hinzu. Der Krieg ward in der zweiten Hälfte des Jahres 1673 ein allgemeiner, sein Ziel die Zurückdrängung Frankreichs auf den Stand des Pyrenäischen Friedens. Da in England nach einem zweiten, durch de Ruyters glänzenden Erfolg vor den Kamper Dünen abgeschlagenen Landungsversuch die natürliche Stimmung, daß man keinen Anlaß habe, Frankreich zum Herrn der Niederlande zu machen, zum vollen Durchbruch kam, sah sich Karl II. genötigt, im Februar 1674 mit den Niederlanden

den Frieden von Westminster zu schließen. Frankreich hatte zum ersten Male allein einer starken europäischen Koalition zu begegnen. Die Freundschaft mit den Niederlanden war verscherzt. Versuche des Königs, zum Frieden zu kommen auf Grund von Zugeständnissen der Niederlande, die er früher als ungenügend zurückgewiesen hatte, scheiterten vollständig. Der Oranier war und blieb sein und Frankreichs erbittertster Gegner.

In dem fünfjährigen Kampfe, der fast an allen Grenzen Frankreichs tobte, und der sich durch den Versuch, Sizilien aufzuwiegeln, auch aufs Mittelmeer fortpflanzte, zeigte sich der Staat der Bourbonen seinen zahlreichen Gegnern mehr als gewachsen. Feldherren wie Turenne und Condé hatten sie nicht aufzuweisen, und auf Frankreichs Seite stand der ungeheuere Vorteil der einheitlichen Leitung. Die Verbündeten setzten keineswegs alle ihre volle Kraft ein, besonders die Niederländer selbst nicht, die sich unmittelbar nicht mehr bedroht und die Steigerung des oranischen Einflusses durch den Krieg nicht allzu gern sahen. Den Kaiser hinderten die aufständischen Ungarn, denen Ludwig XIV. direkt und indirekt, durch Polen und Türken, Unterstützung zuteil werden ließ. Den Großen Kurfürsten, der sich dem Kriege wieder angeschlossen hatte, rief der Einfall der durch Ludwigs Subsidien mobil gemachten Schweden in die Heimat zurück. So hielten Kaiserliche und Reichstruppen am Oberrhein, Spanier und Niederländer in Belgien nur mit Mühe gegen die durch Zahl und Führung überlegenen Franzosen das Feld.

Das Ergebnis, das in den Friedensschlüssen zu Nymwegen mit den Niederlanden, Spanien und dem Kaiser (August 1678 bis Februar 1679) seine Ausgestaltung fand, kann höchstens dadurch überraschen, daß es nicht noch günstiger für Frankreich ausfiel. Durch das englisch-niederländische Bündnis, das zu Anfang des Jahres zustande gekommen war, wurde Ludwig zur Nachgiebigkeit gestimmt. Die Niederländer erhielten Maastricht zurück, gaben aber einige Posten am Senegal und in Guayana preis, die ihnen

von den Franzosen abgenommen worden waren. Der Kaiser ließ Freiburg für Philippsburg in den Händen der Franzosen. Die Kosten trug Spanien, das fünf der in Aachen verlorenen Plätze zurückerhielt, dafür aber die Franche Comté, das Land Cambrai und weiteres flandrisches Gebiet opferte. Es war der vorteilhafteste Friede, den Ludwig geschlossen hat. Sein Wunsch, sich schon bei Lebzeiten des spanischen Königs in den Besitz seiner Erbschaft zu setzen, war, soweit die östlichen Grenzlande in Frage kamen, der Erfüllung einen wesentlichen Schritt näher gerückt. Lothringen, dessen Herzöge Karl III. und IV., Onkel und Neffe, an der Spitze kaiserlicher Heere tapfer um ihre Wiederherstellung gekämpft hatten, blieb doch in Frankreichs Händen. Von Trier bis Basel drückte die kompakte französische Macht jetzt unmittelbar auf die ober- und mittelrheinischen Reichsstände.

Die nächsten Jahre zeigen das Reich in seiner größten Schwäche, Ludwig XIV. auf dem Gipfel seiner Macht. Der Brandenburger Kurfürst war von seinen Verbündeten im Stich gelassen worden. Im Frieden von St. Germain mußte er alle den Schweden abgerungenen Vorteile wieder preisgeben. Es ist verständlich, daß er sein Heil in engem Anschluß an den übermächtigen König suchte; durch volle sechs Jahre ward Friedrich Wilhelm eine der vornehmsten Stützen französischen Einflusses in Deutschland. Kursachsen betrat alsbald den gleichen Weg. Im März 1680 ward Maria Anna, die Schwester des kurz vorher zur Regierung gekommenen Max II. Emanuel von Baiern, dem Dauphin von Frankreich vermählt. Die französische Diplomatie setzte sich wieder fest im Reiche.

Es gab für Ludwig keinen Grund mehr, weiter zu zögern mit der völligen Durchführung der Ansprüche, die er schon lange auf den Westfälischen Frieden gründete. Er war sicher, daß die Widersacher, die ihn mühsam abgewehrt hatten, die Waffen nicht so leicht wieder aufnehmen würden. Noch im Jahre des Friedensschlusses hatte er die Reunionskammern in Metz und Breisach eingesetzt. Die Erwerbung der Freigrafschaft gab neue Rechtstitel.

1680 ward das Elsaß in seiner vollen Ausdehnung bis zum Queich französischer Souveränität unterworfen erklärt, im September des nächsten Jahres Straßburg besetzt. Von den spanischen Niederlanden wurden neuerdings, besonders im Luxemburgischen, große Stücke losgerissen; weithin im Gelände zwischen Mosel und Rhein focht man Besitzrechte an, die bisher für unantastbar gegolten hatten. Casale, damals die stärkste Festung der oberen Polande, ward an dem gleichen Tage wie Straßburg eingenommen. Die Übergriffe vollzogen sich in den schroffsten Formen, nicht ohne brutale und raffinierte Gewalttaten; der herrische Ton der französischen Diplomatie durchbrach alle Regeln des völkerrechtlichen Verkehrs.

So fanden die Bemühungen des Oraniers, eine neue Union gegen Ludwig XIV. zusammenzubringen, empfänglichen Boden. Deutsche Reichsfürsten, auch Schweden, dann der Kaiser und Spanien traten mit den Niederländern zusammen zur Erhaltung des Friedens von Nymwegen. Aber dann kam die schlimmste Türkennot, die das Haus Habsburg erlebt hat, und der Beitritt Schwedens trieb die zahlreichen Gegner dieses Staates zu Frankreich hinüber oder hielt sie bei diesem fest. Ein Krieg, zu dem Spanien sich aufraffte, als eben Wien von den Türken befreit war, endete schon im August 1684 mit neuen Abtretungen niederländischer Plätze; Kaiser und Reich erkannten die vor dem 1. August 1681 vollzogenen Reunionen für zwanzig Jahre an und überließen Straßburg und Kehl für diesen Zeitraum an Frankreich. Als im nächsten Jahre Kurfürst Karl von der Pfalz starb, traten die Ansprüche in Kraft, die Ludwig XIV. auf Grund der 1671 erfolgten zweiten Heirat seines Bruders, des Herzogs von Orleans, mit der einzigen vollberechtigten Schwester des Verstorbenen, der Elisabeth Charlotte, Liselotte, machte. Das weithin zerstreute Pfälzer Besitztum eröffnete eine schier unendliche Aussicht auf neue und wertvolle Reunionen.

Es ist die Zeit, in der Ludwig XIV. daheim auch seine kirchliche Suprematie rücksichtslos zur Geltung brachte. Im Oktober 1685 erfolgte die Aufhebung des Edikts von Nantes; die Hugenotten, schon seit Ludwigs Regierungsantritt unausgesetzt verfolgt,

hatten nur noch die Wahl zwischen Tod und Verbannung. Mit der Kurie, die Ludwigs Macht schon wiederholt zu fühlen bekommen hatte, begann er den Streit über die gallikanischen Rechte und die römische Quartierfreiheit und brauchte seine Macht unbedenklich. Das Verhältnis zu Innocenz XI. wurde so gespannt, daß der Papst sogar die Verfolgung der Hugenotten mißbilligte.

Das äußerte seine Wirkung auch in den deutschen Dingen. Vergebens bemühte sich Ludwig, die Bestätigung des durch seinen Einfluß in Köln zum Koadjutor gewählten Straßburger Bischofs Wilhelm Egon von Fürstenberg, einer der gefügigsten und unwürdigsten Kreaturen des Königs im Reiche, durchzusetzen; Innocenz entschied für Joseph Clemens von Baiern, den Bruder des Kurfürsten Max Emanuel, der sich 1685 mit Maria Antonia, Kaiser Leopolds einzigem Kinde aus der Ehe mit der spanischen Prinzessin, vermählt und die Zusage erhalten hatte, aus der spanischen Erbschaft die Niederlande davonzutragen. Auch Savoyen lehnte sich gegen die Gefolgschaft auf, in der es bis jetzt von Ludwig festgehalten worden war. Den Großen Kurfürsten brachte die Hugenottenverfolgung zu dem Entschlusse, eine Politik zu ändern, deren er überdrüssig geworden war, weil sie ihn in der für ihn wichtigsten Angelegenheit, der Auseinandersetzung mit Schweden, seine Kräfte nicht gebrauchen ließ. Im November 1685 lud das Potsdamer Edikt die französischen Protestanten in die Staaten des Kurfürsten, und im nächsten März schloß Friedrich Wilhelm mit dem Kaiser ein Bündnis für zwanzig Jahre. Im Juli folgte die Augsburger Allianz, die eine Reihe von Reichsständen um den Kaiser, Spanien und Schweden scharte, dessen König durch die Vergewaltigung Zweibrückens schwer gekränkt war.

Doch war man im Reiche weit entfernt von dem Gedanken, auf die Übergriffe Frankreichs mit einem Angriff zu antworten, und der Kaiser viel zu sehr mit dem von Ludwig fortgesetzt geschürten Türkenkriege belastet, als daß er einen solchen Schritt hätte wagen mögen. Die unumgängliche Notwendigkeit mußte die Waffen in die Hand drücken. Ludwig ließ nicht nach mit der For-

derung, daß ihm alle reunierten und von ihm besetzten Gebiete in einem festen Frieden von Kaiser und Reich abgetreten und als sein rechtmäßiger Besitz anerkannt werden sollten. Dazu aber mochte der Kaiser sich auch in seiner Notlage nicht verstehen. So war es Ludwig, der zu den Waffen griff, da ihm die Lage günstig erschien, seinen Willen durchzusetzen. Am 24. September 1688 proklamierte er den Krieg. Seine Heere überschwemmten die Rheinlande, Schwaben und Franken; Köln war der einzige größere Platz jenseit des Rheines, der ihnen widerstand. Damit gab Ludwig einer europäischen Koalition das Leben. Nie zuvor hatte Frankreich so zahlreichen Feinden gegenübergestanden wie in dem neunjährigen Kriege, der jetzt folgte.

Der Entschluß war in einem Augenblicke gefaßt, wie er bedenklicher, ja gefährlicher gar nicht hätte gewählt werden können. Am 6. September hatte Max Emanuel von Baiern als Heerführer des Kaisers Belgrad den Türken abgenommen. Der schlimmsten Not war gesteuert; man konnte den Osmanen auf ihrem eigenen Boden begegnen. Und während die französischen Heere den Rhein überschritten, wartete der Oranier auf den günstigen Wind, der ihn mit starker Invasionsarmee nach England hinüberführen sollte. Das Maß der Stuarts und ihrer katholischen und franzosenfreundlichen Politik war voll. Als Jakob II. am 20. Juni 1688 ein Sohn geboren wurde und das System damit Dauer zu gewinnen drohte, schritt die Opposition zur Tat und rief den Oranier, den mit der protestantischen Maria vermählten Schwiegersohn des Königs, ins Land. Da man in den Niederlanden ein englisch-französisches Bündnis fürchtete und Ludwig kurz zuvor die Handelsvorteile, die den Niederländern im Frieden von Nymwegen zugesagt waren, willkürlich zurückgezogen hatte, so stand auch die sonst so friedensfrohe Kaufmannspartei hinter dem kriegslustigen Statthalter. Am 11. November konnte Wilhelm III. mit starker Rüstung in See gehen, um drei Tage später in der Tor-Bay zu landen.

Die Vertreibung Jakobs, der in Frankreich seine Zuflucht

suchte, beantwortete Ludwig mit einer Kriegserklärung an die Niederlande. Mit ihnen trat nun auch England auf den Plan. Wenn man erwägt, daß Ludwig diese Lage in voller Klarheit überschaute, so muß man sagen, daß nicht oft ein schwerer Krieg gewissenloser und weniger überlegt begonnen worden ist.

Doch bewährte sich Frankreich militärisch auch jetzt wieder. Es vermochte die zunächst überrannten Gebiete nicht alle zu behaupten; aber auf der ganzen Grenze von Dünkirchen bis Nizza und in Katalonien blieb es doch im Wechsel der Jahre im Vorteil. Nirgends vermochten die Verbündeten den Krieg auf anerkannt französisches Gebiet zu übertragen; die armen Opfer der Raubgier Ludwigs mußten auch noch seine systematische Mordbrennerei über sich ergehen lassen. Dem Marschall von Luxemburg erwies sich der Oranier als Heerführer nicht gewachsen; auch Ludwig von Baden gelang es so wenig wie seinen Vorgängern, am Oberrhein entscheidende Vorteile zu erringen. An Mißhelligkeiten und Verstimmungen im Reich fehlte es auch jetzt nicht. War es ein Gewinn, daß der Brandenburger Kurfürst am Rhein standhaft seine Kräfte einsetzte, so warf der sich entwickelnde Gegensatz zwischen Habsburg und Wittelsbach in der spanischen Frage doch schon seine Schatten voraus. Dazu kam der Türkenkrieg, in dem man zwar mit Ehren bestand, der aber fortgesetzt einen guten Teil der Kräfte des Kaisers in Anspruch nahm.

So wies man den Frieden nicht ab, als Ludwig anfing, ihn zu wünschen. Er sah die Kräfte seines Landes sich erschöpfen, obgleich kein Feind dessen Boden betreten hatte, und sah die Stunde herannahen, wo das Ableben Karls II. die spanische Frage zu endgültiger Entscheidung stellen mußte. Der Stolze entschloß sich zu Opfern, gab preis, wofür er fast zwei Jahrzehnte Millionen und aber Millionen und Ströme von Blut vergeudet hatte. Der Friede von Ryswyk führte 1697 alles zurück auf den Stand, auf den es sein Vorgänger von Nymwegen gestellt hatte. Dazu sollte Lothringen seinem rechtmäßigen Herrn — es war seit 1690 Leopold Josef — zurückgegeben werden. Als einzige Beute trug Ludwig

den dauernden Besitz von Straßburg davon, wofür er aber vom rechten Rheinufer zurückwich.

Und mit noch schmerzlicherem Mißerfolge endete der letzte und härteste Kampf, der zu dem Ziel führen sollte, das von Beginn an vor allem erstrebt worden war, zur Erwerbung der spanischen Monarchie.

Am 1. November 1700 starb der geistes- und körperschwache Karl II. Noch kurz vorher hatte die überlegene französische Diplomatie, nachdem schon Teilungsverträge verhandelt und vereinbart worden waren, den König dahin gebracht, daß er einen Enkel Ludwigs, den zweiten Sohn des Dauphin, Philipp von Anjou, zu seinem Nachfolger bestimmte. Das entsprach dem dringenden Wunsche der Spanier, die Einheit der Monarchie zu erhalten. Da ausdrücklich verfügt wurde, daß diese Monarchie nie mit Frankreich unter einem Herrscher vereinigt werden solle, so konnten sich auch die Seemächte, so überraschend die neue Ordnung der Dinge auch kam, mit ihr einverstanden erklären.

Anders natürlich der Kaiser, der sich vom habsburgischen Erbe völlig ausgeschlossen sah. Aber er war ohne Bundesgenossen. Im Reich konnte er nur auf Hannover, das um der bestrittenen Kurwürde willen sich fortgesetzt zum Kaiser halten mußte, und auf das neugeschaffene preußische Königreich zählen. Sonst war wenig Neigung vorhanden, in einen neuen schweren Krieg einzutreten. Max Emanuel, dessen erbberechtigter und in Spanien schon zur Nachfolge bestimmter Sohn von der Maria Antonia 1699 gestorben war, glaubte seinen Vorteil im Anschluß an Frankreich zu finden, und ihm folgte sein Bruder Josef Klemens von Köln. Die österreichischen Lande waren durch den letzten französischen und den erst 1699 im Frieden von Carlowitz beendeten Türkenkrieg hart mitgenommen. Es war wieder Ludwig XIV., der durch herausforderndes Vorgehen den Krieg unvermeidlich machte.

Entgegen dem klaren Wortlaut der Bestimmungen Karls II. behielt der französische König seinem Enkel das Erbrecht auf Frankreich

ausdrücklich vor und erregte dadurch und durch Handelsbegünstigungen, die er für Frankreich erstrebte, die Seemächte, die Spaniens Mittelmeerstellung und seine Koloniallande unter keinen Umständen in den Händen Frankreichs sehen wollten. Er stellte Philipp seine Truppen zur Verfügung und ließ Mailand und Mantua besetzen, alte Reichslehen an den Grenzen der österreichischen Erblande, die der Kaiser unmöglich Frankreich überlassen konnte. Viktor Amadeus von Savoyen trieb er so in Österreichs Arme. Von Max Emanuel, dem Statthalter der spanischen Niederlande, ließ er sich die Grenzplätze ausliefern, die schon den Staaten zur Sicherung ihres Besitztums zugesagt waren. So beschwor er die Koalition herauf, die zu verhindern sein vornehmstes Ziel hätte sein sollen. Am 7. September 1701 vereinbarten die Seemächte mit dem Kaiser, daß Spanien und Frankreich nie unter einem Herrscher vereinigt werden sollten.

Am 16. September starb in St. Germain en Laye Jakob II. Am Totenbette begrüßte Ludwig den Sohn Jakob Eduard als König von England und Schottland, obgleich kurz zuvor durch Ernennung des Kurfürsten Georg Ludwig von Hannover, Urenkels Jakobs I. von der pfälzischen Elisabeth, zum Nachfolger Wilhelms und Annas die englische Thronfolge geordnet worden war. Da bald auch Philipp von Spanien und der Papst Jakob Eduard anerkannten, so war die Vorstellung, daß es sich um eine neue Verschwörung gegen das protestantische und selbständige England im Sinne der Pläne Philipps II. gegen Elisabeth handele, nicht so unberechtigt. Nicht besser hätte die Sache des Oraniers, des eifrigen Vorfechters des europäischen Gleichgewichts und gefährlichsten Feindes Ludwigs XIV., betrieben werden können, als es durch diesen selbst geschah. In England wie in Holland hielt die Erbitterung an, auch als Wilhelm im März 1702 gestorben war, genährt und geleitet dort von Lord Churchill-Marlborough, hier vom Ratspensionär Heinsius.

Der Kaiser war gegenüber den früheren Kriegen im Vorteil, weil die Türken, trotz aller Lockungen Ludwigs, die Wieder-

aufnahme des Kampfes gegen Österreich ablehnten. So vermochte der Aufstand der Ungarn unter Rakoczy, der fast den ganzen spanischen Erbfolgekrieg begleitete, eine bedenklichere Ausdehnung nicht zu gewinnen. Schweden war durch den nordischen Krieg in Anspruch genommen, Karl XII. obendrein ein Feind der Franzosen. Unter den Reichsständen hatte das Mißtrauen gegen Ludwig XIV. zu tief Wurzel geschlagen, als daß sie sich bei Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich nicht hätten um den Kaiser scharen sollen. Die Subsidien, die durch Englands und Hollands Mitwirkung gesichert waren, gaben einen weiteren Impuls. Auch auf Dänemark wirkte dieses Anziehungsmittel, und zwar um so leichter, als dieses Land gute Beziehungen zu den Seemächten wünschte.

In Prinz Eugen und Marlborough verfügte die Koalition in diesem Kriege über Feldherren, die sich den Villars, Vendôme, Villeroi überlegen erwiesen. Beide waren nicht nur Heerführer, sondern auch Staatsmänner und griffen auch in dieser Eigenschaft fördernd in den Gang der Dinge ein. Andererseits erlaubte die Bundesgenossenschaft des baierischen Kurfürsten den Franzosen, tiefer ins Reich einzudringen als zuvor. Sie konnten 1703 eine Vereinigung ihrer italienischen und deutschen Heere versuchen und an einen Vorstoß auf Wien denken. Im nächsten Jahre aber lieferte die Schlacht bei Höchstädt Baiern in die Hand der Kaiserlichen. Der Sieg Marlboroughs bei Ramillies im Mai 1706 sicherte den Verbündeten so ziemlich das gesamte spanische Besitztum in den Niederlanden, wie es seit dem Frieden von Nymwegen noch bestand, und die Niederlage, die vierzehn Tage später Prinz Eugen den Franzosen vor Turin beibrachte, bewog Ludwig, im nächsten Jahre Italien vollständig zu räumen. Die Kaiserlichen besetzten Neapel. Seitdem ward eigentlich nur noch um Spanien selbst gekämpft; der Außenbesitz der Monarchie war in den Händen der Verbündeten.

Man hatte im Hauptlande dem Bourbonen den zweiten Sohn des Kaisers, Karl, entgegengestellt. Die Engländer waren es besonders, die den Kampf um die Halbinsel betrieben. Sie führten auch die Portugiesen ins Feld. Aber man blieb hier im Nachteil,

obgleich sich Katalonien dem Habsburger anschloß, und man zweimal, 1706 und 1710, Madrid besetzen konnte.

Auch gegen die französischen Grenzen vermochte man nichts Entscheidendes auszurichten. Ein Versuch auf Toulon, zu dem sich Prinz Eugen 1707 auf Drängen der Engländer bequemte, verlief so ergebnislos wie einst der Einfall des Connetable von Bourbon in die Provence. Die schwere Niederlage, welche die Franzosen im Juli 1708 bei Oudenaarden durch Eugen und Marlborough erlitten, kostete ihnen wohl weitere feste Plätze, vor allem Lille, öffnete aber den Verbündeten den Weg nach Frankreich nicht. Der blutige Sieg von Malplaquet im September 1709 hatte kaum andere Folgen, als daß Bergen fiel. Ein gleichzeitiger Versuch, in die burgundische Freigrafschaft einzudringen, schlug völlig fehl. In den nächsten Jahren vermochte man noch einige Grenzplätze in Flandern, Hennegau und Artois zu gewinnen; in das eigentliche Frankreich, wie es vor dem Pyrenäischen Frieden bestand, hat man den Fuß nicht setzen können.

Trotzdem fühlte Ludwig die Erschöpfung seines Landes so sehr, daß er in diesen Jahren bereit war, auf allen und jeden Erwerb aus der spanischen Erbschaft zu verzichten. Nur das geringe Vertrauen, das man seinen Zusagen entgegenbrachte, und die Forderung, daß er selbst mit den Waffen helfen solle, seinen Enkel, der in Spanien Fuß gefaßt hatte, von dort zu vertreiben, vereitelten den Abschluß des Friedens auf dieser Grundlage. Die Abneigung der Seemächte, den Krieg fortzusetzen, verschaffte ihm dann günstigere Bedingungen.

Im Reich hatte der Thronwechsel, der 1705 Josef an die Stelle Leopolds brachte, die Willigkeit zu Opfern nicht gesteigert. Der neue Kaiser glaubte seine Rechte schärfer betonen, seine Ansprüche schroffer stellen zu sollen, als die Stände gewohnt und willens waren zu ertragen. Als er 1711 starb und der spanische Kronprätendent ihm im Reiche folgte, konnten es die Seemächte nicht als ihre Aufgabe ansehen, mit allen Mitteln die Monarchie Karls V. wieder aufrichten zu helfen. Im Jahre zuvor waren in England

die Tories an die Stelle der Whigs getreten; Marlboroughs Sturz war gefolgt. Die Niederlande, ohnehin seit Jahren des Kampfes müde, fühlten sich durch eine mit England getroffene Vereinbarung über die Barrierepläße gedeckt. Beide Mächte konnten sich mit einem Bourbonen in Spanien aussöhnen, wenn nur die dauernde Trennung des Landes von Frankreich festgelegt wurde. Da Ludwig nicht zögerte, eine entsprechende Zusicherung zu geben, kam im April 1713 der Utrechter Friede zustande. Den Seemächten schlossen sich Preußen und Savoyen an, die längst mit dem Kaiser zerfallen waren. Das Ausbleiben der Subsidien entzog auch dem deutschen Kriege die Kraft. Kaiser und Reich traten im nächsten Jahre in Rastatt und Baden dem Frieden bei.

Der Erbfolgekrieg hat Frankreich aus der spanischen Erbschaft irgendwelchen Landgewinn nicht gebracht. Die Aufrichtung einer bourbonischen Dynastie in Spanien hat sich als ein bescheidener Vorteil erwiesen. Die Außenlande der Monarchie fielen zum weitaus größten Teile Österreich zu: Mailand nebst Mantua, Neapel, Sardinien und die Niederlande, die letzteren, abgesehen von dem Gelände zwischen Sambre und Maas, mit der Grenze, wie sie heute noch zwischen Frankreich und Belgien besteht. Sizilien ward dem Herzog von Savoyen überwiesen; die Niederländer erhielten ihre Barrierepläße. Von Deutschland tauschte Frankreich Landau für die wiedereroberten Pläße Breisach und Freiburg ein. In sechsunddreißig Regierungsjahren hatte Ludwig XIV. zweiundzwanzig Jahre Krieg geführt, und das einzige namhafte Ergebnis war der Gewinn des uralt deutschen Straßburgs, dessen Besitz der mächtigste Nachbar Frankreichs als eine fortgesetzte Drohung ansah und ansehen mußte. Er hatte dadurch und durch die Barbarei seiner Kriegführung ein Volk zum erbitterten Feinde gemacht, von dem Frankreich nie angegriffen worden war, und das als Nation in 700 Jahren Krieg mit Frankreich nicht geführt hatte.

Die Politik Ludwigs XIV. ist aber nicht nur für die beiden nächstbeteiligten Länder, sie ist darüber hinaus für Europa und

die Welt von bestimmender Bedeutung geworden. Indem sie nur den Rhein sah, vergaß sie das Meer, das Frankreich von drei Seiten umspült. Sie hat Frankreich nicht nur die Erbfeindschaft des deutschen Volkes zugezogen, sie hat es um eine leitende Stellung in der Welt gebracht. Denn eine solche war nur auf dem Meere, nicht in karolingischen Träumen zu erwerben.

Indem Frankreich gleich England und den Niederlanden im 16. Jahrhundert die Fühler ausstreckte nach Handels- und Siedelungsmöglichkeiten jenseit des Ozeans, hatte es Klarheit genug gewonnen, um alsbald nach Beendigung der inneren Unruhen zu neuen, nachdrücklichen Versuchen zu schreiten. Fischerei und Pelzhandel gaben den nördlichen Gebieten des atlantischen Amerika eine besondere Anziehungskraft. Champlain hat „Neu-Frankreich" durch dreißig Jahre seine seltene Energie gewidmet; er gründete 1608 Quebec. Man beanspruchte alles Land vom 40. bis zum 52. Breitengrade, vermochte das allerdings gegenüber den neu-englischen Niederlassungen nicht durchzusetzen.

Besondere Aufmerksamkeit wandte Richelieu den kolonialen und maritimen Fragen zu. Er betrieb den Bau einer Flotte im atlantischen und Mittelmeer und förderte eifrig die Bildung von Gesellschaften. Die Franzosen erschienen jetzt auch in Westindien, ließen sich neben den Engländern auf St. Christoph nieder und besetzten von dort aus Martinique, Guadeloupe, St. Martin und andere Inseln. Sie wurden gleich Engländern und Niederländern in allen dort üblichen Betrieben heimisch, in Schmuggel und Raub, im Anbau von Zucker und Tabak. Eine Niederlassung französischer Flibustier im Nordwesten von San Domingo gab den ersten Anlaß zu dieser später so blühenden französischen Kolonie. Für die Beteiligung am Negerhandel ward gleich in den ersten Jahren der Staatsleitung Richelieus das Fort St. Louis am Senegal gegründet. Ungefähr gleichzeitig erfolgte die Festsetzung in Guyana.

Den Versuch, eine ostindische Kompanie zu errichten, hat man in Frankreich ebenso früh wie in England und den Niederlanden

gemacht, 1601. Mehrfach wiederholt, ist er doch erfolglos geblieben, besonders weil man sich mit Siedelungsversuchen auf Madagaskar (Fort Dauphin) aufhielt. Doch wurde 1643 die erstrebte Erfrischungsstation für die Ostindienfahrt durch Besetzung der Insel Bourbon erlangt, die ein wertvolles Besitztum Frankreichs geblieben ist. Als Ludwig XIV. selbst zu regieren begann, hatte man in Ostindien allerdings noch kaum Stellung gewonnen; aber in Nordamerika war ein Übergewicht der Engländer noch nicht entschieden, und in Westindien, das sich immer mehr zu einem der ertragreichsten Kolonialgebiete entwickelte, stand man weder hinter Engländern noch Niederländern zurück. Für den Mittelmeerverkehr hatte Frankreich eine günstigere Lage als beide Rivalen und hatte begonnen, sie auszunutzen. Sowohl Richelieu wie Mazarin haben den dortigen Handel mit den Waffen und durch Verträge mit Erfolg gegen die Barbaresken zu decken gesucht.

Neben seinem Könige ist bald auch Colbert ans Regiment gekommen. Sein Name ist fast sprichwörtlich geworden, die merkantilistische Richtung zu kennzeichnen, und obgleich sie Jahrhunderte vor ihm nachweisbar ist und ihn um ein gutes Jahrhundert überdauert hat, so ist sie in der Tat in keinem Manne so verkörpert wie in ihm. Er ist ihr reinster, ihr sachkundigster, ihr entschlossenster Vertreter gewesen. Er hat kaum etwas, was die Zeit erdenken konnte, unversucht gelassen, Frankreich wirtschaftlich auf sich selbst zu stellen. Jede Art der Produktion ward gefördert, den heimischen Bedarf zu decken und durch Ausfuhr des Überschusses Barmittel ins Land zu ziehen. Daß Handel und Schiffahrt besonders begünstigt wurden, lag im System, das ja in ihnen für Staat und Volk die ergiebigste Quelle des Wohlstandes sah. Und Colbert begegnete in seinem Streben dem vollen Verständnis Ludwigs XIV. Unter des Königs persönlicher Mitwirkung und mit erheblichen Opfern der Krone sind besonders in den 60er Jahren die wichtigsten Maßnahmen vollzogen worden.

Nicht zuletzt waren sie auf Förderung der kolonialen Bestre-

bungen gerichtet. 1664 sind zugleich zwei große Gesellschaften gegründet worden, bestimmt, die bisherigen kleineren zu ersetzen, die eine für den ostindischen Handel, die andere, „westindische", nach niederländischem Vorgange für die gesamte atlantische Welt: Nord- und Südamerika, Westindien und Westafrika. Ein unverkennbarer Aufschwung griff in der ganzen kolonialen Tätigkeit Platz. Die alten Bemühungen, durch Nordamerika einen Weg nach dem Stillen Ozean zu finden, führten vom Strombecken des St. Lorenz zur Aufdeckung der kanadischen Seen und weiter zur Erkundung des Mississippi, den 1682 Lasalle als erster von der Illinoismündung bis zum Golf befuhr. Nach der Auffassung der Zeit erlangte Frankreich durch die Besitzergreifung des Mündungslandes einen begründeten Anspruch auf das ganze weite Stromgebiet. So besaß es von Quebec über Montreal, Detroit, St. Louis hinab bis Louisiana das gesamte Hinterland des schmalen Saumes englischer Küstensiedelungen. In Ostindien beginnen 1670 die Versuche, Land zu gewinnen, erst auf Ceylon, dann an der Küste Koromandel und in Bengalen. Das 1674 besetzte Pondichery ist dauernd behauptet worden. Der Erfolg war bescheiden, aber die Niederländer hatten auf dem Festlande überhaupt keinen Besitz, die Engländer damals außer St. George (Madras) nur das 1661 erworbene Bombay, beides allerdings Plätze mit umfassenderem und einträglicherem Handel.

Es ist richtig, daß die Mängel französischer Kolonisationsbestrebungen, wie sie diesen lange, zum Teil dauernd eigen geblieben sind, schon in den Anfängen sich zeigten. Das französische Volk war nicht in dem Maße auf See und Handel angewiesen wie das englische oder gar das niederländische. Die innere Staatsentwickelung war eher geeignet, bürgerliche Selbsttätigkeit zu lähmen als zu entfalten. Der Niederwerfung ständischer und lokaler Selbständigkeit ging ein Reservieren der Beamten- und Offizierstellen für den geschädigten Adel zur Seite, das diesen Stand noch mehr von den Bürgerlichen sonderte, als es schon in der ganzen Richtung der

kontinentalen Entwickelung lag. Auch in dieser Beziehung hat die Monarchie Ludwigs XIV., besonders auf Deutschland, unheilvoll gewirkt. Man hat es in Frankreich für richtig und zweckentsprechend gehalten, zu kolonialen und merkantilen Unternehmungen anzuregen, indem man die Nobilitierung in Aussicht stellte. Händler und Beamte, Landbauer und Offiziere arbeiteten nicht in der Weise mit- und nebeneinander, wie das in den englischen Kolonien die Regel war.

Dazu kam der scharfe Gegensatz der Konfessionen. Eine Stadt wie la Rochelle, eine der rührigsten und blühendsten Frankreichs, hat zur See und in den Kolonien nicht die Rolle spielen können, die ihr unvermeidlich zugefallen wäre, hätte man nicht geglaubt, sie ihres Bekenntnisses wegen bekämpfen und unterdrücken zu müssen. Nach Hugenotten hat man auch jenseit der See eifrig gefahndet. Schon Richelieu, mehr noch Ludwig XIV., hat für richtig gehalten, sie systematisch von den Kolonien auszuschließen. Die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes dort draußen eine Zuflucht suchten, um auf französischem Boden zu bleiben, haben nur in Westindien vereinzelt und zeitweise gefunden, was sie ersehnten. Während die englischen Kolonien Hort und Asyl religiöser Flüchtlinge geworden sind, haben die französischen die Dragonaden des Mutterlandes nachgeahmt. Die wertvollste und ergiebigste Quelle der Zuwanderung floß für sie nicht. Der Zug politischer und religiöser Selbstbestimmung, den die englischen Siedelungen so glänzend entwickelten, fehlt den französischen nur zu sehr. In Frankreich wurde nicht wie in England das Selbstregiment zur Gewohnheit; aber man kann auch nicht sagen, daß die Auswandernden von Haus aus unfähig oder abgeneigt gewesen wären, sich in ähnlicher Weise zu betätigen.

Und dieses System der Bevormundung hat nun keineswegs eine durchaus einheitliche Gewalt, vor allem nicht ein festes Verhältnis zwischen den staatlichen und kirchlichen Organen gesichert. Besonders in Kanada ist es zu heftigen Konflikten zwischen der Verwaltung und den Jesuiten gekommen, die lange eine Art Nebenregiment geführt, die Kolonien in ihrem Sinne, d. h. ausschließlich

für Zwecke der Mission, auszubeuten versucht haben. Dazu war die französische Auswanderung nur schwach. Es fehlte daheim damals noch nicht an Bevölkerungszuwachs; aber das reiche Land vermochte die Seinen, besonders den bäuerlichen Nachwuchs, unschwer zu ernähren. Auch leisteten die kontinentalen Kriege das Ihre, einer Übervölkerung vorzubeugen. Trotzdem hatten die französischen Kolonien eine Zukunft; sie besaßen in sich die Kraft, sich neben den englischen zu behaupten. Wenn es nicht geschehen ist, so liegt die Schuld an der Politik des Heimatlandes, das diese Seite seiner Pflichten aus dem Auge verlor, betört durch den Wahn einer gallischen Herrschaft über Europa.

Als Karl II. und Ludwig XIV. gleichzeitig die Herrschaft antraten, war Frankreich zweifellos im Vorteil gegenüber England. Der Stuart mußte auf dem Wege bleiben, in den Cromwell unter dem Beifall des ganzen Volkes wieder eingelenkt hatte. In Gemeinschaft mit Frankreich hatte der Protektor den Unabhängigkeitskrieg, den Portugal seit 1640 unter Johann von Braganza gegen Spanien führte, kräftig unterstützt. Damals sind zuerst die Beziehungen geknüpft worden, die seitdem das iberische Nebenreich mit England fast ununterbrochen verbunden und es nach und nach zu einer Art britischem Schutzstaat gemacht haben. Was an Handel nach Ostindien, Brasilien und Afrika noch in portugiesischen Händen war — es waren noch reiche Reste — wurde mittelbar englischem Erwerbe dienstbar, viel mehr als früher niederländischem. Französischer Wettbewerb ließ sich leicht überholen, da Frankreich Konkurrent in den Hauptprodukten des Landes, Wein und Salz, England aber ein aufnahme- und zahlungsfähiger Käufer dieser portugiesischen Waren und zugleich Lieferant von Tuchen war. Wohin die Ziele englischer Politik gingen, zeigt der unter Ludwigs XIV. vermittelnder Mitwirkung zustande gekommene Heiratsvertrag von 1661, der Karl II. die portugiesische Katharina zuführte. Er überließ England Tanger und Bombay als Stützpunkte des Mittelmeer- und des indischen Handels.

Aber wenn Karl auch mit dem Strome schwimmen mußte, in dieser Politik war nicht sein ganzes Streben beschlossen. Was er zumeist für sich und die Krone ersehnte, war Selbständigkeit gegenüber dem Parlament. Mochte es noch so royalistisch geworden sein, es konnte die Traditionen des letzten Menschenalters nicht verleugnen. Sich seiner Macht entziehen konnte der König aber nur durch finanzielle Unabhängigkeit, die, wenn überhaupt, allein vom Auslande erlangt werden konnte und hier nur durch Ludwig XIV. Spanien und die Niederlande versagten alsbald. Karls Schwester ward 1662 mit Ludwigs Bruder Philipp von Orleans vermählt, Dünkirchen an Frankreich überlassen. Es ist in den folgenden Kriegen als Sitz französischer Piraten den Engländern gefährlicher geworden als je zuvor. Der englische König geriet in eine Abhängigkeit von dem französischen, die auch in der großen Politik ihren Ausdruck finden mußte. Die engen katholischen Familienbeziehungen konnten daheim seine Stellung nur schwächen, besonders nachdem Jakob, der Herzog von York, Bruder und voraussichtlicher Nachfolger des Königs, 1671 offen zum Katholizismus übergetreten war. Karl II., vom Jubel der Revolutionsmüden empfangen, ist kein König geworden, mit dem sein Volk sich eins wußte, wie einst mit Elisabeth und später mit Wilhelm III.

Im Frühling 1665 begann England seinen zweiten Krieg mit den Niederlanden. Die Feindseligkeiten hatten schon das Jahr zuvor in Westindien, an der Westküste Afrikas und in Nordamerika begonnen. Hier hatte der König Neu-Niederland, das er seinem Bruder geschenkt, mitten im Frieden angreifen und wegnehmen lassen. Damit war die Verbindung zwischen den neuenglischen Siedelungen und denen von Maryland und Virginien hergestellt. Neu-Amsterdam wurde Neu-York.

Beim Könige spielte, indem er das Schwert zog, Haß gegen die Republik mit, die er als Gegnerin der nahe verwandten Oranier und von seinem Exil her in keinem guten Gedächtnis hatte. Das Volk wollte dem Rivalen im Handel und auf dem Meere zu Leibe;

es dachte wie Monk: „Was geht uns dieser oder jener Grund an? Wir brauchen mehr von dem Handel, den die Holländer jetzt haben." Der Krieg war populär wie nur je einer, das Parlament willig wie seit den Zeiten der Armada nicht mehr; es drängte dem Könige die Bewilligungen fast auf.

Doch kam es zu keinem entscheidenden Erfolge. Im August 1666 ward eine niederländische Handelsflotte im eigenen Hafen zerstört. Als der König dann aber glaubte, weiterhin den Krieg mehr gegen den Handel als gegen die Kriegsflotte der Niederländer führen zu sollen, mußte er erleben, daß de Ruyter im Juni 1667 in der Themse erschien und zerstörend und verwüstend bis Chatam hinauffuhr. Karl II. teilte nicht Monks Ansicht: „Die Nation, die auf der See herrschen will, muß immer angreifen." Seit dem Vorjahre hatte auch Ludwig XIV., verpflichtet durch einen niederländischen Bündnisvertrag von 1661, ihm den Krieg erklärt, ihn allerdings lau genug geführt. Bei den Zusammenstößen in den Kolonien zeigten sich die Engländer nicht überlegen; in Westindien nahmen ihnen die Franzosen mehrere Inseln. So entschloß sich Karl II. im Juli 1667 zum Frieden von Breda. Frankreich gab seine Eroberungen zurück, erlangte aber dafür, zum großen Leidwesen der Neu-Engländer, die Anerkennung seines Besitzrechtes auf Akadien, das in seiner damaligen Umgrenzung den späteren Ländern Neu-Braunschweig und Neu-Schottland entsprach. England blieb im Besitze von Neu-York, verzichtete dagegen auf seinen letzten Posten in der Banda-See, den es 1654 zurückerhalten hatte, und auf Surinam, verstand sich auch zu Milderungen der Navigationsakte. Es war doch ein anderer Ausgang, als ihn Cromwell durchsetzte. Auch der Geist, den der Protektor zu wecken gewußt hatte, war im englischen Seewesen nicht mehr in gleicher Stärke lebendig trotz der Tapferkeit und Sachkunde, die der Herzog von York und Monk bewiesen hatten. Von einer entschiedenen militärischen Überlegenheit Englands über die Niederlande zur See konnte noch nicht die Rede sein.

Die Teilnahme an der Tripelallianz erklärt sich zum Teil aus der Lage, in die England durch Frankreichs Eingreifen in den letzten Krieg geraten war, noch mehr aber aus dem Wunsche, die spanischen Niederlande nicht in französischem Besitz zu sehen. Sie brachte England im Aachener Frieden die endliche Anerkennung seines amerikanischen Besitzes durch Spanien. Es folgte der enge Anschluß an Frankreich, der den Überfall von 1672 zu einem gemeinsamen Werk beider Mächte machte.

Es ist verständlich, daß König und Volk in diesem Entschluß übereinstimmten. Denn noch galt es vor allem, die Holländer niederzukämpfen. Nur über sie hinweg konnte das Inselreich zur vollen Größe emporsteigen. „Entweder muß der Handel mit Ostindien aufhören oder der Friede mit Holland." Den König lockte noch die reiche Subsidienbewilligung von jährlich drei Millionen Talern. Anders aber lag die Sache für Frankreich. Gleichgültig ob Erfolg oder Mißerfolg, es machte die Niederländer zu unversöhnlichen Feinden und isolierte sich in Europa. Auch England konnte ja einer Einverleibung der Niederlande in Frankreich noch weniger ruhig zusehen als der des spanischen Nachbarbesitzes. Ein erobertes Holland hätte Frankreich gegen fast ganz Europa verteidigen müssen, ein befreundetes wäre stets eine brauchbare Stütze gegen englische Vergewaltigung zur See gewesen und hätte Frankreich einen ruhigen Ausbau seines Kolonialreichs und seiner Handelsbeziehungen gestattet; denn auf beiden Gebieten standen ihm weit mehr die Engländer als die Niederländer im Wege.

Es ist oft besprochen worden, daß der wissensreichste und geistvollste Mann seiner Zeit, vielleicht das größte Universalgenie, das je lebte, daß Leibniz in seinem ägyptischen Ratschlag dem französischen Könige von dem Unternehmen gegen Holland abriet und vor ihm warnte. Er tat das im Auftrage seines Herrn, des Mainzer Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn, der durch Jahre für den Anschluß an Frankreich gewesen war, aber mehr und mehr gelernt hatte, Ludwig XIV. als den Reichsfeind zu fürchten. Der in politischer und historischer Bildung seinen Zeitgenossen so außer-

ordentlich überlegene Mann legte dar, welchen Wert die Eroberung des Nillandes habe, wie viel leichter sie sei als die Hollands. „Frankreich braucht Frieden im Westen, Krieg in der Ferne." Ludwig XIV. unterhielt gute Beziehungen zum Sultan, um ihn nötigenfalls gegen den Kaiser brauchen zu können, hat solche Hilfe ja auch reichlich genossen. Eine Besetzung Ägyptens würde einen Krieg mit der Türkei zur Folge gehabt haben. Aber nie hätte ein solcher für Frankreich gefährlich werden können, und in den christlichen Mächten des Südostens, der Mittelmeerwelt, der Donau- und Dnjestr-Lande, würden Bundesgenossen bereit gestanden haben.

Der Gedanke war der französischen Welt auch keineswegs neu. Wie sollte er in einem Lande, in dem die Erinnerung an die Kreuzzüge als größte nationale Tat so liebevoll und stolz gepflegt wurde, und dessen älteste und ruhmreichste Hafenstadt am Mittelmeer lag? Man hatte schon oft von Wiederbelebung des alten indischen Handelsweges gesprochen, auch eines Suez-Kanals wieder gedacht und war sich des christlichen Gegensatzes gegen den Islam noch immer lebhaft bewußt. Colbert hat gerade dem Mittelmeer- und Levantehandel ein besonderes Interesse zugewandt, hat auch diesen Verkehr außerordentlich gehoben. 1665 sind Algier und Tunis von den Franzosen bombardiert, das Jahr zuvor war Djidjelli, zwischen beiden gelegen, besetzt worden. 1680 hat Duquesne die Barbaresken bis nach Chios verfolgt und diesen Ort beschossen. Es handelte sich mit nichten um ein phantastisches, dem französischen Volke fernliegendes Projekt. Aber es hätte des Friedens an Frankreichs Grenzen bedurft. Ludwig XIV. jedoch war und blieb in den Traditionen seines Hauses und seines Volkes gefangen: der Rhein, der Rhein und immer wieder der Rhein. Er versäumte es, das Machtstreben des Hauses Habsburg in die Donau- und Balkanländer abzulenken. Er faßte den verhängnisvollsten Entschluß seines Lebens.

Im Seekriege von 1672 und 1673 erscheint die französische Flotte nur in halber Stärke der englischen. Ihre Führer sollen angewiesen worden sein, sich und die Schiffe zu schonen. Die Engländer hatten den Krieg in üblicher Weise durch Wegnahme einer

niederländischen Handelsflotte im Kanal erklärt. Sie leisteten noch weniger als im letzten Kriege; es gelang de Ruyter, der Übermacht mit Glück zu widerstehen. Nach dem Mißerfolg vor den Kamper Dünen im August 1673, dem „Gipfel des Ruhmes“ der niederländischen Flotte, kam man in England doch zu der Auffassung, daß das bestehende Holland ein geringeres Übel sei als ein vernichtetes, und daß die steigende Macht Frankreichs Gefahr berge. Im Februar 1674 ward der Friede von Westminster geschlossen. Die Niederländer gewährten der englischen Flagge den Vorrang vom Kap Finisterre bis Norwegen, zahlten eine Kriegsentschädigung und gaben Neu-York wieder heraus, das sie 1673 noch einmal besetzt hatten. Es schien wenig, aber Englands Zweck war erreicht.

Die Niederlande wandten jetzt ihre Hauptaufmerksamkeit dem Landkriege zu, vernachlässigten die Flotte. Sie schickten de Ruyter 1675 mit so ungenügenden Streitkräften gegen die Franzosen ins Mittelmeer, daß er trotz spanischer Beihilfe seinem Gegner Duquesne im April 1676 erlag. Er ist acht Tage nach der Schlacht in Syrakus an den erhaltenen Wunden gestorben. Allein sind die Niederländer den Engländern nie mehr zur See begegnet. Zum Nymweger Frieden gelangten sie vor allem durch ein Bündnis mit England, das anfing, das Wachstum der französischen Flotte mit Mißtrauen zu betrachten. Ludwig XIV. hatte es fertig gebracht, einen natürlichen Bundesgenossen dem gefährlichsten Rivalen Frankreichs in die Arme zu treiben. 1677 hatte der durch die Franzosennot zur Statthalterschaft gelangte Wilhelm III. die Tochter des Herzogs von York geheiratet; sein Vater war schon Gemahl der Tochter Karls I. gewesen. So war die Brücke geschlagen, über die der Oranier zur Beherrschung Englands schreiten sollte.

Die zehnjährige Glanzzeit der Regierung Ludwigs XIV., die dem Nymweger Frieden folgte, fand auch in Frankreichs Seegeltung ihren vollen Ausdruck. England litt an den inneren Schwierigkeiten, deren Herannahen Ludwig längst erkannt und so eifrig

gefördert hatte; sie zogen auch die Seewehr des Landes in Mitleidenschaft. Jakob II. war einer der tüchtigsten Seeleute, die sein Reich besaß, machte sich aber durch seinen Katholizismus unmöglich. Inzwischen war Frankreich Herr des Mittelmeeres. Es hatte von 1674—1678 Sizilien den Spaniern streitig gemacht; es zwang 1683 den Dei von Algier zur Huldigung und ließ im nächsten Jahre Genua, das sich den Zorn des Königs zugezogen hatte, durch eine Flotte in fast barbarischer Weise beschießen. Was wäre geworden, wenn Frankreich Ägypten besetzt hätte, während die Türken Wien belagerten? Die Kräfte, die Frankreich ein Kanalnetz schenkten und den Busen von Biscaya mit dem Mittelmeer verbanden, hätten auch die nötigen Fellachenarme zusammengebracht, um eine den Zeitverhältnissen entsprechende Wasserstraße durch die Landenge von Suez zu führen. Ludwig XIV. zog es vor, die Koalition von 1689 gegen sich ins Leben zu rufen und beide Seemächte gegen sein aufblühendes Flotten- und Kolonialwesen in die Schranken zu fordern. Colbert war 1683 gestorben.

Wenn je Vorteile aus der Hand gegeben worden sind, so ist es von Ludwig XIV. in den ersten Jahren des jetzt beginnenden Seekrieges geschehen. England sowohl wie die Niederlande hatten ihren Flotten in den letzten anderthalb Jahrzehnten geringe Aufmerksamkeit zugewandt; Frankreich verfügte über mehr Schiffe als beide zusammen. Mit Leichtigkeit hätte man die Fahrt des Oraniers entlang der französischen Küste nach der Torbay im November 1688 hindern können; man würde Jakobs II. Regiment, das mit seinen katholisierenden Tendenzen auf Frankreichs Unterstützung angewiesen war, jedenfalls zunächst vor dem Sturze bewahrt haben. Im nächsten März hat König Jakob den Kampf in Irland aufgenommen. Da die Überlegenheit zur See eine zweifellose war, hätte man stärkere englische Truppensendungen nach der Insel unmöglich machen können. Statt dessen ließ man die Gewässer zwischen England und Irland so gut wie unbehelligt. Am 11. Juli 1690 erlag König Jakob am Boyne dem Oranier und dem Pfälzer Schomberg, dem Befreier Portugals, der durch die Aufhebung des

Edikts von Nantes aus Frankreichs Dienst vertrieben war, und der hier seinen Tod fand. Tags zuvor hatte Tourville, der vor allen andern französischen Waffenruhm zur See verkörpert, mit 70 Schiffen bei Beachy Head zwischen Hastings und Brighton über die 56 Segel der Verbündeten einen glänzenden Sieg davongetragen, sie aber nicht verfolgend vernichtet, wie er gekonnt hätte, wäre er nicht durch königlichen Befehl gebunden gewesen. Im nächsten Jahre erschienen die Gegner mit überlegener Macht, mit 100 Schiffen gegen 72 französische. Als 1692 Tourville bei La Hogue mit 44 Schiffen 99 des Feindes angriff, weil der König es so wollte, unterlag er. Die Verluste haben nicht wieder ersetzt werden können, weil der Landkrieg alle Mittel in Anspruch nahm.

So hat man den Seekrieg fast nur noch durch Kaper geführt. Sie haben dem englischen und niederländischen Handel empfindlichen Schaden zugefügt. Auch in den Kolonien hat man Erfolg gehabt, weil die Gegner ihre Flotte zur Deckung ihres Handels und zur Überwachung der französischen Küsten verwandten. Jean Bart, der kühnste der französischen Piraten, nahm Cartagena am Golf von Darien, den besten Platz, den Verkehr über die Landenge zu überwachen; von Kanada her wurden die Engländer von Neufundland und aus der Hudsons-Bai vertrieben. Im Frieden von Ryswyck hat England in der Tat auf die Hudsons-Bai verzichtet; die Niederländer lieferten das eroberte Pondichery aus. Aber die Unebenbürtigkeit der Seemacht Ludwigs XIV. war doch offenkundig geworden, und den Engländern mußten nicht nur ihre neufundländischen Siedelungen zurückgegeben werden, sondern auch der jetzt zum Staate Maine gehörige Landstrich nordöstlich vom Penobscot-Flusse, der 1676 von Karl II. an Ludwig XIV. geschenkt worden war. Von Spanien erlangte man die Anerkennung der Kolonie auf San Domingo. Damit kam der Westteil der Insel unter französische Hoheit, und es ward die glänzende Entwickelung ermöglicht, die dieser Kolonie im 18. Jahrhundert beschieden sein sollte.

In den wenigen Jahren bis zum spanischen Erbfolgekriege hat das erschöpfte Frankreich für Flotte und Kolonien nichts getan. Ludwig XIV. war eher geneigt, besetzte Posten aufzugeben der Kosten wegen. Was in den letzten zwanzig Jahren seiner Regierung über See unternommen worden ist, wird privater Initiative verdankt.

Als die Seemächte mit dem Kaiser zum Bündnis zusammentraten, stellten sie den Schutz ihres Handels und ihrer Schiffahrt in den Vordergrund. Sie behielten sich vor, Eroberungen in den spanischen Kolonien zu dauerndem Besitz zu machen. Keine der verbündeten Mächte sollte Verhandlungen mit Frankreich führen, wenn dieses etwa spanische Kolonien oder das Recht, dorthin Handel zu treiben, erworben habe. Den beiden Mächten sollten alle ihre bisherigen Handelsrechte im gesamten spanischen Reiche erhalten bleiben.

Ihre Überlegenheit zur See ward nicht mehr in Frage gestellt. Die Franzosen konnten nicht wagen, es zu einer Seeschlacht kommen zu lassen. Im Kaperbetriebe waren sie nicht weniger geschäftig und geschickt als im letzten Kriege; Duguay-Trouin ersetzte Jean Bart. Aber ihre Anstrengungen erzielten weit weniger Wirkung. Die vereinigten Flotten erwiesen sich stark genug, die Haupthandelswege zu decken, die feindlichen Häfen zu überwachen und gelegentlich anzugreifen und dazu noch größere Unternehmungen zu versuchen und durchzuführen.

Vor allem hat England die Gelegenheit benutzt, seine Stellung auf der iberischen Halbinsel zu verstärken. Es vermochte Portugal von der Gefahr zu überzeugen, die eine französische Herrschaft über Spanien mit sich bringe, und so in den Krieg hineinzuziehen. Im Dezember 1703 ward der vielbesprochene Methuen-Vertrag abgeschlossen, der England das ausschließliche Recht der Einfuhr von Wollwaren gewährte und Portugal vollends zu einer englischen Handelsdependenz machte. Im März 1704 hat eine englische Flotte den habsburgischen Kronprätendenten in Lissabon an Land gesetzt. Im August ward Gibraltar genommen. Tanger hatte

man 1684 als ungeeignet für die Überwachung des Mittelmeereingangs wieder aufgegeben. Es wurden Landtruppen hinübergeführt, und es war besonders die englische Hilfe, die König Karls Sache in Spanien aufrecht erhielt. Barcelona, sein Hauptstützpunkt, konnte nur durch ihre Mitwirkung ununterbrochen behauptet werden. Im Mittelmeer spielten die Engländer jetzt die Herren. Einen seiner sichersten, geräumigsten und bestgelegenen Häfen, Port Mahon auf Menorca, gewannen sie 1708. Toulon hatte 1707 das Schicksal, das Genua 1684 widerfahren war. Sie drückten auf den Sultan, Frieden zu halten mit dem Kaiser. Dabei blühte der Handel. Auch die kühnste Kaperei vermochte nicht mehr, ihn gefährlich zu treffen. Fast nur durch die Vermittelung der Seemächte flossen die Erzeugnisse der spanischen und portugiesischen Kolonien Europa zu. Natürlich fiel den Engländern der Löwenanteil zu; Brasiliens damals so reiche Golderträge wanderten über Portugal in ihre Kassen. Die Niederländer stellten anfangs die Hälfte der Streitkräfte zur See; im Laufe des Krieges ward es ihnen immer schwieriger, ihren Pflichten nachzukommen. Für den Landkrieg wurden sie nach Verhältnis stärker in Anspruch genommen als die Engländer. Im Inselreiche fand alles, was mit Handel und Schiffahrt zusammenhing, am Kriege seinen Vorteil. Die starken Subsidien, die an die festländischen Mächte zu zahlen waren, trug man mit Leichtigkeit, leichter als die Niederländer, die höher eingeschätzt waren, als ihr neben dem englischen nicht mehr recht vorwärtskommender Handel ertragen wollte.

So hat denn auch die Whigpartei nach des Oraniers Tode unter Königin Anna die von ihm begonnene Politik unentwegt fortgesetzt, bis sie 1710, keineswegs in erster Linie des Krieges wegen, ihre Macht an die Tories verlor. Deutlicher noch als in Cromwells Tagen hebt sich Englands Weltstellung heraus. Die markanten Züge des Parlamentarismus und der Handels- und Seeherrschaft zeigen zuerst ihr charakteristisches Gepräge. Es war die gleiche Regierung, die (1707) Schottland und England in der Union vereinigte. Was die Stuarts in mittelalterlicher Weise als

Familienband geknüpft hatten, gestaltete sich zu einer neuzeitlichen Verschmelzung der Völker. Ihre Vereinigung aber wurde den Interessen dienstbar, die sich besonders stark in England herausgebildet hatten.

Für Frankreich bedeutete dieser Krieg Ruin und Verarmung. Selbst Ludwigs XIV. Verwaltung vermochte dem ausgesogenen Lande wenig mehr abzupressen. Da der Feind die Grenzen kaum überschritten hatte, so kann der Grund für das Schwinden der Barmittel nur in der Unterbindung des auswärtigen Verkehrs liegen. Für Frankreich versiegten die Quellen, die dem Inselreiche lebendig sprudelten. Obgleich seine Siedler jenseit der Meere sich wacker gehalten hatten, mußte es sich für seinen Kolonialbesitz die Friedensbedingungen diktieren lassen.

Trotz der weit geringeren Zahl ihrer Kolonisten und trotz der fast ununterbrochenen Kämpfe mit dem mächtigen Stamm der Irokesen, dessen Wohnsitze Neu-England und Neu-York von Kanada schieden, hatten die Franzosen den Engländern wiederum fast ganz Neufundland abgenommen. Erst 1710 verloren sie Port Royal (Annapolis auf Neu-Schottland) an eine englische Flotte, die auf den Notschrei der Kolonisten zu Hilfe gekommen war, behaupteten sich aber im übrigen Akadien. Ein mit erdrückender Übermacht 1711 zu Lande und zur See unternommener englischer Versuch auf Quebec scheiterte gänzlich. Trotzdem mußte Frankreich in Utrecht die Hudsonsbai, Akadien und Neufundland an England überlassen. Nur das Küstenrecht an der Süd- und Westküste und die Inselchen St. Pierre, Langley und Miquelon behauptete es als unentbehrliche Stützpunkte für seine bretonischen Fischer. In Westindien ward ihm, gegen Verzicht auf St. Christoph zugunsten der Engländer, Tobago gelassen, das seine Kolonisten den Niederländern abgewonnen hatten.

England aber behielt Gibraltar und Menorca. Wo Frankreich aufs Meer hinausschaute, traf jetzt sein Blick Englands Schiffe und Geschütze. Das zukunftsreiche Kanada war von englischen Gebieten eingesäumt. Dünkirchen, Jean Barts Heimat, ward ge-

schleift, sein Hafen zugeworfen. Es war anders geworden als zu Beginn der Regierung Ludwigs, wo den Franzosen der Gruß englischer Schiffer zugestanden worden war. Die Niederländer mußten mit der Barriere zufrieden sein. Von Spanien erhielten die Engländer den Assiento; sie konnten jetzt bis zu 4000 Neger offen einführen.

Bei alledem aber war in den zahlreichen Einzelgefechten eine Überlegenheit englischer Kriegstüchtigkeit über französische auch zur See nicht hervorgetreten, und selbst das geeinigte Großbritannien blieb in der Zahl seiner Bevölkerung um mehr als die Hälfte hinter Frankreich zurück. Es war das Übergewicht eines Volkes, das sein maritimes und koloniales Ziel fest ins Auge faßte, und das sich einer Staatsverfassung erfreute, die seinen Tüchtigsten einen entscheidenden Einfluß auf die Regierung gestattete. England erntete die Erträge des Feldes, das die Kontinentalpolitik des verblendeten Absolutismus seiner Bestellung überließ.

Die Hergänge in der skandinavischen, der slavischen und der türkisch-magyarischen Welt während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stehen in mancherlei Beziehungen zu den Fragen, die West-, Süd- und Mitteleuropa bewegten; sie werden aber nicht wie diese beherrscht von der überragenden Geltung Frankreichs. Auch besteht unter ihnen selbst kein einheitlicher Zusammenhang. Im Norden rettet Schweden seine Vormachtsstellung aus dem Dreißigjährigen Kriege hinüber in die nächste Folgezeit, um im beginnenden neuen Jahrhundert völlig aus ihr verdrängt zu werden. Im Südosten erhebt sich die türkische Gewalt noch einmal zu gefährlicher Macht, breitet ihre Herrschaft weiter aus als je zuvor, wird dann aber auch in hartem Kampfe niedergerungen. Dem zwischenliegenden Polen fällt in beiden Hergängen eine Rolle zu; doch kann man nicht sagen, daß es beide in Verbindung brächte. In den Versuchen, sich größere Geltung zu verschaffen, zerfällt es immer

mehr der traurigen Zerrissenheit, die seinem Dasein ein Ende bereiten sollte. Hinter diesen drei Mächten, deren jede geschwächt aus der Periode hervorgeht, steigt die russische empor und gewinnt Fühlung mit der abendländischen Politik.

In Schweden begünstigte die lange Vormundschaftsregierung nach Gustaf Adolfs Tode das Emporsteigen des Adels, aus dessen Reihen der große König so manchen Gehilfen und Genossen seiner Erfolge in Krieg, Diplomatie und Landesverwaltung gewonnen hatte. Als Königin Christine siebzehnjährig 1644 die Regierung selbst übernahm, zeigte sich bald, daß es ihre Sache nicht war, dem in Staats- und Kriegsdienst zu beherrschendem Ansehen und Wohlstande gelangten Stande Schranken zu setzen. Nach ihrer Abdankung (1654) brachte ihr Vetter Karl X. Gustaf, Kleeburger Pfalzgraf von väterlicher Abstammung, Schwedens Waffenruhm noch einmal zu hellstem Glanze. Die polnischen Wasas beharrten bei ihrem Anspruch auf die schwedische Krone. Johann Kasimir hatte das mit zeitweiser Vertreibung aus seinem Reiche zu büßen und erlag in der Warschauer Schlacht im Juli 1656 seinem Gegner, dem sich der Große Kurfürst angeschlossen hatte, vollständig.

Da trat Dänemark wieder auf den Plan. Christian IV. hatte im Frieden von Brömsebro (1645) Gotland und Oesel, von Norwegen Jämtland und Herjedalen abtreten, Halland in Pfand geben und Schweden Sundzollfreiheit zugestehen müssen. Sein Sohn Friedrich III. suchte den Verlust wieder einzubringen. Der Versuch führte die Wiederholung von Torstensons Unternehmen mit noch durchschlagenderem Erfolge herbei. Karl X. eroberte nicht nur Jütland, sondern das ganze Königreich von Deutschland aus. Im Frieden von Roeskilde (Februar 1658) mußten die alt- und kerndänischen Provinzen jenseit des Sundes, außerdem Bornholm und von Norwegen Wigen und das Drontheimer Lehen an Schweden überlassen werden.

Dem Sieger erschien dieser Erfolg aber bald zu gering. Er glaubte die Gelegenheit gekommen, Dänemark völlig unter Schwedens Willen zu beugen. Wäre es ihm gelungen, er hätte die Ost-

see zum schwedischen Binnenmeer gemacht. Denn Westpreußen war noch in seinen Händen, von den großen Strommündungen nur die der Memel nicht sein, und die eingestreuten preußisch-brandenburgischen und mecklenburgischen Küstenstrecken hätten neben dem schwedischen Besitz kaum noch etwas zu bedeuten gehabt. Das vielberedete dominium maris Baltici wäre eine Realität geworden. Dazu hätte eine Eroberung Dänemarks schwedische Herrschaft vor die Tore Hamburgs gebracht, wie sie schon vor denen Bremens stand.

Der Angriff zerschellte an dem mannhaften Widerstande Kopenhagens, dessen Bürger sich um ihren König scharten. Die gefährlich wachsende Macht Schwedens brachte zu Polen und Dänen auch Brandenburger, Kaiserliche und Niederländer auf den Plan. Eine holländische Flotte vertrieb die Schweden aus dem Sunde, und unter des Großen Kurfürsten eigener Führung nahm ihnen eine verbündete Armee Jütland und Fünen wieder ab. Der pommersche Besitz geriet in Gefahr; die Russen belagerten Riga. Da ist (Februar 1660) Karl X. im gleichen Alter wie einst Gustaf Adolf gestorben; sein gleichnamiger Sohn und Nachfolger war fünf Jahre alt wie früher Christine, als sie ihren Vater beerbte.

Schon damals hätte die Zertrümmerung der schwedischen Machtstellung die Folge des verwegenen und gewalttätigen Beginnens werden können, hätten nicht die Seemächte und Frankreich ein lebendiges Interesse gehabt, jene, die Aufsicht über den Sund zu teilen, dieses, Schweden nicht aus Deutschland hinausdrängen zu lassen. Der Kopenhagener Friede bestätigte in der Hauptsache den Roeskilder. Karl X. bleibt das Verdienst, Wigen, Schonen, Halland und Bleking dauernd für Schweden gewonnen zu haben. Bornholm und Drontheim wurden zurückgegeben. Schweden nördlich der Dalelf hatte noch nicht die große wirtschaftliche Bedeutung, die es im 19. Jahrhundert erlangt hat; so konnte man den Verzicht auf eisfreie Häfen am Ozean leichter verschmerzen, als es heute der Fall ist. Ohne die Rückerwerbung Drontheims wäre die Bildung eines selbständigen Norwegens unmöglich gewesen. Der Kopenhagener Friede von 1660 ist somit für die Länderverteilung im skandinavischen

Norden entscheidend geworden. In Oliva waren kurz zuvor gegen Verzicht Johann Kasimirs auf die schwedische Krone Westpreußen und Kurland an Polen zurückgegeben worden; Livland und Estland blieben anerkannter Besitz Schwedens. Es zeigte sich dort den Russen noch völlig überlegen, zwang sie, im Frieden von Kadis (1661) auf ihre Eroberungen zu verzichten.

Gustaf Adolf hat es vermocht, skandinavische Kraft freizumachen für eine entscheidende Mitwirkung an den großen europäischen Fragen. Karl X. Gustaf, nach ihm zweifellos der bedeutendste der nordischen Herrscher, kam schon über den Kreis ihrer unmittelbaren Interessen nicht mehr hinaus. Und dabei ist es nach ihm geblieben.

Die Abgrenzung der skandinavischen Reiche gegeneinander hat seit 1660 eine Abänderung nicht mehr erfahren. Doch ist diese Tatsache keineswegs der Ausdruck eines dauernden Friedensstandes. Im Gegenteil, die Kriege sind in den nächsten anderthalb Jahrhunderten noch häufiger geworden als in der Zeit, die seit Auflösung der Union verflossen war. Dänemark dachte nicht daran, das Drittel seines Reiches, das jenseit des Sundes lag, als endgültig verloren anzusehen. Dazu bildete sich eine neue Streitfrage immer schärfer heraus. Der Gegensatz zum Hause Gottorp, das den herzoglichen Teil Schleswig-Holsteins in Händen hielt, hatte schon unter Christian IV. mehrfach bedenkliche Formen angenommen. Für die Herzöge lag es nahe, gegen das Übergewicht der Könige Anlehnung bei Schweden zu suchen. Gustaf Adolf war der Enkel des ersten Gottorper Herzogs, Karls X. Gemahlin eine Tochter des dritten. Seinem Schwiegervater hatte Karl X. zu Roeskilde die Loslösung seines Schleswiger Besitzes aus der dänischen Lehnsherrschaft verschafft und damit dem Königreiche im Süden einen Verlust zugefügt, den es fast noch schmerzlicher empfand als den im Nordosten.

Die Versuche, wieder emporzukommen, wurden begünstigt durch den Zuwachs an innerer Macht, den Dänemarks Könige gewannen.

Die Not der Jahre 1657—60 hatte den Adel in keiner Weise auf der Höhe seiner Stellung und seiner Pflichten gefunden. Die Unzufriedenheit mit seinen politischen Vorrechten war zur Erbitterung gestiegen. So folgte, unterstützt vom Bürgerstande und der Geistlichkeit, die Revolution von oben herab dem Kriege unmittelbar. Der König ward erblicher und absoluter Herr seines Landes; der Reichsrat, der so oft seine Schritte gehemmt hatte, verschwand. Besonders in der auswärtigen Politik, in der Kriegsverfassung und den Finanzverhältnissen hat das bald seine Wirkungen geäußert. Dänemark, obgleich kleiner als bisher, bleibt nicht weniger das vollwertige Gegengewicht Schwedens. Für die europäische Politik sind die skandinavischen Staaten bis nach Napoleons Sturz gebundene Kräfte gewesen, welche die europäische Diplomatie nach ihrem Bedarf gegeneinander in Bewegung setzte.

Schweden hatte in der neuen Vormundschaftszeit und erst noch unter Karls XI. selbständigem Regiment an seiner inneren Genesung zu arbeiten. Eine umfassende Reduktion der Adelsgüter, die der König durchführte, brachte die Krone einigermaßen wieder zu Kräften. Da man wegen der Stellung diesseit des Baltischen Meeres nicht völlig abrüsten konnte, ward Schweden subsidienhungrig wie kein anderer Staat. Eben dadurch aber wurde es wieder in Kämpfe verwickelt, die es lieber vermieden hätte. Nur ungern sind die Schweden in die Mark eingerückt, als Ludwig XIV. sie gegen Brandenburg brauchte. Den bekannten Erfolgen des Großen Kurfürsten gehen erbitterte Kämpfe der Dänen gegen den Erbfeind zur See und in Schonen und Einfälle der Braunschweig-Lüneburger und der Münsterschen in die Herzogtümer Bremen und Verden zur Seite. Dem mächtigen Bundesgenossen verdankte es dann Schweden auch wieder, wenn es im Frieden die fast völlig verlorenen deutschen Gebiete zurückerhielt; ohne ihn wäre es schon damals aus Deutschland hinausgeworfen worden. Die Lage der Außenlande erschwerte ihr Festhalten außerordentlich; nur eine andauernd feste und besonnene Politik hätte diese Aufgabe lösen können. Auf

Karl XI., der seinen Staat innerlich wieder außerordentlich gekräftigt hatte, folgte aber 1697 der noch nicht 15jährige Karl XII. Die glänzende Veranlagung dieses Königs hat seinen zur Krankheit gesteigerten Starrsinn nicht unschädlich machen können. Der Sohn Karls XI. hat so ziemlich alles getan, den Sturz der schwedischen Macht zu beschleunigen.

Und hier öffnete sich nun die Pforte, durch die eine neue Macht in die europäische Welt eintreten sollte.

Das russische Staatswesen hatte ihr bisher nicht angehört; nur ganz vereinzelt waren Fäden herüber und hinüber gesponnen. Seine Kultur war keine abendländische. So weit sie bestand, war sie ganz überwiegend Byzanz entlehnt worden. Von dorther hatten Herrscher und Volk das Christentum erhalten. Das war geschehen, obgleich die Wohnsitze weit westlicher lagen, als man sie heute dem Kern des Russentums zuschreibt. Sie lehnten sich breit an die Karpathen und erreichten fast die Weichsel. Lemberg (Lwow) ist ursprünglich eine russische Stadt und Galizien (Halitsch) durch Jahrhunderte ein russisches Teilreich gewesen. Weithin dehnten sie sich nach Osten, erreichten aber nirgends das Meer. Den ganzen Norden Rußlands füllten finnische Stämme; von der Ostsee und vom Pontus trennten breite Striche fremden Volkstums. Erst durch den Teilstaat Groß-Nowgorod hat man an den innersten Gestaden des finnischen Busens zu beiden Seiden der Newa ein Stück Meeresküste gewonnen.

Der Mongolensturm hat die Selbständigkeit russischen Lebens ernstlich in Frage gestellt. Asiatische Horden waren vom 13. bis ins 15. Jahrhundert die tatsächlichen Herren der weiten Ebenen von Dnjepr bis zum Ural. Im Vorkampf gegen Mongolen und Tataren ist das moskowitische Großfürstentum emporgekommen. Als Iwan III. Wassiliewitsch 1505 starb, stellte es ein einheitliches Rußland dar; er war der erste „Selbstherrscher aller Reußen". Durch die Unterwerfung Nowgorods (1478) hatte er auch an der Ostsee einen Platz gewonnen und eine Oberherrschaft über

den Norden bis zum Weißen Meere. Iwan III. war es auch, der die Ansprüche des vernichteten byzantinischen Kaisertums wieder aufnahm und damit in deutlichen Gegensatz zugleich zum Sultan und zum Abendlande trat, während er andererseits als Erster Abendländer in sein Reich zog.

Sein Enkel Iwan IV. Wassiliewitsch (1533—84), der den Beinamen des Schrecklichen erhalten hat, machte den Mongolenreichen Kasan und Astrachan ein Ende und ward durch die Tätigkeit des Pelzhändlers Stroganow und des uralischen Kosakenhäuptlings Jermak Herr von Sibirien bis zum Irtisch. Allerdings mußte er 1571 noch eine Verwüstung Moskaus durch die krimschen Tataren erleben. Auch seine Versuche, in Livland und Estland Fuß zu fassen, hatte keine dauernden Erfolge. Innere Wirren, in denen der falsche Demetrius auftaucht, schwächten nach dem Tode seines Sohnes (1598) das Reich so sehr, daß ihre Wirkung noch lange empfunden wurde. Der erste Romanow, Michael Feodorowitsch, der 1613 den Thron bestieg, mußte 1617 mit Gustaf Adolf den schon erwähnten Frieden von Stolbowa eingehen, der Rußland wieder von der Ostsee ausschloß. Dafür konnte die Eröffnung des Seeverkehrs nach Archangel, die sich unter Iwan IV. vollzogen hatte, nicht entschädigen, und ebensowenig konnten die weiten Gebiete, die im Osten über die Wolga hinaus bis zum Ob hin gewonnen worden waren, die Verluste vergessen machen, die man in den schlimmen Jahrhunderten im Westen erlitten hatte.

In dem Winkel zwischen dem baltischen und dem preußischen Ordensgebiet, in den heutigen Gouvernements Kowno (Kauen der Deutschen) und Wilna, hatte sich das den Preußen und Letten stammverwandte Volk der Litauer gegen alle Angriffe und Bekehrungsversuche des Ordens siegreich behauptet. Seine Großfürsten dehnten im 14. Jahrhundert ihre Macht über die benachbarten russischen Teilreiche aus, die sie nordwärts bis über die mittlere Düna, südlich den Dnjepr abwärts bis weit über Kjew hinaus ihrer Herrschaft unterwarfen. Später geriet sogar Smolensk zeitweise

in ihre Gewalt. Gleichzeitig ging das Russenreich Halitsch (Galizien) in Polen auf.

Es war das litauische Herrscherhaus, das mit dem ersten Jagellonen (Jagello Wladislaus) 1386 Polen eine neue Dynastie schenkte. Durch ihn, der sich taufen ließ, wurden auch die Litauer dauernd dem Christentum gewonnen. Seitdem 1501 Großfürst Alexander zum polnischen König gewählt worden war, blieben beide Reiche in einer Hand. Durch den Lubliner Reichstag von 1569 wurden sie ein Staatswesen, dessen Territorialbestand doch zur wesentlich größeren Hälfte altrussisches Land war. Der polnische Adel ergoß sich in die erworbenen Gebiete, und über die angestammte Bevölkerung, die litauische sowohl wie die klein-, weiß- und rotrussische (ruthenische), legte sich eine mehr oder weniger dichte, doch aber alles überdeckende Schicht fremder Herren und Grundbesitzer. Dazu stellte sich neben den griechischen Glauben der Russen die römische Kirche als Herr und Meister.

Das Auftreten des falschen Demetrius hat Sigismund III., der ja als Wasa auch Schweden beanspruchte und sich mit Träumen trug, beide Nachbarreiche dem römischen Glauben zu gewinnen, benutzt, um ein weiteres großes Grenzgebiet von der obersten Düna bis zum unteren Dnjepr mit Smolensk, Tschernigow und Poltawa zu erwerben; Moskau hatte zeitweise eine polnische Besatzung. Von den sechzig Gouvernements des heutigen europäischen Rußlands haben in den Jahren 1619—1667 nicht weniger als dreiundzwanzig zum polnischen Reiche gehört, die heute mehr als 35 Prozent der Gesamtbevölkerung bergen. Von ihnen waren zehn, die aber mehr als zwei Drittel der Bodenfläche und der Bewohner der dreiundzwanzig darstellen, altrussisches Gebiet. Im Westen hatte Polen Schlesien eingebüßt, den Verlust im Osten aber fast zwanzigfach ersetzt. In der erfolgreichsten Zeit lagen seine Grenzen kaum dreißig Meilen von Moskau. Kein russischer Herrscher, der sich dieser Würde bewußt war, konnte diesen Zustand ertragen; auch das Volk gedachte nicht, es zu tun. Wer es an das Meer und gegen die Polen führte, war seiner Billigung

gewiß. Zu allen Zeiten hat in den Russen ein starker nationaler Geist gelebt.

Die Eroberungen Sigismunds vermochte schon Alexei den Polen wieder abzunehmen; im Frieden von Andrussow wurden sie 1667 zurückgegeben. Auch Kjew ward wieder gewonnen. Mit der Abdankung Johann Kasimirs, des letzten Wasa und Jagellonen (1669), beginnen die schlimmsten Zeiten polnischen Wirrwarrs. Die Einmischung der Fremden wurde immer zudringlicher und erfolgreicher, der Adel immer selbstsüchtiger. Die Geistlichkeit verharrte in starrster Kirchlichkeit. Ein Reich, ziemlich so groß wie Deutschland und Frankreich zusammen, von der Natur mannigfach ausgestattet und, nach dem Maßstab der Zeit, nicht arm an Menschen, ward ein Spielball fremder Potentaten, soweit sie, wie vor allem Ludwig XIV. selbst, verstanden, das Geld rollen zu lassen. Der französische König war natürlich unablässig bemüht, gegen Österreich zu hetzen, den einzigen Nachbarn, von dem Polen keine widerstreitenden Interessen trennten! Der kleinrussische Besitz schuf besondere Schwierigkeiten durch die saporogischen Kosaken, die sich zwischen Russen, Polen und Türken hin und her wandten und eine Macht gegen die andere ausspielten. Sie riefen 1672 die Türken ins Feld, denen auch Johann Sobiesky, der für seine Beteiligung am Entsatze Wiens über Gebühr Gepriesene, nur mit Mühe widerstand. Podolien mit seinen starken Dnjestrfesten ging an sie verloren; die Kosaken wurden so gut wie unabhängig. Der persönlichen Tapferkeit Sobieskys fehlte es an nachhaltiger Kraft; mehr noch aber hemmten die innere Zerfahrenheit des Landes und der völlige Mangel an Gemeinsinn und Opferwilligkeit.

Dieses Reich aber suchte nun August der Starke, der es nach Sobieskys Tode (1696) über den französischen Prinzen Conti davontrug, als Werkzeug seines kaum weniger planlosen als ungestümen Tatendranges zu benutzen. Da Schlesien sein neues Reich von seinem Kurfürstentum trennte und obendrein altpolnisches Land war, so hätte er auch am Kaiser die Sporen verdienen können, nicht

weniger an Brandenburg-Preußen, an den Russen oder den Türken, mit denen der Kaiser noch im Kriege lag. Aber die Jugend Karls XII. schien den leichtesten Erfolg zu versprechen, und mit Schweden anzubinden, war überlieferte polnische Politik. Zu solchem Beginnen fanden sich auch Bundesgenossen, Russen und Dänen. Der Gottorper Friedrich IV. war von König Christian V. aus seinem eben ererbten Besitztum hinausgeworfen worden und suchte und fand Schutz bei seinem jungen Schwager Karl XII. Zum dritten Male traten die Häuser Gottorp und Wasa in engste Familienverbindung. Im Zarenreiche hatte 1689 der siebzehnjährige Peter Alexejewitsch die Zügel der Regierung ergriffen.

Seine starke Persönlichkeit setzte sich rücksichtslos durch. An die Stelle des Patriarchen von Moskau trat der heilige Synod, dessen Haupt Peter selber darstellte. So ward die Zarengewalt dem Russen der Inbegriff nationalen und religiösen Glaubens. Es läuft der allgemeinen Entwickelung parallel, wenn der Stand der Bojaren politisch und militärisch vernichtet wurde. Mit der Europäisierung des Landes hat erst Peter der Große wirklich Ernst gemacht. Er erfaßte klarer als irgend einer seiner Vorgänger, daß Rußland in die westliche Welt nur eingeführt werden könne durch Berührung mit der See. So ward er der unversöhnliche Feind der Türken und Schweden. 1696 gewann er mit Asow einen Zugang zum Schwarzen Meer. Als August der Starke gegen Riga zog, rückte er in Ingermanland ein.

Der achtzehnjährige Karl erwies sich seinen Gegnern zunächst weit überlegen. Zum letztenmal erstrahlten Waffentüchtigkeit und Kriegsmut der Schweden in hellstem Glanze; der Sieg schien überall ihren Fahnen zu folgen. In dem gleichen Jahre 1700 zwang Karl die Dänen zum Frieden von Travendal, der den Gottorper als souveränen Herzog in seine Lande zurückführte, und zertrümmerte bei Narwa Peters Heer. Zum Erfolge über die Dänen hatte eine englisch-niederländische Flotte, die erschienen war, die Teilung des Sundes aufrecht zu erhalten, entscheidend mitgewirkt. Dann folgte Karls Siegeszug durch Polen. Er nahm Warschau, schlug auf dem

Marsche nach Krakau den Gegner bei Klissow und besetzte die Königs- und Krönungsstadt. Er war unversöhnlich; August der Starke sollte seinen Angriff mit dem Verlust der Krone büßen. Er ließ Stanislaus Leszczynski als Gegenkönig wählen, drang in Sachsen ein und erzwang im September 1706 im Altranstädter Frieden den Verzicht des Kurfürsten auf die polnische Krone.

Inzwischen hatte aber Peter der Große die baltischen Lande eingenommen, im Sommer 1703 den Grund zu Petersburg gelegt. Seine europäisch organisierten Streitkräfte zu Lande und zur See mehrten sich von Jahr zu Jahr. Als Karl in Polen seinen Willen erreicht sah, wandte er sich direkt gegen Moskau; in des Gegners Hauptstadt wollte er ihm seine Eroberungen wieder abgewinnen. Der waghalsige Zug endete im Juli 1709 mit der vernichtenden Niederlage von Poltawa. Es folgte der wahnwitzige fünfjährige Aufenthalt in der Türkei. Nach Poltawa war August alsbald wieder als polnischer König aufgetreten; auch die Dänen erschienen wieder auf dem Plan. Brandenburg und Hannover mußten sich aus dem spanischen Erbfolgekriege dem nordischen zuwenden, wollten sie nicht abermals über ihr Küstenvorland gegen ihren Willen verfügt sehen.

Das Ende war die Zertrümmerung der schwedischen Großmacht. In den Friedensschlüssen, die dem Tode Karls XII. (Dezember 1718) folgten, erwarb Georg Ludwig von Hannover die Herzogtümer Bremen und Verden. Da er 1714 als Georg I. König von England geworden war, trat an den beiden einzigen großen Strommündungen, die Deutschland mit dem Weltmeer verbinden, englischer Einfluß an die Stelle des schwedischen, für Deutschlands Seegeltung kein vorteilhafter Tausch. Preußen erlangte endlich die ihm unentbehrlichen Odermündungen. Dänemark erhielt zwar von seinem verlorenen Besitztum nichts zurück, setzte aber seinen Willen in Schleswig durch; der Gottorper mußte auf sein Erbe verzichten. Es ward 1721 Dänemark einverleibt und nach dänischer Auffassung dadurch aus der Verbindung mit dem deutschen Schwesterlande völlig gelöst. Den weitaus größten Vorteil

aber erntete der Zar. Livland, Estland, Ingermanland und ein Teil von Karelen wurden russisch; die Düna ward jetzt, was sie nie gewesen, ein russischer Fluß. Schweden behauptete aus der Beute des Dreißigjährigen Krieges nur Wismar und Vorpommern, Besitzungen, die kaum höheren Wert hatten als den militärischer Posten, deren man in der jetzt geschaffenen Lage doch nicht mehr bedurfte.

Es war vor allem Rußland, das an Schwedens Stelle trat. Was das bedeutete, ließ der Diplomat und Kriegsherr Peter schon in den letzten Jahren des Kampfes gegen Karl XII. die norddeutschen Fürsten, besonders den preußischen König, deutlich genug fühlen. Im Laufe des 17. Jahrhunderts waren Kosaken und Russen nach und nach bis zum Stillen Ozean und landeinwärts bis über den Baikal-See vorgedrungen. Vom Baltischen Meere bis zur Bering-Straße herrschte jetzt ein Wille. Die einheimischen Völker der weiten östlichen Gebiete, einst ihren Nachbarn so furchtbar, haben nie mehr ernstlich versucht, wider den russischen Stachel zu löcken. Sie sind zum großen Teil russifiziert worden und haben die Masse des russischen Volkes mehren helfen. Es konnte nicht fehlen, daß dieser Staat für Europas weitere Entwickelung schwerwiegende Bedeutung gewann; war doch schon vor Peter, besonders in der Behandlung der polnischen Angelegenheiten, gelegentlich mit ihm gerechnet worden.

Der große nordische und der spanische Erbfolgekrieg fallen zeitlich zusammen. Nur in Napoleons Tagen war Europa wieder so allgemein von Waffenlärm erfüllt wie damals. Aber die beiderseitigen Kämpfe flossen nicht in einen zusammen, so nahe sie sich berührten. Gar zu gern hätte Ludwig XIV. den alten Bundesgenossen gegen den Kaiser ins Feld geführt; aber nicht minder starr als an so mancher anderen Auffassung hielt Karl XII. an seiner Abneigung gegen Ludwig XIV. fest. Friedrich I. war durch die neue Königswürde zu fest an den Kaiser gekettet, um sich seinem Dienst zu entziehen und den eigenen Vorteil gegen Schweden zu verfolgen. Daß Karl XII. seine polnisch-sächsischen Erfolge benutzte, um den Kaiser zur Restitution der Lutheraner in Schlesien zu zwingen, war

die einzige Nötigung, die dem Hause Habsburg von ihm widerfuhr. Die Verbündeten haben sich stets bemüht, die beiden Kriege auseinander zu halten, und daß ihnen das gelang, ist besonders Österreich zugute gekommen. Es trug aus diesen Wirren eine ausgestaltete Großmachtsstellung davon. Nicht nur gegen die Franzosen, auch gegen die Türken hat es Erfolge errungen, die dauerten.

Ziemlich ein Jahrhundert ist nach Soliman verflossen, ohne daß das türkische Reich seinen europäischen Nachbarn wieder gefährlich geworden wäre. Es ist Barbarenart, sich nur zu großen Taten aufzuraffen unter starken, wagelustigen Führern. Mehr als einmal ist die europäische Diplomatie, die allmählich am Bosporus heimisch wurde, in dieser Zeit vergeblich bemüht gewesen, des Sultans Macht hineinzuziehen in ihre Kämpfe.

Unter den Veziеren Mohamed und Achmed Köprili und Kara Mustafa (1656—83) ist das wieder anders geworden. Sie waren tatkräftige Männer und empfänglich für die Lockungen Ludwigs XIV. Nur mit Mühe erwehrten sich Kaiser und Reich 1664 in der Schlacht bei St. Gotthard an der steirisch-ungarischen Grenze des türkischen Angriffs, um zehn Tage nach erfochtenem Siege den Frieden durch neue Abtretungen in Ungarn zu erkaufen. Nur ein schmaler Grenzstreifen von der Adria bis zur Zips blieb dem Kaiser. 1669 wurden die Venetianer trotz Morosinis glorreichem Widerstande völlig von Kreta vertrieben; den Polen gewann man Podolien und die Ukraine ab. Um die Zeit des Friedens von Ryswyk hatte die Türkei nach der europäischen Seite hin die größte Ausdehnung, die sie je erlebt hat.

Zwischen dem grand et petit Turc hat es nicht an Reibungen gefehlt, doch aber erwies sich die Pforte stets zugänglich für die Einflüsterungen von Paris, und Ludwig XIV. ließ sich von dem Sultan bieten, was kein anderer Sterblicher hätte wagen dürfen. Anlaß zum Kriege boten die ungarischen Fragen reichlich und fast ununterbrochen, besonders die Feindseligkeiten der kaiserlichen Regierung gegen den in so weite Kreise Ungarns eingedrungenen Prote-

stantismus. Als Kara Mustafa 1683 Wien erreichte, war er von Tököly gerufen worden. Damals ging doch etwas wie Kreuzzugsstimmung durch die Christenheit und besonders durch Deutschland und Polen. Unter den Päpsten ist besonders Innocenz XI (1676 bis 1689) nicht müde geworden, gegen die Feinde des Glaubens zum Kampfe zu rufen und selbst kräftig beizusteuern.

Dem von Ludwig verjagten Karl von Lothringen verdankte man besonders entscheidende Erfolge. Er begann die Rückeroberung Ungarns. Sie ward gefördert durch ein Toleranzedikt, das im Jahre nach der Eroberung Wiens, ein Jahr vor der Aufhebung des Edikts von Nantes, erlassen wurde. Ofen ward 1686 genommen, auf dem Felde von Mohacz, wo einst Ungarns Selbständigkeit verloren gegangen war, 1687 seine Befreiung erstritten. Der Niederlage vor Wien war Kara Mustafas Erdrosselung gefolgt, der von Mohacz folgte Mohameds IV. Entthronung. Während des ganzen zweiten Koalitionskrieges mit Frankreich dauerten diese Kämpfe fort und noch darüber hinaus. Neben und nach dem Lothringer fochten Max Emanuel von Baiern und Ludwig von Baden in des Kaisers Dienst; Prinz Eugen ward hier zum Feldherrn, zum besten, den Österreich je sein eigen genannt hat. Belgrad ward gewonnen und wieder verloren; aber trotz des französischen Krieges hielt man dem Türken die Stange. Er hatte gleichzeitig in Morea, um Athen, auf Kreta, Euböa und Chios gegen die Venetianer zu kämpfen, gegen Polen und zuletzt auch noch gegen den Zaren.

Der Friede von Karlowitz (bei Peterwardein) im Januar 1699 war ein glänzender Erfolg. 173 Jahre, nachdem man Ungarns Königskrone erworben hatte, kam das Land nun wirklich in die Hand seines nominellen Herrn. Sau und Unna wurden die Südgrenze wie heute; nur das Banat blieb türkisch. Polen erhielt sein verlorenes Land zurück, Venedig das ganze Morea, Ägina, Santa Maura und dalmatinisches Gebiet. Es war ein letzter Lichtblick in der Geschichte der Republik, für die Pforte der verlustreichste Krieg, den sie in Europa je geführt hatte. Sie wagte es während des spanischen Erbfolgekrieges nicht, die Gunst der Lage zu benutzen.

Als sie dann nach geschlossenem Frieden zur Unterstützung der Venetianer von den Kaiserlichen angegriffen wurde, mußte sie sich 1718 im Frieden von Passarowitz zu neuen Opfern bequemen. Das Banat, die „kleine“ Walachei (westlich vom Altfluß) und die weitaus größere Hälfte des gegenwärtigen Serbiens trat sie ab; es war der Hochstand österreichischer Donaumacht und der Macht Österreichs überhaupt. Es war erreicht, was früher nicht möglich gewesen war; allein aus eigener Kraft konnte Österreich jetzt Frankreich widerstehen. Und indem es zugleich an der Schelde und am Oberrhein, am Po und in Unteritalien gebot, stand es überall den Aspirationen Frankreichs im Wege.

Nicht nur zur See, auch in den kontinentalen Verhältnissen ist eine ungeheure Verschiebung zuungunsten dieses Landes das Ergebnis der Politik Ludwigs XIV. gewesen. Und der König hätte Deutschlands dauernde Zersplitterung, Österreichs Verlegung in die Donaulande und die eigene Mittelmeer- und Indienherrschaft mit der Hälfte der Opfer durchsetzen können!

Österreich ist erwachsen aus einer frühmittelalterlichen Mark des Deutschen Reiches und hat auch als Kaiserstaat deren Namen bewahrt. Eben in den Jahrzehnten, da es seiner höchsten Machtfülle zuschritt, vollzog sich eine ähnliche, zunächst doch unendlich bescheidenere Entwickelung im Norden der deutschen Ostgrenze. Aus der alten Nordmark wurde ein preußisches Königreich.

Es würde schwer sein, aus der Zeit vor dem 17. Jahrhundert irgend etwas aufzuzeigen, was die Mark und das Kurfürstentum Brandenburg entscheidend hinausgehoben hätte über andere ansehnliche Territorien des Reiches und zumal seiner Grenzlande. Die geringe Macht der Bischöfe in den Kolonialgebieten und die im allgemeinen dürftige Städteentwickelung der Mark haben die Ausbildung einer über das Durchschnittsmaß hinaus kräftigen Landesgewalt unter den ersten Hohenzollern gefördert. Im Abschluß von Erbverträgen ist ihr Haus vielleicht glücklicher, kaum emsiger gewesen als andere. In der neuerungsreichen Zeit der Re-

formation hat es dem Hause Wettin unbestritten die Führung überlassen. Auch weiterhin sind seine Fürsten nicht rühriger gewesen als der Nachbar, haben ihre Stellung als gelegentliche Rivalen behauptet, in deutscher und europäischer Geltung aber unverkennbar hinter ihm zurückgestanden. Ihre Lage ward erst eine andere, als ihnen bald nacheinander, fast unmittelbar vor dem Dreißigjährigen Kriege, neue Besitzungen im Westen an den äußersten Enden des Reiches und im Osten weit jenseit seiner Grenzen zuwuchsen, die Lande Kleve, Mark und Ravensberg und das Herzogtum Preußen. Das Herrschaftsgebiet ward dadurch auf mehr als das Doppelte vergrößert, weit über den Bestand irgend eines anderen deutschen Staatswesens hinaus (der Flächeninhalt übertraf etwas den des jetzigen Königreichs Baiern), und es wurde hineingezwungen in große europäische Fragen, im Osten in die baltisch-schwedisch-polnischen Differenzen, im Westen in die spanisch-niederländischen. Die Erwerbung Kleves machte den Staat paritätisch. So waren, da Johann Sigismund das reformierte Bekenntnis annahm, alle drei Konfessionen in ihm vertreten. Seiner politischen wie konfessionellen Struktur nach war dieses von der Memel bis zum Niederrhein reichende, nur durch die Person des Herrschers zusammengehaltene Gebilde ein Unikum in der europäischen Staatenwelt.

Ein gütiges Geschick schenkte ihm, noch ehe der Dreißigjährige Krieg ausgetobt hatte, im Großen Kurfürsten einen der begabtesten, willenskräftigsten und gewissenhaftesten Regenten seiner Zeit. Ihm war es zunächst zu verdanken, daß Brandenburg-Preußen im Westfälischen Frieden ansehnliche Besitzerweiterungen davontrug, besonders sein Kernland abrundete. Indem Friedrich Wilhelm dann trotz des ihm abgerungenen Verzichts auf den besten Teil des ihm nach Erbrecht zustehenden Pommerns im polnischen Kriege auf Schwedens Seite trat, befreite er Preußen von der polnischen Lehnsherrschaft. In der Warschauer Schlacht bestand die von ihm begründete brandenburgische Armee glänzend ihre erste große Feuerprobe. Er führte sie zu weiteren Erfolgen; aber sein sehnlicher

Wunsch, seinem Staate die Odermündungen zu gewinnen, blieb unerfüllt. Er mußte sie 1660 im Frieden von Oliva wieder aufgeben, als er sie Karl X. Gustaf abgewonnen, und 1679 im Frieden von St. Germain, als er die pommerschen Lande völlig von den Schweden gesäubert hatte. Beide Male hielt Ludwig XIV. schützend die Hand über seinen nordischen Trabanten, während Friedrich Wilhelms Bundesgenossen ihn im Stich ließen. Der Kurfürst erlangte im ersten Kriege nur die Anerkennung der preußischen Unabhängigkeit auch von Polen und konnte Hinterpommern durch die Erwerbung von Lauenburg und Bütow auf seinen gegenwärtigen Bestand abrunden. Der niederländische Krieg brachte ihm die endliche Räumung Kleves von holländischen Garnisonen.

Die erlebten Enttäuschungen führten vorübergehend zu engstem Anschluß an den derzeitigen Gebieter Europas. An der Befreiung Wiens haben Brandenburger nicht teilgenommen. Der Kaiser lehnte ihre Mitwirkung in der angebotenen Stärke ab. Das Mißtrauen gegen den Kaiser blieb, auch als die Aufhebung des Edikts von Nantes zur Abwendung von Frankreich führte, und die Scheinabtretung des Schwiebuser Kreises hat nur zu deutlich bewiesen, wie berechtigt es war. Es wäre falsch, wollte man die Haltung des Großen Kurfürsten als diktiert von deutschen Gesichtspunkten ansehen, aber Brandenburg-Preußens zerstreute Lage brachte es mit sich, daß mehr als bei irgend einem anderen deutschen Staate das allgemeine, das nationale Interesse mit dem partikularen zusammenfiel. Es gab außer dem Kaiser selbst niemanden im Reiche, der an der Bewahrung deutschen Bodens und deutschen Volkstums so beteiligt gewesen wäre wie der Kurfürst von Brandenburg. Die rivalisierenden Wettiner und Welfen konnten sich in dieser Beziehung nicht mit ihm vergleichen.

Der große Kurfürst hat in seinen zerstreuten Gebieten die Landesgewalt zu starker Geltung gebracht. Eine umsichtige und gewissenhafte Verwaltung hat den Wohlstand seiner Untertanen gehoben und die Kräfte des Staates gemehrt. Er ist der Schöpfer einer Armee, die sich den besten Europas zur Seite stellen konnte.

Es ist sein Verdienst, daß wieder ein deutsches Staatswesen bestand — in seinem damaligen Bestande rein deutsch vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen —, das in der europäischen Politik nicht mehr übersehen werden konnte.

Kurfürst Friedrich hat diesem Staate die Königswürde erworben. Sie bedeutete doch mehr als den bloßen Titel. Sie hob auch äußerlich aus der deutschen in die europäische Stellung hinauf. Das war um so wichtiger, als die beiden rivalisierenden Häuser ziemlich gleichzeitig eine ähnliche Förderung erfuhren. Ein Wettiner ward 1697 König von Polen, ein Welfe gar 1714 Herrscher von Großbritannien. Den Hohenzollern fiel ein bescheideneres Los; aber es war doch das wertvollere. August der Starke brachte seinen Glauben zum Opfer; die Leitung des corpus evangelicorum im Reiche, immer noch bedeutungsvoll genug, nicht nur für die deutsche Politik, ging Sachsen unwiederbringlich verloren, fiel Brandenburg zu. Die polnische Krone mußte mehr mit sächsischen Mitteln erhalten werden, als daß sie dem Stammlande einen Machtzuwachs verliehen hätte. Reicheren Ertrag ernteten die Welfen. Aber ihre deutsche Heimat ward Annex eines fremden Reiches, ihr angestammtes Fürstenhaus ihr entfremdet. Das neue Königreich dagegen war einheitlich in der Hand seiner Herren, ihrem Willen gleichmäßig dienstbar. Die oranische Erbschaft und der Utrechter Friede vergrößerten den Besitz im Westen: Mörs, Lingen, Tecklenburg, Oberquartier Geldern; der nordische Krieg brachte endlich Pommerns Mitte und die Odermündungen. Der Staat war auf fast 120000 Quadratkilometer gewachsen, nicht mehr so sehr viel kleiner als England ohne Wales. Noch war er entfernt keine Großmacht; aber die beiden nächsten Fürsten, die ihm beschieden sein sollten, hoben ihn in diese Stellung hinauf.

Vergleicht man die Lage der europäischen Welt zur Zeit der Friedensschlüsse von Utrecht, Frederiksborg-Stockholm-Nystad und

Passarowitz mit jener, aus der hundert Jahre früher Königin Elisabeth schied, so fällt vor allem das mächtige Emporsteigen der östlichen Welt in die Augen. Österreich, das um 1600 kaum anders als am Gängelbande Spaniens auf der europäischen Bühne auftrat, stand jetzt kraftbewußt in der vordersten Reihe. Schweden, der Staat des Nordostens, hatte zeitweise die Leitung Europas in Händen gehalten. Als es dahinsank, wurden Rußland und Preußen seine Erben, beide, Rußland in der ungefügen Kraft des Barbarenkolosses, Preußen durch die Hingebung und Tatkraft hochstrebender Herrscher, weiterer Entwickelung sicher. Die Ausdehnung der russischen Macht über den Norden Asiens eröffnete der Ausbreitung geschichtlichen Lebens weite Aussichten.

Dem gegenüber hatte der Westen nur Verschiebungen erfahren. Die iberischen Völker waren in ihre alte Bedeutungslosigkeit für den Erdteil zurückgesunken, England mächtig emporgestiegen. Zwischen beiden hatten sich die Niederlande maßgebenden Einflusses erfreut, ihn aber nicht behaupten können. Frankreich war der spanischen Gegnerschaft ledig geworden, hatte aber an seiner Ostgrenze einen Besitzwechsel herbeiführen helfen, der einen Vorteil nicht in sich schloß. In dem meerbeflissenen England hatte es einen Rivalen gefunden, der jederzeit bereit und imstande war, ihm die Schwierigkeiten seiner kontinentalen Stellung zum Bewußtsein zu bringen.

Die schweren Kämpfe, unter denen diese Umwälzungen sich vollzogen, hatten Europa nicht allzu viel Kräfte gelassen, seine Geltung jenseit der Meere zu steigern. In den mittelländischen Gewässern stand es um 1700 ziemlich wie um 1600 trotz der verschiedenen Beschießungen von Barbareskenstädten durch die Franzosen. Die Handelsbeziehungen nach der Levante hatten sich gesteigert; auch die atlantischen Völker hatten Anteil an ihnen gewonnen. Gleichwohl deckten selbst die Seemächte ihre Flagge lieber durch Tributverträge als mit Waffengewalt. Doch war es das 17. Jahrhundert, das neben Spanien und Portugal noch andere Kolonialmächte stellte. In Nord-, Süd- und Mittelamerika hatten sich

Engländer, Franzosen und Niederländer angesiedelt; sie hatten in Afrika und Ostindien Stützpunkte für Handel und Schiffahrt, die Niederländer auf den Inseln auch schon Landbesitz gewonnen. In Nordamerika waren Kolonien entstanden, in denen der eigenen Hände Arbeit den Siedler ernährte, meist von Exulanten, die der Heimat den Rücken kehrten, um größere Freiheit zu genießen, aber gerade dadurch um so fester begründet und zukunftsreicher.

Auch minder mächtige Nationen sind in dieser Zeit kolonialen Bestrebungen nachgegangen; der Merkantilismus legte ja auf Gewinn aus fremden Handelswaren ganz besonderen Wert. Die Dänen haben 1619 unter Christian IV. in Trankebar an der Küste Koromandel eine Faktorei begründet, unter diesem Könige auch in Guinea Posten erworben. Die Kolonie Neu-Schweden am Delaware, der die Niederländer 1655 ein Ende machten, verdankt Gustaf ihre Entstehung; unter Christine und Karl X. hat Schweden sich auch in Westafrika versucht. Die Bemühungen des Großen Kurfürsten an der Guineaküste, die in die Zeit seines nahen Verhältnisses zu Ludwig XIV. fallen, sind allbekannt, auch die Eifersucht, die sie alsbald bei den Niederländern erregten. Wer erwägt, mit welchen Schwierigkeiten geschlossene und reichere Völker zu kämpfen hatten, ehe sie zu Erfolgen durchdrangen, kann nicht überrascht sein, daß ein Staatswesen wie das brandenburgische mit seinem zerstückelten Besitztum und seinen alle Kräfte anspannenden Daseinsaufgaben auf diesem Felde leer ausging.

Es teilte das Schicksal des Volkes, dem es angehörte. Für Deutschland bedeutet das 17. Jahrhundert den Tiefstand seiner See- und Handelsgeltung. Der Dreißigjährige Krieg hat seine Konsumtion wie seine Produktion in Grund und Boden zerrüttet. Der Warenaustausch im Innern und über die Grenzen ging auf ein Minimum zurück. Als endlich Friede ward, blieben die Strommündungen in den Händen der Fremden; Danzig, durch das ganze 17. und 18. Jahrhundert der besuchteste Hafen der Ostsee, rühmte sich, polnisch zu sein.

Wo nicht Fremde herrschten, waren auch deutsche Landes-

herren geneigt, den Verkehr von Städten, die ihnen nicht untertan waren, nur unter dem Gesichtspunkt der eigenen Einnahmen zu betrachten, und spießbürgerliche Engherzigkeit gab dieser Auffassung nicht selten eine gewisse Berechtigung. Die Weser erhielt ihren Elsflether, die Elbe zu dem Stader noch den Glückstädter Zoll. Die Zahl der Binnenmauten war schier unendlich. Von nachdrücklichem Schutz gegen fremde Übergriffe war nicht die Rede; Landesherren wie freie Städte waren viel zu schwach, ihn zu leisten. Ein Reich gab es für diese Fragen nicht mehr; das bestehende war froh, wenn es sich zu dürftigsten Leistungen gegen Ludwig XIV. aufschwang. Nur mit Mühe deckten die Konvoischiffe der beiden Nordseestädte gegen Seeräuber; sie fanden vereinzelt Anlaß, zu zeigen, daß man an seefestem Mut auch jetzt niemandem wich.

Die seemännische Bevölkerung der Küsten suchte zahlreich Erwerb in fremdem Dienst; Amsterdam wurde der große Markt für ihre Kraft. Und so wie sie die fremden, besonders die niederländischen Flotten, so füllten die brotsuchenden jungen Mannschaften des heruntergebrachten Binnenlandes die Reihen der deutschen und fremden Söldnerheere. Kriegerkraft war wohlfeil, und da nach- und nebeneinander spanische und französische, englische und niederländische Subsidien reichlich flossen, so ward es für die Fürsten verlockend, durch Soldatenliefern die Kassen zu füllen. Es beginnt der allgemeine Gebrauch der stehenden Heere und des Soldatenverkaufs, der älter ist als seine krassesten Ausartungen, auf die man hinweist, ihn zu brandmarken. Die aufgestellten Armeen sind nur von wenigen Regenten so zielbewußt im Dienste einer festen Landespolitik verwendet worden wie von den Brandenburgern; sie haben aber doch dazu beigetragen, auch mittleren und kleineren deutschen Staaten wieder Gewicht zu geben in der Politik und zugleich dem deutschen Volke, hoch und nieder, Kriegesmut und Waffenfreude zu erhalten.

Wer zweifeln möchte, ob das etwas bedeutet habe, braucht nur einen Blick nach Italien zu werfen, wo nur der einzige piemontesische Staat, der unter dem Zwange ähnlicher Verhältnisse stand,

noch aus eigener Kraft etwas galt. Willenloser noch als Deutsch-
land war Italien der Spielball und Zankapfel der europäischen
hundert den Ansatz zu einer Großmacht hervorgebracht, die im-
Mächte. Auf seinem Boden hat weder das 17. noch das 18. Jahr-
stande gewesen wäre, etwas wie einen gesamtitalienischen Willen
zu vertreten. Von irgendwelcher Betätigung der beiden Völker,
gerade derjenigen, die einst Herren des mittelalterlichen Handels
gewesen waren, in den Ereignissen, welche die Weltgeltung der
Nationen vorbereiteten und bestimmend beeinflußten, konnte in die-
ser Zeit nicht die Rede sein. Die Ozeane sahen selten deutsche und
noch seltener italienische Schiffe, und auch an den eigenen Küsten
und in den eigenen Häfen dominierten die Fremden.

Viertes Kapitel:

Vom Utrechter bis zum Pariser und Hubertusburger Frieden.

Die großen Interessengegensätze, die der Gestaltung der internationalen Machtverhältnisse die Richtung geben, treten nicht in jedem Stadium der Entwickelung mit gleicher Durchsichtigkeit hervor. Die Zeit Ludwigs XIV. hatte sie zu voller Klarheit herausgearbeitet, den überlieferten Gegensatz der Häuser Habsburg und Bourbon, und die in neuer Gestalt auftauchende, nicht mehr dynastische, sondern nationale Rivalität von England und Frankreich, in knappster Fassung die kontinentale und die maritime Frage.

Das halbe Jahrhundert, das dem Utrechter Frieden folgte, bietet kein so einheitliches Bild. Durch drei Jahrzehnte sind Frankreich und England bemüht, in Frieden zu leben, und in mehr als einer Frage, die Europa trennt, gehen sie zusammen; Österreich und Frankreich aber schließen den Zeitraum mit einem Kriegsbündnis gegen die Monarchie Friedrichs des Großen. Nur zum geringen Teil liegt der Grund dieser Verschiebung in der Verpflanzung der Bourbonen nach Spanien, und schlechterdings gar nicht in einer Gefahr, die etwa Frankreich in dem Emporkommen des preußischen Staates gewittert hätte. Es gelangten besondere, örtlich und zeitlich begrenzte Verhältnisse zu maßgebender Wirkung.

Man hat der Idee des europäischen Gleichgewichts eine besondere Tragweite beigemessen. Sie hat sich im 17. Jahrhundert allmählich herausgebildet und am Schlusse desselben vor allem im Oranier einen entschiedenen und überzeugten Vertreter gefunden.

Das 18. Jahrhundert hat sie dem Höhepunkt ihrer Geltung entgegengeführt, doch aber auch eine reine Ausgestaltung nicht erlebt. Von einer solchen kann nur in Englands Politik einigermaßen die Rede sein, und auch hier nicht in der Haltung seiner Herrscher, sondern in der Stimmung seines Volkes. Soweit diese zur Geltung gelangte, beharrte sie konsequent auf der Niederkämpfung jeder überragenden kontinentalen Macht, auf der Aufrechterhaltung eines kontinentalen Gleichgewichts, um desto sicherer in maritimen und kolonialen Angelegenheiten die Entscheidung allein in der Hand zu behalten.

Fast unmittelbar nach geschlossenem Frieden, während der ganze Osten Europas von Skandinavien bis Kreta noch in Waffen starrte, erstand in Spaniens neubegründeter Bourbonenherrschaft auch für den Westen wieder ein Moment der Unruhe. Das neue Königtum zeigte doch mehr Aktivität als das erloschene der Habsburger. Der durch Geist und Tatkraft ausgezeichnete Italiener Alberoni gelangte unter Philipp V. zu Einfluß und leitender Stellung. Er hat dem Könige 1714 die Nichte und Erbin seines Landesherrn, Elisabeth von Parma, als zweite Gemahlin zugeführt, und wußte sogar dem spanischen Staatswesen Lebensregungen zu entlocken, die nicht mit ihm sofort erloschen sind. Heer, Flotte und Finanzen Spaniens sind unter den ersten Bourbonen doch in besserem Stande gewesen als unter den letzten Habsburgern.

Für einen spanischen König lag der Gedanke, seiner Monarchie die verlorenen italienischen Besitzungen wiederzugewinnen, nahe genug. Alberoni, der nur zu gern seine Heimat von den Kaiserlichen gesäubert hätte, und die neue Königin, die für ihre Kinder ein erweitertes Erbe begehrte, haben ihn eifrigst gefördert. Während der Kaiser noch mit dem Sultan im Kriege lag, besetzten die Spanier Sardinien (1717); im nächsten Jahre griffen sie auch Sizilien an. Aber sie stießen auf den Widerstand fast aller Mächte, die an den jüngsten Friedensschlüssen teilgenommen hatten. Eine Quadrupelallianz der Seemächte, Frankreichs und Öster-

reichs setzte sich ihnen entgegen. England sorgte dafür, daß mit Spaniens neuer Flotte aufgeräumt wurde. Ein Teil ward im August 1718 vom Admiral Byng am Kap Passaro zerstört, ein zweiter auf desselben Admirals Veranlassung von österreichischen Batterien im Hafen von Messina zusammengeschossen, ein dritter ebenfalls auf englischen Antrieb durch französische Landtruppen auf den Werften Nordspaniens vernichtet.

Alberoni mußte aus seiner Stellung weichen. Sein Beginnen hatte kein anderes Ergebnis als die Anerkennung seines Königs durch den Kaiser, die bisher verweigert worden war, und einen Austausch der Inseln Sizilien und Sardinien zwischen Savoyen und Österreich, also eine fraglose Bereicherung des Kaisers. Doch verlor die spanische Politik das Ziel nicht aus den Augen. Sie erreichte es zwanzig Jahre später, als eine polnische Königswahl wieder einmal Frankreich und Österreich entzweite. Im Wiener Frieden von 1735 gab Elisabeth ihr Anrecht auf Parma, Piacenza und Toskana preis, erhielt dafür aber Neapel und Sizilien für ihren Sohn Karl. Es erstand ein drittes bourbonisches Königreich. Wären Familienzusammenhang, Besitztum und Lage hinreichend, politische Macht zu begründen, so hätte das Mittelmeer eine bourbonische See werden müssen. Das Übergewicht blieb doch beim fernen England.

Kaum minder schmerzlich als den Verlust der italienischen Nebenlande empfand Spanien den von Gibraltar, und unerträglich fand sein tätigeres Regiment das immer umfassendere Eindringen des englischen Handels in seine Kolonien. Es wurde 1727 versucht, die meergedeckte Felsenfeste mit Gewalt zu nehmen; da sich kein Bundesgenosse fand, hat man bald ablassen müssen. Für die spanische Kolonialverwaltung war seit der Festsetzung der Fremden in den amerikanischen Gewässern der Schmuggelhandel eine unausgesetzte schwere Plage. Der Assiento und das nach Alberonis Sturz unter französischer Vermittelung erlangte Zugeständnis, die Messe von Porto Bello auf der Landenge von Panama alljähr-

lich mit einem Schiffe besuchen zu dürfen, boten den Engländern erwünschte Gelegenheit, unerlaubten Verkehr in einem Umfange zu treiben, der ein Gewährenlassen nicht mehr zuließ. Die Gegenmaßregeln der Spanier, besonders die Art, wie sie das beanspruchte Durchsuchungsrecht übten, erregten wieder den Groll der Engländer. Die Jahrzehnte nach dem Utrechter Frieden sind voll von diesen Zwistigkeiten. Die englische Regierung tat nur, was ihre Untertanen längst von ihr erwartet und verlangt hatten, als sie im Oktober 1739 Spanien den Krieg erklärte. Damals hat Thomson, der Dichter der Jahreszeiten, England sein stolzes „Rule, Britannia“ geschenkt. Englands Volk wollte, was Englands Herrscher tat.

Die Regierung des Hauses Hannover ist in ihren Anfängen vom englischen Volke als eine Notwendigkeit ertragen, nicht als eine glückliche Wendung begrüßt worden. Charakter und Begabung der ersten Welfen und ihre festländischen Anschauungen erschwerten das Zusammenleben. Fast könnte man sagen, daß eine volle Verschmelzung erst stattfand, als die George vorüber waren. Besonders waren Neigung und Fähigkeit, parlamentarische Strömungen zu verstehen und sich von ihnen tragen zu lassen, gering. Dazu kam die fortdauernde Gefährdung des Thrones durch die Stuarts. Die Jakobiten spielten eine ähnliche Rolle wie die Katholiken unter Elisabeth; man kann ihre Bedeutungslosigkeit nicht erweisen, indem man auf den Mißerfolg ihrer Bestrebungen hinweist. Sie haben dazu beigetragen, Volk und Herrscher zusammenzuhalten, auch die Neigung zu friedlicher Politik gefördert, besonders gegenüber Frankreich. Denn ein Krieg mit dieser Macht hätte den Prätendenten sofort auf den Plan gebracht. Während der zwanzigjährigen Staatsleitung Walpoles (1721—42) kommt diese Sachlage besonders zum Ausdruck.

Er hätte sich allenfalls bereit finden lassen, Gibraltar an Spanien zurückzugeben, hätte er die Volksstimmung nicht gefürchtet. Auch in dieser Zeit erscheint Seegeltung immer wieder als der

Leitstern englischen politischen Denkens. Das Anwachsen der russischen Macht führte 1715 zum ersten Male eine englische Flotte zum Schutze des Handels in die Ostsee, wo die britische Schiffahrt im Laufe des Jahrhunderts die niederländische nicht nur einholen, sondern weit überflügeln sollte. Das Emporkommen Rußlands und seiner dem Zaren so sehr ans Herz gewachsenen Flotte hat man in England nicht minder mißtrauisch als wachsam verfolgt. Auf den Abschluß des Friedens mit Schweden blieb das wiederholte Erscheinen der Briten in der Ostsee nicht ohne Einfluß.

Der Friedensneigung Englands kam das Bedürfnis Frankreichs auf halbem Wege entgegen. Das Land brauchte Ruhe wie kaum ein anderes in Europa. Der Erbe des Thrones war, wie einst Ludwig XIV. selbst, fünf Jahre alt, als die Krone an ihn überging; aber er hatte keinen Mazarin neben sich wie einst der Urgroßvater. Die Regentschaft des Herzogs von Orleans stürzte das hart mitgenommene Land in den Lawschen Finanzschwindel. Näher als der Regent, der Großoheim des Königs, stand der Krone der Oheim Philipp von Spanien. Die entgegenstehenden Verträge hielten ihn nicht ab, den Gedanken einer Vereinigung von Frankreich und Spanien wieder aufzunehmen. Damit war eine Entfremdung der beiden Regierungen gegeben, die nur zeitweise besseren Beziehungen Raum gab. Als der Regent 1723 starb, gewann der Herzog von Bourbon, ein Enkel des großen Condé, maßgebenden Einfluß. Er war stets ein heftiger Gegner der Orleans gewesen und handelte jetzt dementsprechend. So sind nach dem spanischen Erbfolgekriege fast anderthalb Jahrzehnte verflossen, ohne daß die französische Politik wieder eine festere Haltung und Richtung gewann. Erst als (1726) der mehr als 70jährige Kardinal Fleury die Leitung des Staates übernahm, gelangte sie allmählich wieder in bestimmtere Bahnen; es waren die alten, die zum Hader mit Österreich führten.

In der kaiserlichen Politik hat die Erbfolgefrage schon bald nach dem Regierungsantritt Karls VI. zu bestimmten Entschließun-

gen geführt. Da die Ehe des Kaisers fünf Jahre kinderlos geblieben war, der Bruder Josef nur Töchter hinterlassen hatte, versuchte Karl VI. 1713, die Einheit des österreichisch-habsburgischen Besitzes durch die Pragmatische Sanktion zu sichern. Sie bei den Mächten zur Anerkennung zu bringen, ward bald das Hauptziel der kaiserlichen Politik. In Frankreich war der Wunsch, Lothringen zu gewinnen, durch die Mißerfolge der letzten Kriege wohl zurückgedrängt, nicht aber erstickt worden. Er regte sich sofort wieder, als für die 1717 geborene Maria Theresia der Gemahl in Herzog Franz Stephan gesucht wurde. Ludwig XV. war seit 1725 mit Maria Leszczynska vermählt. So schritt Frankreich, als August der Starke 1733 starb, zugunsten ihres Vaters ein, den einst Karl XII. zum polnischen Könige gemacht hatte. August II. behauptete die Krone; aber aus dem Kriege, den Frankreich, unterstützt von Spanien, deswegen mit dem Kaiser führte, trug es Lothringen davon. Es ward Stanislaus Leszczynski überwiesen, nach dessen Tode (1766) es dann völlig mit Frankreich vereinigt worden ist. Auf dem Wege zur Rheingrenze hat es mehr als zwei Jahrhunderte gedauert, bis zusammenhängendes französisches Herrschaftsgebiet wenigstens den Oberrhein erreichte. Für den länderlosen lothringischen Herzog, der 1736 Gemahl der Maria Theresia wurde, ward Toskana in Aussicht genommen. Als der letzte Mediceer im nächsten Jahre starb, begann für die Stadt Macchiavells und Guicciardinis ihre habsburgisch-lothringische Periode.

Es ist Karl VI. gelungen, die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion, durch die Maria Theresia alleinige Erbin seiner Staaten wurde, bei allen beteiligten Mächten durchzusetzen. Was aber nach seinem Ableben geschah, wird wohl immer einer der schlagendsten Belege bleiben für den Wert von Verträgen, denen die Stütze achtunggebietender Waffengewalt fehlt. Die Ansprüche meldeten sich von allen Seiten, während Finanzen und Heerwesen der Monarchie zerrüttet waren. Kurz vor Karls Tode hatte ein unrühmlich geführter zweijähriger Türkenkrieg Österreich die Errungenschaften von Passarowitz gekostet, ihm — abgesehen von dem 1791 ge-

wonnenen Alt-Orsowa — seine jetzige Grenze gegen die Balkan-Halbinsel gegeben. Nun sollte es einen Kampf um seine Existenz führen, um die Erhaltung seines zusammengewürfelten Besitzes, den ein anderes einigendes Band als das des gemeinsamen Herrschers nicht umschloß. Es wird stets ein Ruhmestitel Maria Theresias bleiben, daß sie sich, jung wie dereinst Isabella von Spanien und Elisabeth von England, zu behaupten verstand, und eine der schönsten Erinnerungen österreichischer Geschichte, daß gerade die ungarische Nation, die sich gegen habsburgische Herrschaft so lange und so heftig gesträubt hatte, in schlimmster Not ihr Halt gewährte.

Der österreichische Erbfolgekrieg hat Europa fast noch umfassender in Mitleidenschaft gebracht als der spanische; Waffenlärm erklang vom Bottnischen Busen bis zur Straße von Gibraltar. Aber die Haltung der Mächte, die in die Verwickelungen hineingezogen wurden, war eine viel weniger klare; ihre Bestrebungen durchkreuzten sich weit mannigfaltiger, als das in den großen Kriegen gegen Ludwig XIV. der Fall gewesen war.

England war schon durch seinen Hader mit Spanien auf die österreichische Seite gewiesen, da Philipp V. mit seinen noch immer nicht befriedigten italienischen Wünschen sich als einer der ungestümsten Anfechter der Pragmatischen Sanktion erwies. Als Preußen, in dem das Haus Hannover gewohnt war, einen Rivalen zu sehen, auf den Kampfplatz trat, führten die welfischen Familieninteressen das Inselreich zu noch größerer Annäherung an Österreich. Frankreich war Hauptgegner Habsburgs. Es betrieb und erreichte die Wahl Karl Alberts zum Kaiser; seine Truppen besetzten Prag; es hetzte Schweden gegen Rußland, um dessen Eingreifen zugunsten Maria Theresias zu hindern; es war überall tätig, wo es galt, Österreich Feinde zu erwecken. Trotzdem beharrte es durch Jahre bei der Erklärung, daß es mit Österreich nicht im Kriege stehe, daß es nur Bündnispflichten erfülle.

So war auch offizieller Friede zwischen England und Frankreich. Die Engländer hinderten die spanischen Bewegungen im Mittelmeer; sie zwangen den König von Neapel, seine gegen Öster-

reich im Felde stehenden Truppen zurückzuziehen; gegen Frankreich aber wurde die englische Seemacht trotz der Dettinger Schlacht (Juli 1743) nicht gebraucht. Erst als Fleury gestorben und eine noch schärfer antihabsburgische Richtung ans Ruder gekommen war, als England, noch mehr durch den Druck seiner Seemacht als durch Subsidien, den König von Sardinien zu einem Verbündeten Österreichs gemacht hatte, und die französische Flotte, die, wiederum in Erfüllung von Bündnispflichten, wiederholt zugunsten der Spanier eingegriffen hatte, mit diesen vereint im Februar 1744 auf der Höhe von Toulon einen Angriff der Engländer glücklich abwies, traten beide Mächte in den erklärten Krieg ein.

Karl Eduard unternahm jetzt den letzten Versuch der Stuarts, das Erbe der Väter wieder zu gewinnen. Er fand starken Anhang in Schottland, drang im Dezember 1745 sogar bis in die Mitte Englands vor, mußte aber erliegen, da ein katholischer Prätendent im britischen Reiche unmöglich war. Zur See erwies sich England, zu Lande Frankreich seinen Gegnern überlegen. Trotzdem haben beide Mächte aus dem Kriege Vorteil nicht gezogen. Als Holland in Gefahr geriet, zeigte sich England zur Niederlegung der Waffen bereit. Der Aachener Friede stellte den früheren Besitzstand überall wieder her, nur daß Maria Theresia Parma und Piacenza einem spanischen Prinzen überließ.

Wie einst in Utrecht, so entschieden auch jetzt England und Frankreich über die Geschicke von West- und Mitteleuropa; dem von ihnen vereinbarten Frieden mußten die übrigen Kriegführenden beitreten.

Verlief so der österreichische Erbfolgekrieg in der Hauptfrage ergebnislos, und erfuhren die Hoffnungen auf eine Zertrümmerung der österreichischen Monarchie eine völlige Enttäuschung, so vollzog sich doch während seines Verlaufes eine Besitzverschiebung, die bedeutungsvoll eingreifen sollte in die Entwickelung der Dinge in

Deutschland und Europa. Schlesien ging durch die beiden nach ihm benannten Kriege von Österreich an Preußen über.

Deutschland ist selten begnadet worden mit der unmittelbaren Aufeinanderfolge lang lebender, einsichtiger und kraftvoller Herrscher, weder am Reich noch in den Einzelstaaten. Dem jungen preußischen Königtum sollten sie aus seinem Hohenzollernhause beschieden werden. Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große ergänzten sich in wunderbarer Weise. Ihre Regierungszeit entspricht an Dauer ziemlich genau der Ludwigs XIV.; sie sind Preußen mehr geworden als jener Frankreich.

Beide Herrscher stehen mitten in der Zeit des voll entwickelten Absolutismus; in den Monarchien des Kontinents kannte man kaum eine andere Regierungsform. Herrscher und Staat waren gleichsam identifiziert. Dieses Verhältnis hat nicht so selten die Form angenommen, daß der Herrscher mit seinem Staate wie mit einem Privatgut schaltete, ihn seinen persönlichsten Wünschen und Launen dienstbar machte. Die Begründer brandenburg-preußischer Größe, der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Einzige haben es anders aufgefaßt. Jeder von ihnen war, was der große Friedrich von sich sagt, der erste Diener seines Staates. Sie gingen in ihrem Berufe auf, erstrebten nichts anderes als das Wohl ihrer Untertanen nach ihrem besten Wissen und Gewissen. Kein zweiter absolut regierter Staat Europas hat drei Regenten aufzuweisen wie diese, und sie walteten in nur kurz unterbrochener Folge 121 Jahre von insgesamt 146 (1640—1786). In dieser Tatsache liegt die Erklärung von Preußens Größe und damit von Deutschlands Wiedergeburt. Wie das Auftreten Gustaf Adolfs und Napoleons spottet auch das Emporkommen der preußischen Monarchie jedes Versuches einer Systematisierung der Geschichte.

Die Kunst, die Person in ihren Pflichten aufgehen zu lassen, war vielleicht am höchsten entwickelt in Friedrich Wilhelm I. Hier liegt die tiefe Kluft, die ihn von seinem Zeitgenossen August dem Starken trennt. Auf ihn vor allem ist die strenge Zucht zurück-

zuführen, die solange auszeichnend geblieben ist nicht nur für preußischen Dienst jeder Art, sondern für preußisches Wesen überhaupt. Er ist ihr in eigener Person Muster und Vorbild geworden. Ihm verdankt Preußen seinen Beamtenstand in den Grundlagen seiner Organisation und der Intaktheit seiner Amtsführung. Er hat Preußens Heer geschaffen, es durch die Kantonspflicht, soweit die Zeit dies Ziel erreichen konnte, zu einer Verkörperung der kriegerischen Kraft seines Volkes gemacht. Das Finanzwesen seines Staates hat Friedrich Wilhelm I. auf Grundlagen gestellt, die auch schwere Erschütterungen der Folgezeit zu überdauern vermocht haben. Und das alles ohne fiskalische Ausbeutung seiner Untertanen, deren sich so mancher seiner Standes- und Zeitgenossen schuldig machte. Auch wirtschaftlich ist Preußen unter ihm in fünfundzwanzigjähriger Friedenszeit emporgeblüht.

Er hätte das Werkzeug, das er geschaffen, keinem Würdigeren in die Hand geben können als dem größeren Sohne.

Vergebens hatte Friedrich Wilhelm nach Beendigung der großen Kriege seinem Staate die Stellung unter den Mächten zu gewinnen gesucht, die seiner Kraft und seinen Bedürfnissen entsprach. Er hatte nur zu oft Österreich in seinem Wege gefunden, dessen Neigung, Preußen entgegenzukommen, in umgekehrtem Verhältnis stand zu der Bereitschaft des Königs, der kaiserlichen Politik zu Willen zu sein. Noch kurz vor seinem Lebensende hatten Österreich und Frankreich über seinen Kopf hinweg die jülich-bergische Frage entschieden. Sein Sohn ward in der Tat „der Rächer". Er war der Erste, der nach Karls VI. Tode mit den Waffen in der Hand österreichisches Land forderte. Der Weigerung folgten Mollwitz und die Eroberung Schlesiens.

Auf eigene Faust hatte Friedrich den gefährlichen Schritt getan; er sah nur auf *seine* Sache, als er den Erwerb im Breslauer Frieden zu sichern suchte. Er schloß sich den Gegnern Österreichs wieder an, als die Folgezeit den kaiserlichen Waffen unerwartete Erfolge brachte, trug aber wiederum keine Bedenken, einen neuen Sonderfrieden zu schließen, als die Kaiserin nach Hohenfriedberg

und Soor, Hennersdorf und Kesselsdorf am Siege verzweifelte und sich bereit fand, die Abtretung zu erneuern. Friedrich besaß den Mut, nichts anderes als das preußische Interesse zur Richtschnur seiner Entschließungen zu machen. Im Erwerb Schlesiens sieht man die Erhebung Preußens zur Großmacht; mit Recht, aber es war nicht allein der Gebietszuwachs, der den Wandel schuf. Die neue Großmacht war nicht Preußen an sich; sie war das Preußen Friedrichs des Großen. Seine Waffen, seine Diplomatie hatten Europa gezwungen, diesen Staat nicht mehr unberücksichtigt zu lassen im Rat der Mächte.

Es ist richtig, wenn gesagt wird, in diesem Besitzstande konnte Preußen dauernd nicht bleiben, es mußte wachsen oder verschwinden. Aber es ist ein völliger Fehlschluß, wenn man daraus folgert, daß das Ziel der friderizianischen Politik notwendig weiterer Landerwerb und vor allem Unterwerfung Sachsens gewesen sein müsse. Unter die reinen Eroberer kann Friedrich der Große nicht eingereiht werden trotz seines Vorgehens gegen Schlesien und trotz seiner eigenen von der Rechtsfrage ganz absehenden Motivierung desselben. Sicherung und innere Festigung seines Besitzes, das waren die Gedanken, die nach den ersten Erfolgen durchaus vorherrschten in seiner Politik. Sie sollten nicht zur Tat werden ohne einen neuen Waffengang, einen der schwersten, die je Staaten um ihre Existenz bestanden haben.

Maria Theresia wollte den erlittenen Verlust nicht verschmerzen. Daß so zahlreiche rechtgläubige Untertanen in einem ohnehin vom Protestantismus umstrittenen Lande unter einen akatholischen Herrscher gekommen waren, gab der Wunde einen besonderen Stachel. In Kaunitz fand die Kaiserin den Diplomaten, der ihr Wünschen zur Tat gestaltete. Anschluß an Frankreich schien der geeignetste Weg zum Ziele. Die französische Politik fand sich bereit, ihn gangbar zu machen; ließ sich eine Steigerung ihres Einflusses im Reiche doch auch so erstreben. Die Westminsterkonvention vom Januar 1756 ward entscheidend für die Abwendung von Preußen,

obgleich diese Annäherung an England von Friedrich nicht als eine Feindseligkeit gegen den Verbündeten aus den beiden ersten schlesischen Kriegen gedacht war. Aus Haß gegen den Preußenkönig bot die russische Elisabeth der Habsburgerin ihre Mitwirkung an. Sachsens war man völlig sicher, da der Übergang Schlesiens an Preußen, der einen festeren Riegel zwischen das Kurfürstentum und Polen schob, den alten Gegensatz noch verschärft hatte. Es handelte sich nicht mehr allein um Schlesien, es handelte sich um Bestehen oder Vernichtung Preußens. König Friedrich ist nicht ganz freizusprechen von dem Vorwurf, durch sein persönliches Verhalten den Zusammenschluß der Mächte begünstigt zu haben. Auch in der Beurteilung der diplomatischen Lage hat er sich früher und später nicht immer auf der Höhe gezeigt. Als im Sommer 1756 Friedrich im klaren war über seine Lage, war es so klug wie gerechtfertigt, daß er dem Angriff zuvor kam.

Friedrichs Kampf gegen „eine Welt in Waffen" wird stets eine der Heroentaten der Geschichte bleiben. Der Held ist nicht frei von Schuld an den schweren Schlägen, die ihn und seine Sache getroffen und sein Land zeitweise dem Untergange nahe gebracht haben; aber seine Größe strahlt darum nicht weniger hell. Er ist eins mit seinem Staate; er will ihn zum Siege führen oder mit ihm untergehen. Er ist der Verzweiflung nahe gewesen; aber dieses Band hat gehalten. So fand sein reicher Geist auch in der äußersten Not immer neue Mittel der Aushilfe. Die Vielheit der Gegner ist ihm zustatten gekommen. Hätten sie dauernd zu gemeinsamem Handeln gebracht werden können, es wäre um ihn und um Preußen geschehen gewesen.

Am meisten glaubte er Rußland fürchten zu sollen; es war unangreifbar. Der Kampf hätte in Polen ausgefochten werden können, wenn Rußland der einzige Gegner gewesen wäre; so mußte Preußens eigener Boden Kriegsschauplatz sein. Der Sieg von Zorndorf belehrte Friedrich, daß er die zähe Tapferkeit des russischen Soldaten unterschätzt hatte. Der Siebenjährige Krieg hat die russische Armee als gleichwertig in die europäische Kriegsgeschichte

eingeführt. Durch das Zusammenwirken von Russen und Österreichern erlitt Friedrich die schwerste Niederlage des Krieges, erlebte er den tiefsten Stand seiner Sache.

Als noch gefährlicherer Feind erwies sich doch die Kaiserin durch die Stetigkeit und die Ausdauer ihrer Bemühungen, denen ein persönlicher Haß Seele und Leben gab. Sie brachte die Kräfte der Monarchie ganz anders zur Entfaltung als einst im Erbfolgekriege. In keinem seiner Feldzüge ist es Friedrich gelungen, sich in Böhmen oder Mähren zu behaupten; gar einen Vorstoß auf Wien zu unternehmen, reichten Preußens Kräfte lange nicht gegenüber dem Kaiserstaat. Nach Kunersdorf und Maxen sah er sich aus Sachsen hinausgedrängt und fast auch aus Schlesien. Hätte nicht Elisabeths Tod aus dem russischen Gegner einen Verbündeten und nach Katharinas Thronbesteigung wenigstens einen Neutralen gemacht, Friedrich möchte trotz allem der erdrückenden Übermacht erlegen sein.

Trauriger als je bestanden die Franzosen. Ihre deutschen Feldzüge im Siebenjährigen Kriege sind wohl die dunkelste Partie ihrer glanzvollen Kriegsgeschichte. Nach Roßbach haben sie Friedrich selbst nicht mehr zu schaffen gemacht. Eine Anzahl norddeutscher Mittel- und Kleinstaaten: Hannover, Hessen-Kassel, Braunschweig, Schaumburg-Lippe und Gotha, genügte, um mit mäßiger englischer Unterstützung die erste Kriegsmacht des Kontinents im Zaum zu halten. Die Mißwirtschaft unter Ludwig XV. zeigte ihre traurigsten Seiten. Die einst Europa widerstanden hatten, vermochten nicht, ein halbes Dutzend deutscher Duodezstaaten zu bezwingen und sich der zerstreuten preußischen Lande im Westen sicher zu bemächtigen. Es war kein Wunder, daß an ihrer Seite die Reichsarmee völlig versagte. Sie hat nie wieder eine so klägliche Rolle gespielt wie im Kampfe gegen die Landsleute, die unter den Fahnen Friedrichs des Großen fochten. Die Stimmung weitester Kreise, besonders in den protestantischen Ländern, für Friedrich und seine Preußen lag lähmend auf ihrer Tätigkeit. Es ist die Zeit, in der sich die größere kriegerische Leistungsfähigkeit erkennbar auf die Seite des deutschen Nordens hinüberneigt. Es geschah unter Vor-

tritt Preußens, und ein Gefühl preußisch-norddeutscher Waffenbrüderschaft nahm damit seinen Ursprung.

Der Hubertusburger Friede bestätigte nur, was schon achtzehn Jahre früher zu Dresden entschieden war. Kein Dorf wechselte seinen Besitzer. Wohl nie ist heftiger um nichts gekämpft worden. Es war der erste, doch völlig ergebnislose Versuch, zu einer endgültigen Entscheidung zu gelangen zwischen den beiden Mächten, von deren Geschick eben in Friedrichs Tagen Deutschlands Zukunft abhängig geworden war, und von denen eine zum vollen Siege gelangen mußte, wenn es je wieder eine deutsche Einheit, ein lebensfähiges Deutsches Reich geben sollte. Daß dieser Versuch nicht in österreichischem Sinne ausfiel, wird die Geschichte stets als einen Erfolg ansehen, für den das Blut der Gebliebenen nicht umsonst vergossen war.

Der Verschiebung der Machtverhältnisse auf deutschem Boden, die zunächst nur ganz vereinzelt über die deutschen Grenzen hinaus wirksam werden sollte, ging in den gleichen Kriegsstürmen eine andere zur Seite, welche die Überlegenheit Englands über Frankreich als See- und Kolonialmacht zu klarer Entscheidung brachte.

Unter den beiden ersten Georgen macht sich in der englischen Politik noch einmal ein Widerstreit der kontinentalen und maritimen Interessen bemerkbar. Die Könige vergaßen an der Themse ihre deutsche Kurfürstenwürde nicht; der Whiggismus aber, der die leitenden Kreise städtischer und ländlicher Aristokratie zu einem Ziele zusammenschloß und gerade in dieser Zeit zu vollster Ausgestaltung und bestimmender Geltung gelangte, faßte immer entschiedener Englands Weltstellung ins Auge. Die Neigung der Könige ging gegen Preußen, die des Landes gegen Frankreich.

Als Friedrich in den Kampf um seine Existenz trat, erstand England in dem älteren William Pitt, Lord Chatham, einer seiner größten Staatsmänner. Daß die beiden Staaten während des Siebenjährigen Krieges ein gut Stück Weges zusammen gingen, ist

englischerseits dieses Mannes Verdienst. Man erinnert sich in Deutschland gern der englisch-preußischen Waffenbrüderschaft in diesem und später im Freiheitskriege, und sie ist eine Quelle lebhafter Sympathien gewesen, die besonders im deutschen Norden bis auf unsere Tage für England bestanden haben. Geschichtliche Wahrheit zwingt doch zu der Erkenntnis, daß England nichts suchte und nichts wollte als einen kontinentalen Kämpfer gegen Frankreich. Da Österreich versagte, fand man an Preußen und den norddeutschen Kleinstaaten, was man brauchte.

Pitts Ansicht, daß entscheidende Erfolge gegen Frankreich schwer zu erringen seien, wenn man es nicht auch zu Lande bekriege, wurde durch den Gang der Dinge glänzend gerechtfertigt.

Die Zeit vom spanischen Erbfolge- bis zum Siebenjährigen Kriege ist für England eine Periode verhältnismäßig rascher und stetiger Entwickelung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse gewesen. Ziffernmäßig läßt sich das ganz einwandsfrei nicht belegen; aber es ist darum kaum weniger gewiß. Man kann sagen, daß in dieser Zeit die merkantile und industrielle Überlegenheit über die Niederländer angefangen hat, sich klar auszugestalten. Besonders die nordamerikanischen Kolonien waren in glänzendem Aufsteigen begriffen.

Aber auch die Franzosen hatten von der Mitte der zwanziger Jahre an bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Im Levantehandel behaupteten sie die erste Stelle; sie übten ein anerkanntes Protektorat über die römischen Christen im Orient. Damals haben sich ihre westindischen Besitzungen, Martinique und Guadeloupe und ganz besonders ihr Anteil an San Domingo, zu den blühendsten aller dortigen Kolonien entwickelt. In der Zuckerproduktion überflügelten sie alle Konkurrenten, ähnlich im Anbau des Kaffees. Als eine Art Ersatz für die Verluste von Utrecht war auf der Insel Kap Breton vor der St. Lorenzmündung die starke Feste Louisburg erbaut worden. La France und Bourbon entwickelte Labourdonnais zu wichtigen Posten auf dem Wege nach Ostindien. Eben

dort aber brachte es Frankreich zeitweise zu einer unverkennbaren Überlegenheit über England.

Mit dem Ausgange der 50jährigen Regierung Aurengzibs (1707) hat die beherrschende Stellung des Großmoguls in Vorderindien ihr Ende erreicht. Der schon von dem Gewaltherrscher nur mühsam niedergehaltene neue Mahrattenstaat gelangte zu fast voller Unabhängigkeit. Der Aufschwung, den die Macht Persiens unter dem Turkmenen Nadir Schah (1732—47) nahm, machte sich dann nicht nur Türken und Russen, sondern auch den Indiern fühlbar; 1739 ward Delhi erbarmungslos ausgeplündert. Wie in den Zeiten, als die Portugiesen die Halbinsel erreichten, löste sie sich wieder in mehr oder minder mächtige Teilstaaten auf. Der Versuch, durch Einmischung in ihre Streitigkeiten zu Herrschaft und Landbesitz zu gelangen, lag nahe.

Die Franzosen haben ihn zuerst mit größerem Erfolge gemacht. Unter der Führung Dupleix', der seit 1741 in leitender Stellung tätig war und sich auf seine Beziehungen zu den eingeborenen Fürsten stützte, gingen sie trotz der Überlegenheit der Engländer zur See aus den Kämpfen des österreichischen Erbfolgekrieges mit Vorteil hervor. Sie konnten den Engländern Madras abnehmen, das im Aachener Frieden für das von den Franzosen verlorene Louisburg zurückgegeben wurde. In den nächsten Jahren mehrte sich der von Frankreich abhängige Landbesitz so, daß er den größeren Teil Dekhans ausmachte, sich vom Kistna bis zum Kap Komorin erstreckte. In der Besitzergreifung indischen Bodens hatte die Compagnie des Indes, als das 18. Jahrhundert seine Mitte überschritt, vor der englisch-ostindischen Gesellschaft einen erheblichen Vorsprung.

In England wurde das nicht übersehen; man setzte am französischen Hofe durch, daß Dupleix 1754 abberufen wurde. Im nächsten Jahre kam Lord Clive zum zweiten Male nach Indien und gewann bald die Leitung der indischen Angelegenheiten; ein ebenbürtiger Gegner stand ihm nicht mehr gegenüber.

Benjamin Franklins bekanntes Wort, daß es keine Ruhe in

Amerika geben werde, solange die Franzosen Herren von Kanada seien, drückt die Grundstimmung der englischen Kolonisten dieser Zeit aus. Die immer brennender werdende Frage war die des Hinterlandes. Nach den Anschauungen über Entdeckerrechte hatten die Franzosen wohlbegründete Ansprüche auf das ganze Mississippigebiet. Aber wie hätten die Siedler der schmalen Küstenstriche Halt machen sollen auf den Höhen der Alleghanies und nicht hinüberstreben in die reichen Ohiolande! Es war einer der auch im Frieden nicht aufhörenden Zusammenstöße in diesen Gegenden, beim heutigen Pittsburgh, der den Namen George Washingtons in die Geschichte einführte.

Über diese Streitigkeiten im virginischen und pennsylvanischen Hinterlande, in denen England schon der Kolonisten wegen gar nicht nachgeben konnte, und über das Emporkommen der Franzosen in Ostindien, das Englands mächtigste und reichste Handelsgesellschaft nicht dulden wollte, entbrannte der Siebenjährige Krieg. Dort wie hier war schon Blut geflossen, und zahlreiche französische Schiffe waren von den Engländern genommen worden, als ihn England im Mai 1756 offen erklärte.

Als der am tiefsten greifende Unterschied zwischen den beiden Völkern und ihren Staatswesen erwies sich auch jetzt wieder der, daß die Handlungen der englischen Regierung die des englischen Volkes waren, vor allem desjenigen Teils dieses Volkes, der an den in Frage stehenden Interessen am meisten beteiligt war. Auch in Frankreich fehlte es nicht an Verständnis für die Wichtigkeit maritimer und kolonialer Entwickelung; aber seine Regierung hatte traditionell die Erweiterung der Festlandsmacht im Auge. Sie handelte, wie sie die Dinge verstand oder ihnen Neigung entgegenbrachte; ihre Erkenntnis aber oder ihre Neigung entscheidend zu beeinflussen, bestand für das Land geringe Möglichkeit.

Es würde schwer sein, am Regimente Ludwigs XV. starke Seiten aufzuweisen; am wenigsten war es die, die Streitkräfte des Landes schlagfertig zu erhalten. Darunter hatte, als das Duell

mit England begann, die Flotte noch weit mehr gelitten als das Landheer, das in Deutschland so schlecht bestand. Schon in den österreichischen Erbfolgekrieg war Frankreich mit halb so starker Seemacht als England eingetreten; die folgenden Jahre hatten den Abstand noch erweitert. Dazu kam eine wohl zwanzigfache Überlegenheit der Zahl bei den englischen Kolonisten Amerikas gegenüber den französischen. Das konnte die größere militärische Leistungsfähigkeit der Kanadier, so ausgeprägt sie war, um so weniger ausgleichen, als den Engländern die See offen stand, und sie an Landtruppen, die man ja in Deutschland nach Kräften sparte, für überseeische Zwecke keinen Mangel hatten. So gingen nacheinander 1758 Louisburg, der „Schlüssel zum Lorenzstrom", 1759 Quebec, 1760 Montreal und damit Kanada den Franzosen verloren.

In Ostindien nahm Lord Clive die Politik Dupleix' auf und übertraf sie durch Erfolge, weit mehr noch durch vollendete Skrupellosigkeit. Der leichte Sieg von Plassey, erfochten fünf Tage nach Friedrichs Unglück von Kolin, machte England zum Herrn von Bengalen. Von der Heimat her ungenügend unterstützt fielen alle französischen Plätze in die Hände der Engländer.

Ganz zu Anfang des Krieges war es den Franzosen gelungen, Port Mahon und Menorca zu nehmen; den Fehler, es nicht verhindert zu haben, büßte der englische Admiral Byng mit dem Tode. Später haben sich französische Kriegsflotten kaum noch auf dem Meere zeigen können; eine Seeschlacht, die man so nennen könnte, ist nicht geschlagen worden. Zeitweise ward ernstlich an eine Landung in England gedacht. Aber die englische Flotte hielt die französischen Häfen unter strengster Blockade; eine größere Ansammlung von Schiffen, die unerläßliche Vorbedingung eines Landungsversuches, hat man nicht zustande gebracht. Wo es französischen Geschwadern gelang, die See zu erreichen, fanden sich alsbald überlegene englische Streitkräfte, sie zu vernichten. Auch die französische Kaperei hatte weder die Ausdehnung noch die Erfolge aufzuweisen wie in früheren Kriegen.

Das Eintreten Spaniens in den Kampf noch im letzten Jahre seines Verlaufes bot den Engländern nur den Vorteil neuer Angriffsobjekte. Rodney hatte den Franzosen ihre westindischen Kolonien bis auf Domingo vollständig abgenommen; er konnte jetzt noch Havana hinzufügen. Pocock nahm Manila. Nicht einmal der Versuch der Spanier und Franzosen, sich an Portugal schadlos zu halten, gelang; er brachte nur das Land in noch festere Verbindung mit England.

Im Pariser Frieden schied Frankreich aus Nordamerika aus. Seine Ansprüche auf das Gebiet zwischen Mississippi und Felsengebirge überließ es Spanien, das selbst Florida an die Engländer abtrat. So wurden diese Herren vom Ozean bis zum Mississippi und vom Eismeer bis zum Mexikanischen Golf. Es war entschieden, daß Nordamerikas Kultur eine einheitliche und eine englische sein werde.

Und ebenso ward festgelegt, daß Ostindien, wenn von Europäern, zunächst jedenfalls nur von Briten beherrscht werden würde. Daran konnte die Rückgabe des zerstörten Pondichery und einiger kleinerer Posten an Frankreich nichts ändern. Im Jahre nach dem Friedensschlusse ist Dupleix im Elend gestorben. Seinem Nachfolger de Lally hat man daheim den Prozeß gemacht. Er war nicht schuldiger als andere auch. Er endete 1766 gleichsam als Sühnopfer für alle auf dem Schafott. Die Compagnie des Indes ward 1770 aufgehoben.

In Westafrika büßte Frankreich seine beste Kolonie, den Senegal, ein. Martinique und Guadeloupe erhielt es zurück; aber so ertragreich diese Inseln waren, eine große Zukunft konnten sie nicht haben. Wäre Pitt bis zum Ende des Krieges am Ruder geblieben, Englands Gegner hätten den Frieden wohl noch teuerer erkaufen müssen. Er hätte am liebsten Frankreich jedes Kolonialbesitzes beraubt und auch seine seemännische Tätigkeit möglichst unterbunden.

Nach allgemein verbreiteter Auffassung sind Franzosen für Kolonisation weniger begabt als Engländer. Ein Vergleich Kana-

das mit Neu-England kann dafür nicht als Beweis dienen; der Küstenstrich ist durch seine Lage zu sehr im Vorteil. Von einem Stillstand im Bevölkerungszuwachs weiß das Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts noch nichts; er hat sich erst in dem des 19. allmählich herausgestellt. Wären die Hunderttausende, deren Knochen in den Kriegen der Bourbonen, der Republik und des Kaiserreichs auf den Schlachtfeldern Europas bleichten, für Frankreichs Interessen über See eingesetzt worden, hätte man sich nicht gemüßigt gesehen, die Hugenotten auch jenseit des Ozeans zu verfolgen, der Nation möchte ein anderes Maß von Weltgeltung zugefallen sein. Aber ihre Leiter vermochten sich aus dem Banne kontinentaler Träume und bornierter religiöser Verfolgungssucht nicht zu lösen.

Die Teilnahme an dem Kesseltreiben gegen Friedrich den Großen hat sich als ein ganz besonderer und als einer der verhängnisvollsten Fehler der französischen Politik erwiesen. Hätte sie sich auf Preußens Seite gestellt, der Entscheidungskampf um maritime und koloniale Macht hätte so vernichtend nicht ausfallen können. England war zwar wenig in Hannover, um so schmerzhafter aber in den Niederlanden zu treffen. Die Gelegenheit, diesen Stoß zu führen, haben die unfähigen Berater Ludwigs XV. verpaßt. Das Maß kolonialer Betätigung ist doch ganz wesentlich, ja in der Hauptsache bestimmt worden durch das politische Geschick der Nationen.

Von den Staaten, die am Siebenjährigen Kriege beteiligt waren, hat allein England einen Gewinn davongetragen und zwar einen Gewinn von weltbewegender, kaum zu überschätzender Bedeutung. Sein Bundesgenosse hat froh sein dürfen, sich behauptet zu haben. Es möchte sich aus dem ganzen Kriege kaum ein Fall nachweisen lassen, daß England eine Anstrengung gemacht hätte, ein spezifisch preußisches Interesse zu fördern. Dem dringenden Wunsche Friedrichs nach einer Diversion in der Ostsee, um den von den Russen bedrängten preußischen und pommerschen Landen Luft zu machen, hat es sich hartnäckig versagt. Solche Maßnahmen hät-

ten den blühenden Ostseehandel stören können, der während des ganzen Krieges betrieben wurde. Nach Pitts Sturz mutete man dem preußischen Verbündeten die Abtretung Schlesiens zu und war nicht abgeneigt, Frankreich deutschen Boden zu überlassen. Für England war es nebensächlich, ob Frankreichs Ostgrenze an den Vogesen oder am Rheine lag, wenn sie nur nicht am Meere vorgeschoben wurde. So ist denn die preußisch-englische Intimität auch nur eine rasch vorübergehende gewesen, keinerlei Ausdruck irgendwelcher dauernder Interessengemeinschaft. Friedrich hat nie mehr Neigung gespürt, sie zu erneuern. Er wandte sich Rußland zu, das ihm sowohl mehr schaden als auch mehr nützen konnte, auf das er vor allem in der polnischen Frage angewiesen war. Schon 1764 kam ein russisch-preußisches Bündnis zum Abschluß. Kaiserin Katharina war keine Freundin Friedrichs, aber sie trieb Real-, nicht Gefühlspolitik.

Ein einziges Jahrhundert hat über Englands Seeherrschaft entschieden. In drei Etappen ist sie erreicht worden, die man durch die Namen Cromwell, Wilhelm von Oranien und Pitt bezeichnen kann. Im Verein mit Frankreich ist die Republik der Niederlande niedergekämpft worden, dann Frankreich im Bunde mit den Niederlanden. Für den letzten großen Streit waren die Kräfte genügend gestärkt, ihn allein durchzufechten. Von den Begründern der überseeischen Herrschaft des weißen Mannes kam Spanien nur noch als Mitläufer, Portugal als Trabant Englands in Frage.

Die Niederlande haben als Handelsmacht noch durch das ganze 18. Jahrhundert Geltung behauptet. Ihr Verkehr ging nicht zurück, aber er wurde von England überholt, seit dem Siebenjährigen Kriege immer mehr in den Schatten gestellt. Besonders deutlich läßt sich das am Ostseehandel verfolgen.

Im Zeitalter des Merkantilismus konnte es nicht fehlen, daß auch andere Staaten nach gesteigerter kommerzieller und maritimer Tätigkeit strebten. Bei allen Anwohnern von Nord- und Ostsee, germanischen Stämmen von angeborener und anerzogener Unter-

nehmungslust und Betriebsamkeit, insbesondere von gleichwertiger Seetüchtigkeit, regte sich dieser Geist. Die Zahl ihrer Seefahrer und Handelsschiffe hat sich im 18. Jahrhundert wesentlich gemehrt, besonders gestützt auf das Wachstum der Binnenbevölkerung an Zahl und Wohlstand. Die beiden nordischen Staaten, besonders Dänemark-Norwegen, verfügten auch über eine achtbare Kriegsrüstung zur See. Sie haben sich schon zu Beginn des Siebenjährigen Krieges zusammengeschlossen zum Schutze ihres Handels, dann auch mit Rußland zur Reinhaltung der Ostsee von Kapern. Den Fragen des Levantehandels hat die österreichische, ebenso auch die russische Politik rege Aufmerksamkeit zugewandt.

Aber über all dem schwebten doch überwachend und regelnd Englands Wille und Macht. Eine gewisse Entwickelung fremder Schiffahrt konnte erwünscht sein als Befriedigung eines Bedürfnisses nach billiger Fracht. Die Navigationsakte hat aber verhindert, daß der Anteil der Fremden am englischen Verkehr im 18. Jahrhundert jemals den Umfang annahm wie damals und früher am Handel der Niederländer. Wo irgendwie sich Ansätze bildeten zu einer Beeinträchtigung britischer Interessen, hat England rasch und entschieden und fast immer mit Erfolg eingegriffen.

Besonders empfindlich haben das die österreichischen Niederlande spüren müssen, das wirtschaftliche Schmerzenskind der österreichischen wie früher der spanischen Monarchie. Jetzt zogen, ihnen gegenüber, noch die Generalstaaten mit England am gleichen Strange. Die 1718 von Kaiser Karl VI. begründete Ostender Handelsgesellschaft hat trotz erfreulicher finanzieller Erfolge ihrem Einspruch alsbald weichen müssen; sie wurde zunächst suspendiert, 1731 ganz aufgehoben. Die reichen Geldmittel, die England aus seinem Handel gewann, ermöglichten ihm die Subsidienzahlungen für die festländischen Kriege. Es hat Truppen gekauft in aller Herren Länder; selbst Russen haben gegen Ende des österreichischen Erbfolgekrieges in den Niederlanden Verwendung gefunden.

Rußland ward nach dem Tode Peters des Großen durch

mehr als 70 Jahre fast ununterbrochen von Frauen regiert. Die gewiesene Bahn der Entwickelung ist trotzdem nicht mehr verlassen worden. Schweden, Polen und die Türkei trennten Rußland von der abendländischen und der orientalisch-christlichen Welt und hemmten seine kräftigere Betätigung auf dem Meere. Das Übergewicht an Macht, das Peter seinem Staate gegeben hatte, mußte sich zunächst gegen diese Nachbarn geltend machen.

Gegen die Türken hat es vor Katharina zu nennenswerten Erfolgen nicht geführt. Zwar nicht mit Vorteil wie gegen Österreich, doch aber ohne wesentliche Einbuße behaupteten sie sich 1735 bis 1739 gegen Kaiserin Anna, trotzdem ihnen anfangs auch Nadir Schah zu schaffen machte. In Polen dagegen wich der französische Einfluß dem russischen; das Land geriet mehr und mehr in eine Stellung, für welche die moderne Diplomatie den Ausdruck „russische Interessensphäre" gebrauchen würde. Es war, wie die Verhältnisse in Polen lagen, die unvermeidliche Folge der Erstarkung des östlichen Nachbarn.

Die Unsicherheit der Thronfolge nach dem Tode Karls XII. hat in Schweden den Ehrgeiz des Adels, dessen Tatkraft die „Zeit der Größe" entwickelt hatte, und der in ihr zu Besitz gekommen war, neuerdings entfesselt. In der Geschichte des Landes trägt das nächste halbe Jahrhundert bis zum Regierungsantritt Gustafs III. (1772) den Namen der „Freiheitszeit". Schweden hat kaum eine schwächlichere durchlebt. Durch den Nystader Frieden hatte der Zar ein Recht der Überwachung und Einmischung erlangt. Von den einander befehdenden Adelsfaktionen der Mützen und Hüte standen jene in russischem, diese in französischem Solde; beide waren in gleicher Weise bemüht, die Krone zu schwächen. Die Hüte trieben das Land in einen unrühmlich geführten Krieg mit Rußland, der 1743 nur durch Anerkennung der gottorpischen Thronfolge, die durch Karl Peter Ulrich, den Neffen und erklärten Nachfolger der Kaiserin Elisabeth, auch für Rußland feststand, ohne Verlust beendet werden konnte. In der ebenso zwecklosen Teilnahme am Siebenjährigen Kriege erwies sich Schwedens Heer als ein jämmer-

liches Zerrbild seiner einst ruhmbedeckten Streitmacht. Wie Polen so war auch Schweden kaum noch ein selbständiger Faktor in der europäischen Politik.

Darin lag zunächst eine Minderung französischen Einflusses, die sich nicht ohne Spannung zwischen Rußland und Frankreich vollziehen konnte. Aber auf die Dauer mußte doch die Gefährdung deutscher Interessen die größere Bedeutung gewinnen. In den Jahren, da die Russen Ostpreußen beherrschten, regten sich in ihnen Gelüste nach den Häfen, zu denen selbst Österreich scheel sah. Für das deutsche Volk war es doch von unsäglicher Bedeutung, daß Friedrich die preußische Großmacht schuf und aufrecht erhielt; ohne ihn wären die alten Ordenslande endgültig verloren gewesen.

Der Siebenjährige Krieg hat die politische Gestaltung Europas festgelegt, deren Grundzüge der Erdteil länger als ein Jahrhundert bewahrt hat. Die fünf Großmächte erscheinen als die Herren seiner Geschicke. Daran haben auch die Stürme der Revolution und die Kriegstaten des Kaiserreiches nichts ändern können. Erst in unseren Tagen sind Kräfte wirksam geworden, die eine Wandlung teils vollzogen, teils angebahnt haben. Ihr Ursprung reicht zurück in die Tage, da die Entstehung Preußens der Mitte Europas wieder einen nationalen Mittelpunkt gab und die Führung des Dreizacks durch Großbritannien anfing als selbstverständlich angesehen zu werden. Es wird die Aufgabe des zweiten Bandes sein, ihr Emporkommen zu verfolgen.

E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstr. 68—71.

4